Im

Sturme des Lebens.

Roman

von

A. Stifft.

Zweiter Band.

Hail holy light hail!

MILTON.

Wien, 1864.

Verlag von Carl Schönewerk.

Drittes Buch.

In einer kleineren deutschen Residenz, welche nahebei 20,000 Einwohner zählt, hatten die Bewohner mehrerer Straßen, welche vom Regierungsgebäude gegen die entfernteren Theile derselben führten, nicht nöthig, auf das astronomische Mittagszeichen zu achten, welches von dem Thurme der Pfarrkirche gegeben wurde. Wenn auch nicht das bleiche, gespenstige Mädchen von Erfurt, so war es doch eine andere, noch faßbare, durch die Sinne wahrnehmbare Gestalt, welche von Minute zu Minute durch ihr regelmäßiges Vorüberschreiten die fast in der ganzen Stadt noch geltende Eßstunde anzeigte, wenn man nicht eben auf astronomische Genauigkeit Anspruch machte.

Diese Gestalt war die eines kleinen, mageren Männchens, meist in Schwarz gekleidet, mit einem

breitränderigen Filzhute auf dem eisgrauen Kopfe, einem kleinen, welken, mit zahllosen Runzeln bedecktem Gesichte, kurzen, krummen, hageren Füßen, einem alten spanischen Rohrstock mit silbernem Knopfe unter dem einen, Papier unter dem anderen Arme. Die Bedeutung, welche das Männchen durch die Pünktlichkeit seines Vorüberschreitens in den Straßen, welche nach seiner Wohnung führten, erhalten hatte, ging weit über die seines Amtes. Heik, so hieß es, versah im Regierungsgebäude ganz unbestimmte und schlecht bezahlte Dienste. Er wurde zum Registriren von Acten, zum Copiren weniger wichtiger Schriftstücke, zur Einholung von Aufschlüssen im Inneren der Stadt verwendet. Letzteres Amt verminderte das Vergnügen, womit die Bewohner Heik in den Straßen oder an öffentlichen Orten erscheinen sahen. Heik hatte jedoch die gute Gewohnheit, deren er sich allerdings nicht bewußt war, an solchen Tagen, welche den letzteren Theil seines Amtes in Wirksamkeit setzten, mit so scheuen, spitzen Blicken die Vorübergehenden anzustarren, daß dieß als ein Warnungszeichen gelten konnte. Man schwieg dann in seiner Gegenwart oder man wich ihm ganz aus. Die Residenz, obwohl mit dem Eisenbahnnetze Deutschlands in Verbindung, bot des Modernen so wenig, daß sich nebst Heik manch'

andere merkwürdige Besonderheit aus älterer Zeit erhalten konnte. Man mußte jedoch längere Zeit in derselben verweilen, um außer dem metallenen Standbilde eines früheren Regenten auf dem großen Platze vor dem Residenzschlosse und dem fast den ganzen Sommer über lachend grünen Graswuchse in einigen Straßen Mittheilenswerthes in diesem Genre zu entdecken. Die Stadt war im Ganzen trübe, einförmig, geräuschlos, wenn nicht die Gauversammlungen des Nationalvereines oder die Abzweigung einer anderen modernen Verbindung für einige Zeit in derselben zusamentraten. Es geschah dieß jedoch in den letzten Jahren öfter. Theils lag es in dem Ehrgeize der Regierung des kleinen Landes, solche Ereignisse hervorzurufen, theils lockte die Wohlfeilheit des Aufenthaltes. Der Staat konnte durch seinen Antheil an einer Virilstimme am Bundestage sich mitunter in großen Kreisen eine ephemere Geltung verschaffen. Die Regierung lag seit einem Decennium in den Händen der verwitweten Regentin-Mutter, welche dieselbe als Vormünderin führte. Ein wenn auch nicht allzu freisinniger, doch wohlwollender Geist wurde derselben nachgerühmt, obwohl die verwitwete Prinzessin dem Erblinden nahe, wie man sagte, sich einer steigenden Frömmigkeit hingab.

1*

Der Erbfolger, Prinz Moriz, so hieß es wenigstens, wurde in freieren, viel versprechenden Grundsätzen erzogen. Dagegen meinte ein Theil der Bevölkerung der Residenz, welcher auf höhere Bildung Anspruch machte, der Prinz genieße gar keiner Erziehung, sondern wachse durch die Nachsicht der Regentin-Mutter verdorben, ganz nur unter dem Einflusse seiner Launen und geistreich bizarren Einfälle auf.

Der Prinz, welcher noch ein Jahr zur Volljährigkeit und Uebernahme der Regierungsgeschäfte hatte, wurde steigend Gegenstand des Interesses, der Beurtheilung und der Meinungsverschiedenheit der Residenzbewohner. Man fing an, ihn zu beobachten, frühere Züge aus seiner Jugend wurden hervorgeholt.

Seit dem Frühjahre hatte der Prinz eine überraschend plötzliche Aufmerksamkeit der kleinen Residenzbühne zugewendet. Er erschien fast regelmäßig bei den Proben in Uniform, blauem Waffenrocke, weißen Beinkleidern, hohen Stulpstiefeln, den Degen an der Seite, den Stern des Hausordens auf der Brust, eine gewaltige braunlederne Reitpeitsche in der Hand. Zufällig war den Sommer über die Bühne durch den neu ernannten Intendanten besser, als früher geleitet worden. Ein Theil der intelli-

genten Bevölkerung schloß daraus auf einen günstigeren Einfluß des geistreichen Prinzen, der andere beklagte es, daß Prinz Moriz seine Jugend, die Zeit kostbarer Bildung, mit leerem und gefährlichem Spiele verliere.

Eifriger und unumwundener, als einer der sonst doch vorsichtigen, zurückhaltenden Regierungsbeamten, sprach sich Heik bald tadelnd, bald billigend über die jeweilige Beschäftigung des Prinzen aus. Heik mußte irgend einmal eine Vorstellung Egmont's gesehen haben, wenigstens copirte er bei solcher Gelegenheit den Vansen mit lächerlicher Treue. Er schnupfte dann, schnitt Gesichter, zog die Schriften unter dem Arme hin und her und versicherte, daß er die Verfassung des Ländchens haarklein auswendig wisse und weder eine Linie unter, noch eine Linie über derselben stehen wolle.

Wenn die Bewohner der Straßen, welchen Heik die Mittagsstunde sonst durch sein Vorübereilen anzeigen wollte, heute auf dasselbe, statt des Glockenzeichens harrten, mußten sie in ihrer Zeitberechnung wesentlich in Verwirrung gerathen. Heik hatte den langen Vormittag über auffallend stark geschnupft, einmal das Tintenfaß statt des Sandes über seine Beinkleider gegossen, für welche diese Schwärzung nicht überflüssig war und endlich mit

sichtbarer Ungeduld die zwölfte Stunde erwartet. Statt aber, wie gewohnt, pfeilschnell in gerader Richtung dem Suppentopfe zuzueilen, welcher in seiner Stube schon dampfen mußte, wenn er ankam, schlich Heik dießmal sehr vorsichtig auf Nebenwegen in eine der ältesten Straßen der Residenz. In früheren Jahrhunderten mochte dieselbe — Löwenstraße, so wie jetzt noch genannt, unter die schöneren der Residenz gerechnet worden sein. Hohe, alte Giebelhäuser, mit vielen kleinen Fenstern und Erkern zogen sich an beiden Seiten hin. Die Bewohner der Straße mußten die Blumenzucht besonders lieben, denn fast an allen Fenstern standen einfache buntblühende Gartengewächse, ein freundliches Bild, auf welches der blaßblaue Herbsthimmel herabsah. Gegen das Ende der Straße zu, lag eine Spezereiwaarenniederlage. Die Aushängschilder zeigten Karawanen mit Kamelen, den üblichen Seehafen mit Schiffen, Waarenballen am Ufer und einem düsteren Gewitterhorizonte. Ein goldener Löwe von mäßiger Größe hing als Wahrzeichen über dem Gewölbe. Er durfte in der Straße, welche den Namen davon trug, nie ganz fehlen. Gleich daneben war die erste Buchhandlung der Residenz, deren Lager ungeachtet der unscheinbaren, spärlich ausgestatteten Auslage-

kästen an beiden Seiten doch ein verhältnißmäßig reiches und befriedigendes genannt werden konnte.

Diese Straße betrat Heik mehrere Minuten nach dem Ausschlagen der Mittagsstunde mit geräuschloser Eilfertigkeit. Er hielt sich am Eingange derselben vor dem Gewölbe eines Trödlers scheinbar unbefangen auf und vertiefte sich in den Anblick eines Schlachtenbildes, welches eines der Seetreffen des spanischen Successionskrieges darstellte. Der Inhaber des Gewölbes war behutsam hervorgekommen, hatte sich in die Herbstsonne mit entblößtem Haupte gestellt und versucht mit Heik ein Gespräch anzuknüpfen. Heik zeigte sich jedoch so zerstreut und befangen, horchte fortwährend in die Ferne, daß der Trödler sich bewogen fand, ihn in seinen Studien über maritime Strategie nicht wieder zu stören.

Ohne äußere Veranlassung unterbrach Heik die Betrachtung des Bildes und schlich an der Seite der Straße, an welcher die Trödlerbude lag, langsam entlang. Gleich darauf wurde der Tritt eines Pferdes hörbar, welchen unmittelbar vorher nur Heik erlauscht haben mußte.

Heik schlich langsam, gleichsam betrübt fort, durch das gesenkte Haupt und die breite Krämpe des Hutes sein Gesicht halb verdeckend. Fast unmittelbar hinter ihm folgte der Reiter, dessen Pferd

durch den gleichmäßigen, langsamen Schritt auf dem schmalen, spitzen Pflaster hörbar geworden war.

Es war ein Eisenschimmel, nicht allzuhoch, augenscheinlich jung, gelehrig, mit einer breiten Purpurdecke behangen. Der Reiter wurde von den Fenstern, von den Thürschwellen lächelnd begrüßt. Es war als ob man ihn erwartete, als ob er öfter schon hindurchgekommen sein müßte. Auch die Vorübergehenden wichen kaum aus, obwohl in der wenig belebten Straße das Erscheinen eines Reiters fast seltsam und unzukömmlich sein mußte.

Der langsam dahin Trabende war Prinz Moriz. Er trug den blauen Waffenrock, die weißen Lederbeinkleider, die hohen Stulpstiefel, den großen Ordensstern, die dunkelbraune Lederpeitsche, womit er sonst die Bühne betrat. Das militärische Hütchen saß keck auf dem vollen, lockigen, braunen Haarwuchse, das blühende Antlitz, mit scharfen, dunklen Augen, starken Augenbrauen, der Ansatz des Schnurrbartes über den schmalen, blassen Lippen machten einen einnehmend freundlichen Eindruck, die jugendliche Offenheit verdrängte nicht völlig den Anflug ironischen Lächelns, welcher in den Mundwinkeln lag. Prinz Moriz war, man sah es auf den ersten Blick, keine gewöhnliche Erscheinung. In der Selbstüberlassenheit des jugendlichen Lebens hatte

sich etwas Gesundes, aber auch Selbstständiges in ihm entwickelt.

Ungefähr zwei Häuser vor der Spezereiwaaren-niederlage und gegenüber derselben schielte Heik, welcher buchstäblich vor dem Prinzen einherschlich, behutsam auf ein offenes Fenster zu ebener Erde, welches mit einem solchen Reichthum von hohen Blumen und grünenden Gewächsen verstellt war, daß diese eine fast undurchsichtige Wand vor demselben bildeten. Heik wußte recht gut, daß sich hinter demselben sehr oft ein Mädchengesicht zeigte, welches durch die dunkelfunkelnden, kirschenschwarzen Augen, den fast italischen Typus wohl bekannt, selbst die Aufmerksamkeit von Künstlern auf sich gezogen hatte.

Heik warf einen zweiten, stechenden Blick auf das Fenster und als er hörte, daß ihm der Schall des Pferdehufes näher kam, schlich er so langsam als möglich dem Spezereiwaarenlager zu, beim Eintreten in dasselbe sich nochmals umwendend, so daß er das erwähnte Fenster flüchtig wieder in's Auge fassen konnte.

Eben ritt der Prinz an demselben vorbei. In diesem Augenblicke tauchte auch eine männliche Gestalt hinter der grünen Blumen- und Blätterwand auf, welche bei einiger Aehnlichkeit mit dem geschilderten Mädchen doch viel voller, breiter, kräftiger

den Zügen nach erschien, als dieses sein konnte. Der Prinz hatte im Vorüberreiten etwas in's Fenster geworfen, das wie weißes Papier leuchtete und dann metallisch klang, war jedoch ohne zu verweilen, alsbald an dem Ausgange der Straße und umbiegend in der nächsten verschwunden.

Heik hatte eintretend den Spezereiwaarenhändler, sich athemlos stellend, angesprochen, als ob er nur in höchster Eile vorüberkäme. Der Spezereiwaarenhändler, ein alternder, bedächtiger Mann, war eben in Verrechnung begriffen und hielt die Schiefertafel einer noch jungen, einfach, aber reinlich gekleideten Frau hin, deren Angesicht bei Heik's Eintreten tiefe Röthe übergoß.

„Frau Johanna Reiligrath," frug Heik halblaut. „Ich glaube, man zahlt hier Schulden?"

Ein Blick tiefster Entrüstung fiel aus dem schönen, milden Auge der Angeredeten auf Heik, welcher leise zurückwich. Die Aufregung, welche sein Erscheinen hervorgerufen haben mußte, ließ über die edlen, gleichmäßigen Züge den wehmüthigen Eindruck eines leisen Kränkelns gleiten, welches der Purpurröthe eine bleichgelbe Blässe folgen machte.

„Was steht zu Diensten," frug der Spezereiwaarenhändler trocken.

„Ein Loth gebrannten Kaffee's," erwiderte Heik wichtig.

Der Spezereiwaarenhändler sah etwas mißtrauisch auf Heik, legte die Schiefertafel bei Seite, wog ein Loth der würzigen, braunen Substanz ab und war im Begriffe, das gefüllte Papierdütchen Heik zu überreichen, als eine sehr helle, feine Stimme von der Schwelle des Gewölbes ertönte.

„Vater, die Suppe wird kalt."

Der Spezereiwaarenhändler sah auf. Ein Mädchen von sechzehn Jahren, von wunderbar schlankem Wuchse, kurze Locken um das runde Köpfchen gelegt, mit tief glühenden, kirschenschwarzen Augen, in hübschem Hauskleidchen stand an der Schwelle des Gewölbes und verschwand sogleich wieder. Es war das von Heik vermißte Mädchen, das sich sonst am Fenster zeigte, in welches der Prinz das weiße Papier geworfen hatte.

„Gustchen," antwortete der Spezereiwaarenhändler freundlich, ließ in auffallender Eile die blasse, schöne Frau und Heik mit dem Gewölbjungen allein und eilte in das Haus, dessen grün verdunkeltes Fenster seine altväterisch heimische Wohnung bezeichnete.

Johanna Reiligrath blieb mit Heik nicht einen Augenblick allein, sondern verließ ebenso schnell das Gewölbe.

Heik lächelte. „Man zahlt," sagte er vor sich hin. „Woher nimmt man das Geld dazu?"

Heik sah der jungen Frau nach. Sie grüßte in den anstoßenden Buchladen. Heik sah nun selbst in denselben. Neben dem Buchhändler, Herrn Otto, einem noch jungen Manne, mittelgroß, von feinem Wuchse, kurzgeschorenem blonden Haare auf dem edelgebildeten Kopfe, goldener Brille über den blauen Augen, stand eine zweite Gestalt, welche Heik's Aufmerksamkeit abermals auf sich zu ziehen schien.

Unseren Lesern bezeichnen wir dieselbe als Eberhard Wesendonk. Um zwei Jahre älter, als wir ihn verließen, sehr anständig, dunkel gekleidet, gibt ihm der kurzgeschnittene Bart, die blühende, nicht mehr fahlgelbe, sondern leise röthlich angehauchte Gesichtsfarbe einen freundlicheren Typus. Er spricht eben sehr eifrig mit Herrn Otto, dem Buchhändler.

Auch Eberhard sah Heik vorübergehen und fühlte für einen Augenblick ein anfliegendes Befremden. Doch achtete er nicht darauf und sprach ruhig weiter.

Heik kam wenige Minuten darauf vor seiner Hausthüre an. Er rieb sich die Hände, legte dann den Finger auf die Nase, setzte sich zu Tische. Nach einer Weile Nachdenkens murmelte er vor sich hin:

„Das geht über alles Erwarten. Prinz Moriz um die angegebene Stunde durch die Löwenstraße reitend, Gustchen nicht am Fenster, statt ihr der Bruder, Gustav, der Leipzigerstudent, welchem der Prinz etwas Klingendes zuwarf, also in Verbindung mit den Kindern des Spezereiwaarenhändlers, Frau Johanna Reiligrath ihre Schulden zahlend, Herr Wesendonk bei dem Buchhändler Otto, dieß Alles zur selben Stunde, — das hat einen Zusammenhang, den ich zu ergründen suchen muß.“

Johanna war langsamen Schrittes und etwas gesenkten Hauptes durch die nächsten Straßen geschritten. Der Anblick Heik's, die Begegnung mit diesem Manne, welcher nie Freundliches für sie und ihren Gatten gebracht hatte, erregte eine dunkle Unruhe in ihr. Sie konnte sich augenblicklich nicht klar machen, inwieferne Heik ihr und dem Frieden des Hauses unmittelbar schaden könnte. Sie wußte nur, daß er jeden Anlaß benützte, um ihren Gatten bei den leitenden Persönlichkeiten der Regierung zu verdächtigen. Sie blieb einen Augenblick vor einem Leinwandgewölbe stehen. Das weiße Linnen zog ihre

Aufmerksamkeit auf sich. Ein leiser Seufzer entrang sich ihrer Brust. Der sorgsamen Hausfrau schwebte so manche Lücke in ihrer Ausstattung vor. Eine Thräne füllte ihr schönes, großes Auge, da sie sich erinnerte, daß an solche Einkäufe vorläufig nicht zu denken sei. Noch hatte sie zehn Schritte bis zur Hausthüre. Das alte, verfallende Gebäude, in welchem sie mit dem Gatten und den Kindern ebenerdige Gemächer inne hatte, lag vor ihr. Sie faßte sich, rüttelte sich gewaltsam aus ihren Träumen und faßte den Entschluß, den Gatten in der kurzen Stunde der Mittagsruhe durch keine unbestimmte, unbegründete Besorgniß zu stören.

Reiligrath erwartete Johanna an der Schwelle des ersten Gemaches. Das jüngere Töchterlein, ein Mädchen von zehn Jahren, der Mutter sehr ähnlich, ein wahres Engelsköpfchen, lag schmiegsam, still und traulich dem Vater an der Seite. Der um ein Jahr ältere Knabe versuchte sich auf der Violine und griff mit überraschender Geschicklichkeit melancholische Accorde. Ein Ton der Duldung ging durch das häusliche Bild.

Reiligrath mußte gegen fünfzig Jahre alt sein, sah jedoch fast noch in Jahren vorgeschrittener aus. Das grauschwarze Haar lag wirr um den großen Kopf. In den fast matten Augenkreisen funkelte

phosphoreszirendes Licht, wie ein verglimmender Lebensfunke. Die verwitterten Züge erinnerten an die der Seeleute.

Reiligrath hatte die deutsche Bewegung des Jahres 1848 mitgemacht, ohne irgendwo eine eigentliche Vertretung legaler Natur zu übernehmen. Er gehörte demokratischen Arbeitervereinen an, er hatte oft und mit Erfolg in öffentlichen Versammlungen gesprochen und damit geendigt, auf den Barrikaden zu kämpfen, welche das untergehende Werk der Paulskirche aufrecht zu erhalten strebten. Gefängnißstrafe war der Lohn dafür. Doch hatte er Kinkel's, des ihm nahe befreundeten Dichters Glück, zu entkommen. Er flüchtete mit seiner Gattin und den Kindern nach New-York, erhielt jedoch nach einem Jahre Amnestirung, ohne sie anzusuchen und fand dann in der kleinen Residenz, in welcher wir uns befinden, auf einem Comptoir Unterkunft. Regelmäßig im ganzen Jahre mußte er von acht Uhr Morgens bis zwölf Uhr zu Mittag und von ein Uhr Nachmittags bis sieben Uhr Abends und wohl noch länger am Pulte sitzen. Er hatte die Rechnungen, Correspondenzen, die Controlle des Comptoirs über sich, dabei eine mäßige Bezahlung.

Der blasse, gebeugte Mann ließ beim ersten Anblicke nicht verkennen, daß ein unheilbarer Gram

an ihm nage, welcher mit der Zeit die Form eines körperlichen Uebels annehmen mußte. Von Zeit zu Zeit glitt ein leises Hüsteln über die schmalen, blassen Lippen. Er unterdrückte es, so lange er konnte. Johanna hörte es nie, ohne daß es wie das Picken der Todtenuhr ihr an's Ohr schlug.

Beide Gatten trugen ihr Leid, ihre Sorge mit musterhafter Ruhe. Sie wußten, daß sie ganz aneinander gewiesen waren. Sie bogen in den Stunden der Begegnung so zu sagen die Stacheln des Lebens so zurück, daß sie sich wechselseitig nicht verletzten. Reiligrath sah mit unendlicher Liebe, mit unerschütterlichem Vertrauen auf Johanna. Diese hatte eine seltene Gabe, wodurch sie des Gatten leidvolles Leben erfreute. Ein leiser Anflug von Humor lag über ihren Anschauungen. Die Tochter eines evangelischen Pfarrers, brachte sie einige allgemeine Bildung mit in die Ehe, hatte dann die des Gatten getheilt. Sie erleichterte durch die ironischen Pinselstreiche, womit sie die Begebenheiten ihres gemeinsamen Lebens ausstattete, diesem den Kampf mit gewöhnlichen und außerordentlichen Sorgen. Reiligrath war gewohnt, von seiner Gattin stets eine jener kleinen Mittheilungen zu hören, welche ihn dann für eine Viertelstunde vielleicht auf

dem Rückwege in die Schreibstube beschäftigten und erheiterten.

Dießmal erzählte Johanna, daß sie den Prinzen durch die Löwenstraße reiten sah, wie immer in der Uniform, mit dem Ordenssterne, der großen Peitsche.

Reiligrath lächelte. „Unser Prinz Heinz" sagte er, „mit dem jugendlichen Flaumgesichte erinnert, ohne daß er es ahnt, an die Erscheinung des großen Friedrich. Er wird diese Erwartung sicher nicht rechtfertigen. Er könnte es auch nicht, wenn er wollte. Er kömmt mir stets wie ein Schauspieler vor, welcher einen großen Feldherrn darzustellen hat und dann die Sache ernsthaft nimmt. Der Ritt durch die Löwenstraße wiederholt sich zu oft. Der Prinz scheint dort eine Anne-Lise gefunden zu haben und will wohl des tüchtigen Hersch, unseres Freundes Schauspiel in Scene setzen."

„Es mag darauf hinauslaufen," erwiderte Johanna. „Die Sache wird in der Residenz schon besprochen, weckt Aergerniß."

„Merkwürdig genug," erwiderte Reiligrath, „hat man mir einmal einen Wink geben wollen, der Prinz interessire sich für mich. Ich kann nicht daran glauben."

Reiligrath sah gedankenvoll vor sich hin, horchte nach dem Schlage der Uhr. Es war eine Viertelstunde vor ein Uhr. Er küßte Johanna, fuhr den Kindern mit der Hand leicht über die Stirne und ging langsam fort.

Johanna sah ihm melancholisch nach, nahm dann aus dem Kasten feine Wäsche, schlug sie in ein sauberes Tuch und ging abermals damit fort.

Reiligrath hätte dieß allerdings nicht wissen dürfen, daß Johanna hinter seinem Rücken durch weibliche Handarbeit stillschweigend und duldsam die Lücken des kleinen Haushaltes ausfüllte. Es hätte ihm die Poesie gestört, welche ihm über dem Bilde seiner Johanna lag. Diese wußte es und arbeitete doppelt gerne. Ihr gab dieses Geheimniß die Geduld zur mühsamen Arbeit.

Dießmal richtete Johanna den Schritt gegen den elegantesten Theil der Residenz, in der Nähe des Schlosses. Die meisten Häuser waren dort neugebaut, fast jedes Stockwerk mit kleinen Balkons versehen, welche mit den zierlichen Gußeisengittern den Gebäuden ein freundliches, villenähnliches Ansehen gaben.

In einem derselben bewohnte der Superintendent und Oberhofprediger von Sydow die zweite Etage. Für ihn wurde die Treppe mit einem schma-

len Teppiche in der Mitte belegt, einige Nischen in dem Gemäuer mit christlich symbolischen Figuren geschmückt. Sydow, ein Mann in vorgerückten Jahren, streng lutherisch, hatte die Gewissen und das ewige Heil der Unterthanen zu besorgen, so weit dieß im protestantischen Staate behördlich zulässig ist. Er hatte in früheren Jahren einige Werke über Dogmatik geschrieben, welche allgemeine Anerkennung fanden, dann als Kanzelredner geglänzt. Seit Jahren besaß er das volle Vertrauen der Regentin Vormünderin, welche er in dem Maße, als sie dem Erblinden entgegenging, mit dem inneren Lichte zu befreunden suchte.

Johanna hatte in Sydow's Hause, als Tochter eines Pfarrers, Zutritt gefunden. Sydow fand es nicht unter seiner Würde, mit ihr zu sprechen, wies jedoch jede Begegnung mit ihrem Gatten strenge zurück. Manchmal kam er auf Johanna's Jugendverhältnisse zurück, nie ohne leisen Tadel, daß Johanna diesen von der Vorsehung ihr geschenkten Ausgangspunkt nicht zu edlerer Fortbildung benützt.

Johanna erwiederte dann stets: „Ich glaube das Edelste gethan zu haben, indem ich in der Treue gegen den leidenden, aufopfernden Gatten die Pflicht der Lebensgefährtin erfülle.“

Sydow machte um so weniger weitere Einwendungen, als diese ihn der Verpflichtung entgegengeführt hätten, für Johanna's Gatten mehr Interesse zu zeigen, was er stets beharrlich zurückwies.

Johanna verweilte in der Regel länger bei Sydow's. Der Superintendent schlürfte meist um diese Stunde duftenden Mocca-Kaffee und Frau Sydow, eine gutmüthige, wohlwollende, wenn auch unbedeutende Erscheinung, bot dann Johanna meist eine mit Milch versetzte Tasse davon, welche diese ungern genug annahm.

Dießmal blieb Frau Sydow zurück, dagegen kam der Superintendent rasch hervor. Er war in voller Amtstracht.

Johanna legte das Mitgebrachte auf den Tisch und frug nach Frau Sydow.

Sydow sah gedankenvoll vor sich hin und antwortete nicht. Er schien sich etwas im Geiste zurecht zu legen, blickte kummervoll auf Johanna und sagte dann zögernd:

„Es sind mehrere Mitglieder der evangelischen Allianz hier angelangt, welche ich der Regentin Vormünderin vorzustellen im Begriffe bin. Morgen ist außerordentlicher Weise in der Heiligengeistkirche Vormittagsgottesdienst. Versäumen Sie nicht, ihn zu besuchen, so daß man Sie sehen kann. Ich sage

dieß nicht umsonst. Es geht ein böser Geist durch die Zeit. Arbeit und Gebet können allein vor seinem Einflusse bewahren. Man bemerkt höheren Ortes allerlei Mißliebiges, das Einreißen der Frivolität, des Unglaubens. Die Stimmung darüber ist trübe, sorgenvoll."

„An Arbeit lasse ich es nie fehlen," erwiderte Johanna bescheiden.

„So fügen Sie auch das Gebet hinzu," betonte Sydow. „Leben Sie nun wohl, meine Gute."

Johanna schied mit leiser Verneigung. Ein schmerzliches Lächeln glitt über ihre Züge. Sie fühlte das düstere Wehen eines bösen Geistes, welcher auch ihre bescheidene Stube erreichen konnte. Es war aber ein ganz anderer Geist, als jener, welchen Sydow meinte. Johanna gab sich keine Mühe sich über den Charakter desselben klar zu machen. Sie fühlte nur, daß es nicht der Geist des Widerstandes der Arbeitenden gegen die bureaukratisch geistliche Seelsorge, sondern der düstere Hochmuth der letzteren war, welcher gegen die heiter ertragene Armuth zu Felde zu ziehen anfing.

Johanna begegnete unmittelbar darauf Eberhard, welcher bis dahin beim Buchhändler Otto verweilt hatte. Er drückte Johanna beide Hände und versprach Abends Reiligrath zu besuchen.

Eberhard bewohnte eines jener schönen, balcongeschmückten Gebäude, welche die umliegenden Straßen so freundlich machten. Der Balcon vor Eberhard's Gemächern war mit dunkelgrünem Epheu überhangen. Ein blau und weiß gestreiftes Leinwandzeltdach lag über demselben ausgespannt, obwohl die Herbstsonne längst im Sinken begriffen war. Das Zeltdach diente wesentlich dazu, den inneren Raum des Balcons den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen.

In dieser duftigen, dämmerigen Stille weilte Irene mit Vorliebe. Zwei Jahre der Vereinigung mit Eberhard hatten das Aeußere Irenen's wenig verändert. Es war noch immer die mädchenhafte, schlanke Gestalt mit dem eigenthümlichen Liebreiz stiller, wortloser Innerlichkeit. Das Auge sah fester, heller, klüger in die Welt. Etwas von dem Zuge schwärmerischer Sehnsucht war gewichen, ein Anflug von Gesundheit lag rosig auf den Wangen.

Irenen's Mitgift hatte zunächst genügt, in der kleinen Residenz ein geschmackvolles Stillleben einzurichten. Irene hatte sich bedungen und Eberhard es zugestanden, daß statt des gemeinsamen Schlafgemaches eine Trennung der innersten Häuslichkeit eintrat, für welche das Gesellschaftsgemach und der kleine, auf den Balcon führende Speisesaal die

Vermittlung boten. Es hielt dieß die Poesie in dem kleinem Haushalte fest. Irene waltete in Eberhard's Studierstube während seiner Abwesenheit sorglich und sinnig, Eberhard betrat Irenens trauliches Heiligthum der Zurückgezogenheit nie ohne eine gewisse Sammlung. Verstimmung, Laune blieben glücklich verbannt.

Eberhard's Leidenschaft für Irene währte in ungebrochener Kraft fort. Seine Vergangenheit lag nun wie in zwei großen Traumgruppen vor ihm. Die eine umfaßte die ruhelose Jugendzeit mit ihren Studien, Entbehrungen, Erfahrungen, die andere den seltsamen Winter auf dem Herrenhause Elbing, aus welchem sich wie eine alabasterweiße Glockenblume Irene erhoben hatte. Eberhard erinnerte sich wohl lebhaft an alle Einzelheiten dieser Episode, sie hatten aber theilweise ihre Nachwirkung verloren. Die großen Anregungen, welche Madwig in seiner Seele wach gerufen, die Herstellung der inneren Harmonie, das Herantreten an die deutsche Nation, die dunkle, wirklich kaum zu verwirklichende Hoffnung einer umfassenden, nationaleingreifenden Thätigkeit, schläferte das sorgenlose Stillleben ein, welches Irene als Typus des eigenen Bedürfnisses festhielt.

Nach dem ersten Halbjahre hatte Julian die kleine Residenz verlassen und war zur kränkelnden, sehn-

suchtsvollen Mutter, zu Vogt und Doctor Kanne, zu den unvergeßlichen Jugendbildern rheinischen Sommerlebens zurückgekehrt. Idelette stand mit Irenen in eifrig festgehaltenem Briefwechsel. In diesem war auch der Wogenbruch der plötzlich ergriffenen Verbindung mit Eberhard in all' seinen geheimen, allmälig sich sänftigenden, unvermittelten Gemüthsstörungen heimlich zu Ende und Ruhe gegangen. Idelette war nach Genf zurückgekehrt, an die Spitze der Erziehungsanstalt getreten, in welche sie sich selbst zur duftigen Lebensblüthe entfaltet hatte und lebte glücklich, unvermält, überthätig.

Eberhard selbst gelang es bald, in Verbindungen einzutreten, welche einen günstigen Einfluß auf ihn ausübten, den Sturm, die Leidenschaftlichkeit in seiner Brust dämpften, das Positive in seiner Bildung mehrten, stärkten. Zunächst war Eberhard's Tragödie aufgeführt worden. Der Hof nahm sie stillschweigend hin; das beschränkte Publikum, dessen Bildung ein maßgebendes Urtheil erwarten ließ, drang kaum durch. Der mäßige Erfolg näherte jedoch Eberhard zwei interessanten Persönlichkeiten, dem Buchhändler Otto und dem ehemaligen Flüchtlinge Reiligrath.

Buchhändler Otto hatte am Tage nach der Aufführung Eberhard angetragen, die Tragödie in

Druck zu legen. Dieß näherte die beiden Männer bald bis zum innigsten Freundschaftsverhältnisse. Ohne daß Otto es anstrebte, wirkte er lehrhaft auf Eberhard. Er bemerkte dessen einseitige, lückenhafte, nur das Extremste mit Vorliebe erfassende Bildung und Geschmacksrichtung. Eberhard kam dahin, sich mit den Classikern der deutschen Nation, mit dem lehr- und nahrhaften Theile der Literatur näher vertraut zu machen.

Otto sagte gelegentlich zu ihm: „Sie müssen hauptsächlich zwei Dichter studieren, welche eine wenig beachtete, doch mir unbestreitbar innere Verwandtschaft haben, Lessing und Gutzkow. Beide haben gleichmäßig, mit mildem, fleißigem Ernste an dem Familienheiligthume der deutschen Nation gebaut, Beide aus den Strömungen der Fortentwicklung des protestantischen Geistes, der deutsch-protestantischen Geschichts- und Culturentwicklung das individuell Nützliche und Anwendbare, das bürgerlich Brauchbare herausgehoben. Daran und an das Verwandte möchte ich Sie weisen. Bis jetzt huldigten Sie dem ideal Excentrischen zu sehr. Hedrich, Kinkel, Kain und Nimrod sind nicht zur Fortbildung anregende Gestalten.“

Otto ließ es jedoch nicht bei dieser theoretischen Lehre bewenden. Er veranlaßte Eberhard, für ein

Leipziger Literaturblatt zu schreiben. Die Anfertigung von Recensionen, Kritiken, welche Otto stets beeinflußte, machte Eberhard nicht allein mit dem Strome des jährlichen Literaturnachwuchses vertraut, es führte ihn auch zu positiven ästhetischen Anschauungen. Eberhard las Vischer, Carrière, studierte Literaturgeschichte und reifte allmälig zum tüchtigen Schriftsteller heran, welchem fast monatlich neue Anträge selbst materiell vortheilhafter Art zukamen.

Eberhard trug einen Theil des so hervorgerufenen Geistes gerne in Irenens Stillleben über. „Ich liebe die deutsche Nation, ihre Literatur," sagte er wiederholt zu ihr, „wie Dich. Es ist überwiegend eine so gesunde, treue, ausdauernde Arbeit, der unerschöpflich wiederkehrende Lenz der Poesie mit seiner Farbenpracht, das mühsam zu gewinnende Gold der Forschung, welche jede Nation fortsetzt und vermehrt, darin enthalten. Ich stehe wie auf einer Anhöhe, von welcher aus ich all' diese Schulen, den Glanz des Rheinländers, sein schimmerndes Farben-, Liebe- und Verseleben, die Solidität des sächsischen Wesens, welches für das tägliche Geistesbrod sorgt, die düsteren Waldschatten der westphälischen Kreise, das ganz moderne Wesen der Berlinerwelt überblicken kann, wie Thal, Wald, Au, Strom und Fläche. Es ist ein erquickender, herzerhebender Geist, welcher dieß

Alles durchweht. Ich bin mit diesem Schatze im Inneren, Dich an meiner Seite, so still glücklich und selig, daß ich für die ungetrübte Fortdauer dieses Friedens zittern möchte, wäre ich nicht verwöhnt, an seine Unerschütterlichkeit zu glauben."

Dießmal wiederholte Eberhard Irenen diese Ideen nicht, so nahe sie ihm lagen. Irene hatte durch die Dienstmagd von dem Ritte des Prinzen Moriz durch die Löwenstraße erfahren und erwähnte den Vorfall gegen Eberhard.

Eberhard's Stirne umwölkte sich. „Prinz Moriz hat eine seltsame Form gewählt, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich zu ziehen. Man wünschte längst, ihn mit den Angelegenheiten des Landes vertraut gemacht zu sehen. In einem Jahre tritt seine Volljährigkeit ein. Nach den Hausgesetzen kann sie noch früher ausgesprochen werden. Prinz Moriz scheint allmälig seine Aufmerksamkeit auf Details zu richten. Er hat auch nach meinen Verhältnissen gefragt. Es ist mir, aufrichtig gesagt, unangenehm."

Irene betrachtete Eberhard fragend.

„Prinz Moriz," fuhr dieser fort, scheint das Abenteuerliche zu lieben. Es gibt keine üblere Inscenesetzung eines Regentenlebens, als die im Style eines Prinz Heinz." Eberhard wollte nicht weiter sprechen. „Ich will nicht bitter werden," sagte er,

aber der Ritt durch die Löwenstraße kann mit der Zeit an Balcons vorüberführen."

„Darum ist wohl der unsere so geschützt," erwiderte Irene lächelnd.

„Nicht so," brach Eberhard ab. „Ich liebe es nicht, zu wahren, was gar nicht bemerkt werden sollte."

Am Abende dieses Tages war auf dem Schloßplatze Militärmusik. Die Militärbande stellte sich zwischen dem mittelalterlichen Brunnen und dem Regenten-Standbilde auf.

Eberhard hatte dem Buchhändler Otto zugesagt, sich dabei einzufinden, ehe er zu Reiligrath zu Besuche ginge. Die Musik begann um sechs Uhr, währte bis sieben und führte meist moderne Opernstücke auf.

Der Spätherbstabend hatte frühe Dämmerung heraufgeführt. Ein goldrothes Licht lag am Himmel und über den Dächern. Ein leises Flüstern ging durch die welken, grüngelben Blätter der reiheweise auf dem Schloßplatze eingesetzten Bäume.

Eberhard und Otto fanden sich bald. Sie schritten seitwärts Arm in Arm langsam auf und ab. Ohne auf die Musik zu achten, kamen sie in ein lebhaftes Gespräch. Otto war schon mehrmals im Laufe des Nachmittags gefragt worden,

ob er den Prinzen durch die Löwenstraße reiten gesehen habe. Er erzählte es Eberhard.

„Welchen Antheil man doch in der kleinen Residenz an dem unbedeutenden Vorfalle nimmt," warf er Eberhard hin.

Eberhard zeigte einigen Unwillen, „Wie Sie den Vorfall nur auch erwähnen können," erwiderte er, „wenn Sie ihn für geringfügig ansehen. Warum rauben Sie mir die Zeit, die wir mit interessanteren Gegenständen ausfüllen könnten."

Otto lächelte und erhob etwas die Hand. „Sehen Sie dort," sagte er, „diese magere, fast burleske Gestalt, welche um die versammelte Menge vorsichtig spähend streift, diese gehört mit zum Romane des Prinzen."

„Ich kenne den Mann," erwiederte Eberhard, „es ist der Spitzbube Heik, welchen man als den privilegirten Spion der Residenz ansieht."

Eberhard schwieg und starrte Heik nach. Hinter demselben folgte eine hohe in schwarze Seide gekleidete tief verschleierte Dame. Heik hatte sich gewendet, Eberhard und Otto waren ihm im Auf- und Abschreiten näher gekommen. Heik sah düster vor sich hin, als er die beiden Männer bemerkte, die weibliche Gestalt huschte scheu an ihnen vorüber.

Otto sah ihr einen Augenblick bedenklich nach.

„Kennen Sie die Dame?“ frug Eberhard.

Otto zuckte die Achseln. „Sie hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Gräfin Theone, welche im nächsten Vertrauen der Regentin steht. Dieselben wachsbleichen Züge, das große metallmatte dunkle Auge.“

Sie schwärmen doch nicht für die Gräfin?“ frug Eberhard.

„Ich schwärme nie,“ erwiderte Otto. „Allein die Gräfin gehört zu jenen mehr verbildeten, als gebildeten Naturen weiblicher Diplomatie, welche der kühnsten Unternehmungen fähig sind. Sie sollten die Gräfin näher kennen lernen. Sie ist eine gefährliche Erscheinung, voll Untiefen, eine Loreley der Politik, eine Syrene, welche umstrickt und vergiftet. Sie hätte am Hofe der Mediceerin Katharina im Louvre den rechten Platz gefunden, als es galt Hugenotten zur katholischen Sache überzuführen.

Die Militärmusik begann abermals. Der rauschende Kriegerchor aus Norma schallte durch die Abendluft.

„Sie sagten,“ nahm Otto das Gespräch auf, „Prinzen seien kein Gegenstand fesselnder Betrachtung. Ich will Ihnen das Gegentheil beweisen, wäre es nur, um sie von dem Vorurtheile zu befreien, Gemeinplätze zu gebrauchen. Eben der „Prinz“

ist ein Genus, welches eine Art Opposition gegen die Krone oder sonst etwas ausdrücken kann. Erinnern Sie sich an den Prinzen Heinrich und seine lustige Wirthschaft, an den schwarzen Prinzen, den Prinzen Ruprecht, den schwärmerisch verehrten Prinzen Louis von Preußen. Prinz-Regent, Prinz-Präsident, — das regiert stets liberaler, als ein festsitzender König oder Fürst."

Eine leichte Bewegung in den gedrängten Reihen der Zuhörer zog die Aufmerksamkeit Eberhard's und Otto's an sich. Was war geschehen? Die verworrensten Gerüchte durchkreuzten die Menge. Ein junges Mädchen, bildhübsch mit kirschschwarzen Augen, sollte einem sehr jungen Manne in Civilkleidern, welcher sich Zudringlichkeiten erlaubte, eine Ohrfeige gegeben haben. Wenige Minuten darauf wußte man, daß das geküßte Mädchen Gustel, die Gustel aus der Löwenstraße, die Tochter des Spezereiwaarenhändlers war. Der küssende Zudringliche? man vermuthete den Prinzen Moriz. Wie kam aber dieser zu Civilkleidern? Man erging sich in Vermuthungen. Die Musikbande marschirte ab. Halb Bekannte frugen Eberhard. Dieser wurde ungeduldig.

„Wie man sich mit einer so geringfügigen Sache so sehr beschäftigen kann," murrte er, sich von Otto trennend.

Er dachte mit bitterem Lächeln Reiligrath's, Johanna's, welche ihn erwarteten. Was hatten diese, was hatte er selbst, der Freund dieser stillen Häuslichkeit mit dem Prinzen, mit einem Prinzen überhaupt zu thun?

Reiligrath war zur gewohnten Stunde nach Hause gekommen. Er musterte den einfachen Theetisch, welchen Johanna gedeckt hatte.

„Ich muß Dich loben," sagte er mit freundlichen Blicken. Käse, Butter, etwas Obst, kaltes Fleisch standen zierlich zusammengestellt.

„Greifen wir uns nicht zu sehr an?" frug Reiligrath endlich halb ernst, halb scherzhaft.

„Ich halte darauf, die Abende, welche Eberhard mit uns zubringt, ernsthaft zu nehmen," sagte Johanna. „Es herrscht eine Sympathie zwischen Dir und ihm, welche Dir wohlthut. Du kannst Dich ihm gegenüber doch aussprechen."

Eberhard's Eintreten unterbrach Reiligrath's weitere Billigung.

Eberhard vermied es, von Alltäglichem zu sprechen. Er trank mit einer gewissen Hast die erste Tasse Thee. Dann kam er auf einige literarische Neuigkeiten zurück, welche schon früher von den Freunden oberflächlich besprochen worden waren.

„Ist es denn wahr, daß man von Herwegh, dem Sänger der „Gedichte eines Lebendigen“ neue Lieder erwartet?“

„Es heißt, daß er ein Bändchen derselben in seinem Pulte verschlossen hält,“ erwiderte Eberhard.

Reiligrath, welchen eine zweite Tasse Thee erwärmt hatte, wurde lebendig.

„Herwegh ist noch Flüchtling,“ sagte er. „Er lebte als solcher in Zürich. Ich habe ihn einmal besucht. Er sah mir mit den glühenden kohlschwarzen Augen in die Seele. Er drückte mir den Arm mit der fast frauenhaft weißen, schönen Hand. Herwegh gibt kein neues Bändchen Gedichte heraus. Sie verkennen ihn. Herwegh hat einmal gesungen, aus voller Seele, als es daran war, die deutsche Nation zu wecken, mit Jugendmuthe wie aus einem Kinderherzen. Wie konnte man ihn vergessen? Herwegh war damals der Prophet der neuen Zeit, der Freiheitswächter, der ahnungsvolle Germane, dessen Seele ein noch geheimnißvolles Morgenroth berührte. Er darf nicht zum gewöhnlichen Lyriker herabsinken, welcher für den Buchhändler ein neues Bändchen Gedichte liefert, Reclame sucht, die Kritik zu fürchten hat. Was sollte Herwegh jetzt besingen, das nicht in tausend Leitartikeln, in einer Bibliothek von Brochüren, in Kammerreden von Carlsruhe

bis Berlin abgegriffen, abgenützt worden wäre. Herwegh ist ein Mann der That, ein Freund Mazzini's. Seine Gattin rettete Orsini aus einer österreichischen Festung, er selbst trägt den bittersten Tyrannenhaß, die glühendste Freiheitsliebe in der Seele. Herwegh dichtet nicht mehr, er grollt. Wie ein Lavastrom verglüht er innerlich. „Nennt seinen Namen nicht, ich bitt' Euch, möchte ich dem Pöbel zurufen, welcher Cäsars Wunden begafft."

„Sie kennen die Flüchtlinge genau," erwiderte Eberhard, als Reiligrath erschöpft schwieg, „und sprachen mir nie davon?"

Reiligrath sah betrübt auf Eberhard. „Spricht man davon," erwiderte er im Tone des Vorwurfes. „Spricht man von Todten, wenn man nicht an ihren Gräbern Hekatomben opfern kann? Uebrigens, Ihnen zu Liebe, mache ich eine Ausnahme. Ob ich sie kenne, die edlen, großen Männer. — Kenne? Ich lebte, darbte, litt mit ihnen. Ich arbeitete zuerst für sie, dann für mich, wenn es darauf ankam. Ich stand doch so weit unter ihnen. Sie hatten jeder die Lichtkrone poetischen oder literarischen Erfolges auf dem Haupte, bevor der Kampf begann. Diese blieb, diese leuchtet jetzt noch, nachdem die Schlacht verloren ist. Mir fehlt diese Krone. Ich

war weder der Barde noch der Bergredner der deutschen Nation."

„Sie hätten manches der Mitglieder des deutschen Parlamentes, welches stumm sein Tagegeld einstrich, glücklich ersetzt, ja überflügelt."

„Was Sie da doch sagen," erwiderte Reiligrath. Das deutsche Parlament, so wie es war, von seiner äußersten Rechten bis zu den kühnsten Mitgliedern der republikanischen Fraction ist eine ehrwürdige Erinnerung, an welcher man nicht rütteln, die man nicht anders wünschen muß, als sie geschichtlich geworden ist. Es ist die erste, hehre, große selbstständige Erscheinung, welche aus dem Schooße der Nation nach Luther aufstieg. Er kam allein, sprach uud alle Anderen schwiegen und horchten. Im deutschen Parlamente sprachen Alle. In der Paulskirche tagte es, — im lutherischen Dome, ein Volksgottesdienst der Freiheit. Man hat es zu Grabe getragen, wie die Leiche des Reformators. Wenn einmal Deutschland frei sein wird, dann soll man den Tag, an welchem sein erstes Parlament aufgehört hat, wie einen Buß- und Trauertag feiern, denn damals ging die schöne, golden glänzende Erscheinung der großen, uralten Germania vielleicht für Jahrzehende wieder unter. Ich werde sie wenigstens nicht wieder sehen."

Leises Hüsteln unterbrach Reiligrath's Sprechen. Eberhard sah besorgt auf ihn.

Reiligrath selbst blickte düster vor sich hin, das Taschentuch in die feuchten Hände pressend. Er sah dann seitwärts auf Johanna und reichte ihr die Hand.

„Ich thue vielleicht Unrecht,“ sagte er, „Dich nicht allein zu lieben. Aber Du zürnst mir deßhalb nicht, bist mir nicht eifersüchtig. Herr,“ wandte er sich gegen Eberhard, „ich sitze vom Morgen bis zum Abende an meinem Pulte, aber eine Viertelstunde gibt es an jedem Tage, an welchem ich zu meiner Heiligen bete, zu ihr aufblicke, wie Egmont zu der Gestalt, welche Klärchen's Züge trägt, — zur ewig jungen, ewig schönen Freiheit. Dann rufe ich mit dem englischen Dichter aus wie Sie: „Heil! Heiliges Licht! Heil!“

Reiligrath sank erschöpft zusammen. Johanna stand auf und beugte sich besorgt über ihn. Die beiden Kinder näherten sich stumm dem Vater und sahen fast leidend zu ihm empor. Reiligrath lächelte mild. „Es ist eine Scene, wie die des sterbenden Attinghausen,“ sagte er zu Eberhard. „Es stirbt einmal ein unbedeutender Mann in mir, aber ich wollte, die deutsche Nation stünde dann an meiner Schwelle und hörte durch mein Todesstöhnen: „Seid einig, einig, einig.“

„Es kann noch besser werden,“ tröstete Eberhard im Fortgehen.

„Dann haben Sie mich nicht verstanden,“ erwiderte Reiligrath traurig, welcher Eberhard bis zur Thüre begleitet hatte und ließ trübe, schwer und tief das Haupt sinken.

„Heil, heiliges Licht, Heil.“ In Johanna's Brust hatte es nachgeklungen, als sie am anderen Morgen, da Reiligrath schon eine Stunde in der Schreibstube saß, den Morgengottesdienst in der Heiligengeistkirche besuchte. Es fiel ihr schwer auf's Herz, es zu thun. Die tüchtige, arbeitsame Frau hatte eine tief innere Abneigung gegen den leisesten Schein von Heuchelei. Sie wollte aber auch nicht gegen Sydow's Mahnung taub sein, dessen Schutz sich mittelbar doch auch auf ihren Gatten erstreckte. Zu ihrem Erstaunen erfuhr sie schon beim Eintreten in die Kirche, daß Sydow abwesend, am frühen Morgen zur Regentin berufen worden sei, welche über Nacht nicht unbedenklich erkrankt war.

Statt Sydow predigte ein Schotte. Er war der deutschen Sprache völlig mächtig, obwohl die Aussprache einen seltsamen Accent an sich trug. „Herbergt gerne,“ aus Pauli Briefen, war der Text seiner Rede.

Johanna sah zuerst neugierig auf den fremden Mann. Er leitete mit einigen Worten, welche ihn selbst betrafen, den Vortrag ein. Durch Jahre als Missionär thätig, hatte er die alte und neue Welt kennen gelernt, in Indien und Persien, in Aegypten und Aethiopien die Bibel verbreitet. Er faßte den Text ganz seltsam auf. Herberge sei die ganze Erde, Herberge jedes Gefühl, das wir dem Mitmenschen erweisen, Herberge, die Belehrung, in deren Segnung wir ihn aufnehmen. Der Aermste, Verlassenste könne in diesem Sinne herbergen, solle es thun. Es stelle ihn den Höchsten, Größten, Reichsten gleich. Herberge nannte er den Sternenhimmel für die Geschiedenen, die weite Welt für den Forschenden, jedes Lehrsystem, jede geläuterte Confession für den geistig Dürstenden. Er sprach langsam, ruhig, mild. Das gebräunte magere Antlitz, die grauen Haare, die muskulöse, abgehärtete Gestalt, das machte auf den gesunden Sinn Johanna's einen wohlthuenden Eindruck. Es folgte Psalmengesang, dann trennte sich die Versammlung.

Johanna freute sich, daß sie gekommen war. Sie hatte Besseres gefunden, als sie erwartete. Sie blickte auf ihren Gatten. All' ihre Mühe, ihre verborgene Aufopferung hatten eine unverhoffte Weihe gefunden. Herbergte sie doch auch und gerne. Der

verkümmernde Flüchtling, der sich mit der Gegenwart nicht mehr versöhnen konnte, hatte durch ihre Sorgfalt ein schirmendes Dach gefunden. Für einen Augenblick war ihr, als ob die selige Nacht der Kinderfreude darauf herableuchtete. Es war Lohn für viele, lange Mühe, — Trost für die klare, nüchterne Frau.

Sydow war schon nach acht Uhr im Residenzschlosse eingetroffen. Er wurde von Gräfin Theone, welche bleicher als sonst aussah, empfangen. Beide sprachen leise miteinander, nachdem Sydow mit gefalteten Händen und tiefer Verbeugung die Gräfin begrüßt hatte.

„Die Regentin hat fast die ganze Nacht geweint. Ihre kranken Augen sind entzündet.“

Sydow blickte betrübt vor sich hin.

„Sie wies den Arzt zurück,“ fuhr Gräfin Theone fort. „Der kann nicht helfen,“ sagte die fromme Fürstin, „wo eine tiefere Nacht im Anzuge ist. Das Licht, das von Oben kömmt, tröstet und erhellt.“

Sydow frug vorsichtig nach dem Grunde der schmerzlich mitempfundenen Erkrankung.

„Prinz Moriz,“ erwiderte die Gräfin Theone, das Haupt leicht auf die Brust senkend.

„Es sind große und ernste Beschlüsse nothwendig geworden, lieber Sydow,“ fuhr sie fort. „Wir sprechen zuerst mit Ihnen davon. Seit Wochen laufen Berichte darüber ein, daß der Prinz einen kleinen Roman angesponnen habe.“ Theone lächelte dabei wegwerfend. „Es sind größere, geistreichere, folgenreichere durchgeführt worden, als Prinz Moriz einen erfinden und in Scene setzen wird. Nur die Empfindlichkeit der hoch religiös gestimmten Regentin, die Engherzigkeit der Mehrheit der Residenzbevölkerung kann aus einem nichtssagendem Vorfalle ein Ereigniß machen. Ich betrachte die Sache übrigens anders. Eine Wendung, eine Abänderung der bestehenden Verhältnisse war nöthig. Der geringste Anstoß genügte, den Stein in's Rollen zu bringen.“

„Wollen Gräfin die Bemerkung erlauben,“ fiel Sydow ein, „daß ich in der Führung meines ernsten Amtes vertieft, mich mit Stadtgesprächen und den allfälligen kleinen Unternehmungen des Prinzen Moriz nicht beschäftige, dergleichen Dinge auch gar nicht zu meiner Kenntniß kommen.“

„Die Sache ist auch wirklich ebenso einfach, als unbedeutend,“ erwiderte Theone. „Der Prinz begann in der Vereinsamung seines ganz beschäftigungsarmen Lebens eine leichte Tändelei mit der Tochter des Specereiwaarenhändlers in der Löwen-

straße. Durch die Ankunft des Bruders des Mädchens, welcher in Leipzig studiert, in diesen eben so oberflächlichen, als zwecklosen Beziehungen gestört, suchte er unter nichtigen Vorwänden auch das Vertrauen des Musensohnes zu gewinnen. Dieser verschaffte ihm gegen Gold Civilkleidung, in welcher der Prinz gestern Abends das Mädchen während der Militärmusik auf dem Residenzplatze aufsuchte und zu küssen versuchte oder wirklich küßte. Das Mädchen schmollte, Vater und Bruder lärmten nach der Hand, stellten sich überrascht, hintergangen. Es blieb nichts Anderes übrig, als die Sache ernst zu nehmen. Man hat Gold geboten, das Mädchen zu Verwandten auf's Land zu bringen."

Theone wurde durch die Kammerfrau der Regentin unterbrochen, welche Sydow meldete, daß Letztere ihn erwarte.

„Noch ein Wort," sagte Theone, indem sie Sydow zurückhielt, „ehe sie mit der Regentin sprechen. Es ist viel versäumt worden. Es hilft aber nichts, die Vergangenheit zu beklagen, sondern es müssen die rechten Mittel für eine bessere Zukunft gefunden werden. Es war ein großer Fehler, welcher aus der übermäßigen Sorgfalt der Regentin hervorging, den Prinzen nicht, wie sonst die Sprossen regierender Häuser, eine Universität besuchen zu lassen.

Der Prinz steht an der Schwelle der Großjährigkeit. Es muß nun gleichzeitig für das Leben und die Regierung erzogen werden. So weit ich das Vertrauen der Regentin genieße, habe ich ihr den Rath gegeben, umfassende Maßregeln zu treffen. Unterstützen Sie mich in diesem Sinne."

Sydow verbeugte sich und trat in die Gemächer der Regentin ein. Theone war im Begriffe zu klingeln. Sie beabsichtigte, den ersten Secretär der Regentin, Herrn von Berlepsch zu sich zu bescheiden.

Die Thüre wurde aufgerissen, Prinz Moriz trat ein, den Hut in der einen, die unvermeidliche Peitsche in der anderen Hand.

Theone erbleichte. Das glühende Auge des Prinzen traf sie mit stechendem Blicke.

„Gustel bleibt," herrschte er der Gräfin zu.

Theone verbeugte sich tief und schwieg.

„Ich habe dem Mädchen eine Versorgung ausgefunden, welche es jetzt schon vom Vater unabhängig machen wird. Wer mich liebt, wer mir anhänglich ist, wird verfolgt. Meine Feinde, wären es die elendesten Menschen wie dieser Verräther Heik, werden begünstigt. Wohin denkt man? Nicht ich bin getroffen. Die Residenz ist in Aufregung, das Land wird eine geringfügige Laune zum Gegen-

stande ernster Erörterung machen. Es scheint, man hat die Absicht, mein Ansehen zu untergraben, ehe es legale Formen gewinnt."

„Und das bemerken Sie erst jetzt, Prinz?" erwiderte Theone ruhig.

„Wie," rief der Prinz erstaunt aus. „Sie wagen einen solchen Ton anzuschlagen, da Sie selbst die erste und heftigste Gegnerin meiner Theilnahme an der Regierungsgewalt sind?"

Theone schüttelte traurig das Haupt. „Befehlen Sie, Prinz," sagte sie, „man wird Ihnen gehorchen."

„Ich werde befehlen, mehr befehlen, als Sie glauben," erwiderte dieser gereizt. „Glauben Sie nicht, daß ich so kindisch bin, das arme Mädchen und sein Schicksal in den Schimmer eines Staatsstreiches zu hüllen. Während man mich leerem, frivolen Spiele hingegeben glaubte, hat mein Auge rastlos umhergeblickt. Ich prüfte, forschte. Was ist mit Reiligrath's!"

„Reiligrath ist ein amnestirter Flüchtling," erwiderte Theone mit gedämpfter Stimme, „welcher im Verdachte steht, mit den Führern der revolutionären Partei in London Verbindungen zu unterhalten und überwacht wird."

„Man hätte ihn zu gewinnen suchen müssen," erwiderte der Prinz eingeschüchtert.

Theone nahm ihr wegwerfendes Lächeln an. „Die Einkünfte des Landes mußten edleren Zwecken aufgespart bleiben," erwiderte sie ruhig.

„Warum zieht man den talentvollen Nachwuchs nicht sorgsamer für Regierungszwecke heran," fuhr der Prinz fort.

„Sie meinen doch nicht den Leipziger-Studenten?" spottete Theone.

Der Prinz sah finster vor sich hin.

„Wir sind besser unterrichtet, als Sie glauben, Prinz," fuhr Theone mit Siegesbewußtsein fort. „Ihre Laune für die Tochter des Specereiwaarenhändlers hat Sie verleitet, selbst zu dem Bruder des Mädchens herabzusteigen. Sie glaubten einem edlen Gefühle zu folgen, indem Sie die unreifen Ideen eines Studenten anhörten, welche man in jedem Hörsaale besser vorgetragen finden mag. Prinz, schenken Sie mir einige Augenblicke Gehör. Beseitigen Sie den unverdienten Groll, das Mißtrauen. Setzen Sie sich."

Der Prinz gehorchte fast mechanisch. Er fühlte die Ueberlegenheit der Gräfin und war nahe daran das Spiel aufzugeben.

„Prinz," fuhr Theone fort und ihre Stimme nahm einen weicheren Klang, ihre Worte den Hauch innerer Wärme an, „ich habe kein Interesse an der

Fortsetzung der gegenwärtigen Verhältnisse des Landes. Meine altadelige, überaus reiche Familie, jede Residenz in Deutschland öffnet mir goldene Pforten. Ich spreche wahr, aus wahrem Herzen. Man hat an Ihnen gesündigt, aus übertriebener Sorgfalt an Ihnen, an Ihrem Berufe gefrevelt. Statt Sie eine Universität beziehen zu lassen, gab man Ihrer Unlust zu lernen nach und entfernte jeden Unterricht, welcher Sie langweilte. Man wies die Besuche benachbarter Prinzen zurück, um die Ruhe der erblindenden Mutter nicht zu stören. Niemand hatte mehr den Muth, Vorstellungen zu machen, Aenderungen vorzuschlagen. Der Adel des Landes zog sich zurück, da man ihn von den Geschäften ferne hielt. Was erübrigte, als stumm und thatenlos geschehen zu lassen, was nicht zu ändern war. Ein Zufall ändert Alles. Man stört Sie in einer Laune. Sie erwachen. Sie sind plötzlich reif geworden. Benützen Sie die kleine Bewegung, die unbedeutende Katastrophe. Bestimmen Sie, wer in Ihr Vertrauen eingeweiht werden soll. Lernen Sie, indem Sie befehlen!"

Der Prinz fuhr auf. Dunkle Röthe durchschimmerte die schönen Wangen, ein Anflug von stolzem Geistesadel leuchtete auf seiner Stirne.

„Ich bedarf eines Freundes,“ rief er stark und gewaltig aus. „Warum ward mir nicht ein jugendliches Genie gegeben, um die Weimarer Epoche zu erneuern. Ich will nicht die Fesseln der Etiquette. Ich will Herzen, die für mich schlagen, Geister, die für mich arbeiten, die mich auf dem Lebenswege begleiten. Ja, ich habe viel zu lernen. Ich sehe Alles, Wissenschaft, Leben, — Freundschaft nur in schwankenden Umrissen.“

Der Prinz dachte einen Augenblick nach. „Sie lächeln über jeden meiner Vorschläge,“ fuhr er fort. „Ich befehle, daß Sie den letzten ernsthaft aufnehmen. Wie heißt der Dichter jener Tragödie aus der Zeit der Hohenstaufen, welche auf Ihren Wink von der Residenzbühne verschwinden mußte?“

Theone grub die feinen Zähne in die blaßrothen Lippen. „Eberhard Wesendonk,“ erwiderte sie fast gereizt.

„Sie werden ihn benachrichtigen, daß ich ihn zu sprechen wünsche.“

Theone verbeugte sich. Sie sah dem Prinzen lächelnd nach. „Benachrichtigen — benachrichtigt durch mich,“ flüsterte sie leise vor sich hin. „Prinz, Sie sind in der Kunst der Regierung noch nicht weit, daß Sie dieses Glied in die Kette Ihrer Ent-

würfe einfügen. Er soll durch mich und in meinem Sinne benachrichtigt werden."

Der Prinz zog sich in seine Gemächer zurück. Gleich darauf meldete der dienstthuende Kammerjunker, daß ein junger Mann den Prinzen zu sprechen wünsche und sich nicht abweisen lasse. Der Prinz ließ ihn sich beschreiben. Er erkannte bei den ersten Worten Gustav, den Leipziger-Studenten. Ehe er die Erlaubniß geben konnte, ihn einzuführen, stand dieser auch schon auf den weichen Teppichen des Gemaches.

Der Prinz lächelte ihm entgegen. „Du nimmst Dir große Freiheiten," rief ihm Prinz Moriz entgegen.

„Die Du mir selbst gewährt," erwiderte Gustav ernster, als es seiner Jugend entsprach. „Ein deutscher Student," so fuhr er fort, „hat seine Rechte, welche er nicht verkennt und auch nicht überschreiten darf. Du selbst hättest Student werden sollen, und indem ich Dich dutze, habe ich Dir eine Ehre erwiesen, die Dir nicht einmal gebührt."

Der Prinz lachte. „Von jetzt an, lieber Gustav," wirst Du wieder Prinz zu mir sagen," erwiderte er. „Die Schulzeit ist vorüber, ehe ich es ahnte. Sie war als ich mit Dir auf Feldern, im Walde umherstrich, mit Landleuten verkehrte, der stummen,

großen Mutter Natur in's Angesicht blickte. Setze Dich zu mir."

Gustav folgte zögernd. „Es ist allerlei nöthig geworden, es wird allerlei geändert, manches Neue eingeführt werden," fuhr der Prinz fort. „Für Deinen guten Willen, Deinen hellen Geist wird es Arbeit genug geben."

„Prinz," fiel Gustav ein. „Mich führt Anderes her. Eine Bitte meiner Schwester, die Ihre Gustel geblieben ist und bleiben wird, so lange Sie leben und es verstehen werden. Sie sind mit ihr fast aufgewachsen. Sie spielten heimlich mit ihr, spielten länger, als es hätte sein sollen. Meine Schwester läßt Sie bitten, Prinz, nun das Alles zu vergessen, sie in ihrer stillen Ruhe an der Seite des Vaters zu lassen — — und nicht mehr durch die Löwenstraße zu reiten."

„Es wird bald keine Zeit mehr dazu sein," erwiderte der Prinz ungeduldig. „Das Kinderspiel fällt weg, ohne daß man es wegräumt. Das ist ein sicherer Beweis, daß die Zeit gekommen — die Frucht reif geworden ist." Damit entließ der Prinz den etwas betroffenen Jugendfreund.

Eberhard war betroffen, als ihm am anderen Morgen ein Billet behändigt wurde, das ihn zum ersten Secretär der Regentin, Herrn von Berlepsch,

berief. Er verschwieg es Irenen, kleidete sich sorgsam und erschien zur bestimmten Stunde.

Herr von Berlepsch empfing ihn mit verlegener Amtsmiene und jener Höflichkeit, welche die höheren Beamten in der Regel auszeichnet.

„Es bedarf einer kleinen Entschuldigung," begann er, als er und Eberhard sich gesetzt hatten, „daß ich Sie zu mir bitten ließ. Allein der treffliche Ruf, welchen Sie sich in unserer kleinen Residenz erworben haben, rechtfertigt diesen Schritt. Sie sind Mitarbeiter des . . .schen Literaturblattes?"

Eberhard bejahte es.

„Dichter der Staufentragödie, welche höheren Rücksichten wich?"

Eberhard neigte abermals das Haupt.

„Ihre Tragödie," fuhr Herr von Berlepsch eifrig fort, „wird demnächst wieder in Scene gehen. Der Auftrag dazu ist schon ergangen. Es wäre aber auch eine edlere, weitergehende Mission für Sie vorhanden. Fühlen Sie sich stark genug, dem Prinzen Vorträge weltgeschichtlicher, staatsrechtlicher Natur zu halten?"

Eberhard runzelte die Stirne. „Wie komme ich dazu, den Lehrer des Prinzen abzugeben?" warf er trocken hin. „Prinzen besuchen in der Regel Hochschulen."

„Dieses Versäumniß kann nicht zart und umsichtig genug eingebracht werden," fuhr Herr von Berlepsch fort. „Sie sind zwar nicht Landeskind, Herr Wesendonk, so daß wir an angestammte Treue appelliren könnten. Aber Sie sind Deutscher, freigesinnt. Ihre Arbeiten athmen einen edlen, humanen Geist. Der Prinz selbst wünscht Sie kennen zu lernen. Sie werden einem deutschen Prinzen diese Bitte, die Bitte eines wißbegierigen, bildungsdürstenden jungen Mannes nicht abschlagen. Und das Letztere, ganz nur das Letztere will der Prinz Ihnen gegenüber sein."

Eberhard sah mit leisem Staunen Herrn von Berlepsch an. Die im Munde eines Bureaukraten ungewohnte Sprache überraschte ihn.

Herr von Berlepsch benützte diese augenblickliche Stimmung, um noch eindringlicher zu sprechen.

„Wir sind verkannt worden," sagte er einschmeichelnd. „Die mit dem Vertrauen der Regentin betrauten höheren Beamten dachten stets freisinnig, wenn sie auch nicht so handeln durften. Jetzt ist der Augenblick nicht allein auch zu Letzterem gekommen, sondern wir hegen auch die Absicht, die Regierungsgewalt allmälig in jüngere Hände übergehen zu lassen, in die Hände vertrauenswürdiger Personen, welche dem Prinzen nicht allein den Gesin-

nungen, sondern auch dem Alter nach näher stehen als wir."

Herr von Berlepsch strich dabei etwas verlegen sein graues Haar, als Eberhard zu antworten zögerte.

„Endlich," fuhr er selbst zögernd fort, „soll auch die Herausgabe eines Journales mit dem Amte eines befreundeten Mentors des Prinzen verbunden sein. Der Prinz selbst zeigt Geschmack für die Literatur und dürfte auf das Unternehmen einigen Einfluß üben, welches übrigens zum größten Theile Ihrer freien Verfügung anheimgestellt sein wird."

Eberhard kam, während Berlepsch sprach, allmälig dazu, sich zu fassen, bestimmte Anschauungen festzustellen, nach welchen er antworten wollte. Nach seiner innersten Neigung hätte er schroff zurückgewiesen, Alles abgelehnt. Er kannte aber die Stimmung der Residenz, die Anschauungen seiner nächsten Freunde zu genau, um dieß zu wagen. Er wußte, daß der Prinz gewisse unbestimmte, laue Sympathien genoß, daß man geneigt war, seinen besseren Regungen entgegenzukommen, daß überhaupt der unerfahrene Liberalismus im Lande den Frieden zwischen dem Schlosse und den Unterthanen sehnlichst zu erhalten wünschte. Er dachte zuletzt an Otto, welcher nach seinen gemäßigten Anschauungen

eine unbedingt zurückweisende Antwort um so weniger gebilligt hätte, als die Gründung eines möglichst unabhängigen Journales in der Residenz, namentlich unter Eberhard's Leitung und in seinem Verlage ihm einen Lieblingswunsch erfüllten.

Herr von Berlepsch mußte Eberhard's Gedanken fast errathen haben. Dieser hatte kaum Zeit, einige allgemeine Einleitungssätze auszusprechen, welche seinen Standpunkt kennzeichnen sollten, als Herr von Berlepsch auch mit diplomatischer Gewandtheit einfiel: „Ueberlegen Sie sich die Sache, werther Herr und gönnen Sie mir für heute wenigstens die Genugthuung, dem Prinzen sagen zu können, daß Sie persönlich mit ihm über die Angelegenheit sprechen wollten.“

„Ich habe keinen Grund, mich einer solchen Unterredung zu entziehen,“ erwiderte Eberhard rasch, welchem dieser Ausgang die Brust von einer schweren Last zu befreien schien.

„Es ist wohl kein Anstand,“ schloß Berlepsch, den morgigen Tag und die zehnte Stunde des Vormittags dazu festzusetzen?“

Eberhard sagte zu und schied.

Er war in eine Aufregung gerathen, welche er sich nicht verbergen konnte. Er gestand sich, daß der, wie er glaubte, tief wurzelnde, unüberwindliche Widerwille gegen die ihm gestellte Aufgabe schneller

schwinden konnte, als er es selbst begriff. Es erschloß sich ihm bei längerem Nachdenken bald eine Perspective voll verführerischen Lichtes. Eine neue, schönere, edlere Zukunft konnte ihm aufgehen. Lehrer eines jungen Prinzen, unmittelbar vor dem Regierungsantritte, eine solche seltene Fügung konnte von historischem Erfolge sein. Wie feierte man jetzt noch einen Fenelon? Wie wenn es ihm gelänge, wie Jean Jacques Rousseau, unbemerkt in diese, wie es schien empfängliche, begeisterte Fürstennatur durchgreifend freisinnige Eindrücke einzusenken, Deutschland einen, wenn auch nicht staatlich mächtigen, doch geistig einflußreichen Vertreter seiner edelsten Interessen zu geben? All' seine Lebenserfahrungen traten riesig mahnend an ihn. Die Sehnsucht nach der nordischen Welt war nur durch die Engherzigkeit der Verhältnisse in ihm verkümmert. Er war jetzt stolz darauf, sie zu kennen. Die heiße Liebe zu Deutschland, dem nach seiner Anschauung fast geheimnißvoll, mehr in der Literatur, als faßbar aufgebauten Deutschland der Reformation, der Befreiungskriege, dem Horte der Universitätsbildung, das so voll Zukunftskeimen vor ihm lag, durchglühte ihm die Seele. Er eilte zu Otto, um ihm darüber zu sprechen.

Buchhändler Otto hörte Eberhard ruhig an. „Ich billige im Allgemeinen," erwiderte er, „daß Sie annehmen, verberge mir aber nicht, daß Sie einen schlüpfrigen Boden betreten."

Eberhard senkte die Augen. Otto's kühle Besonnenheit fiel wie kalte Tropfen in sein gährendes Inneres.

Otto lächelte. „Sie glauben wohl," sagte er, „daß ich Gemeinplätze wiederholen will, welche das achtzehnte Jahrhundert schon geläufig gemacht hat, wie zum Beispiele, daß Fürsten unverläßlich sind, auf dem Throne nicht halten, was sie an den Stufen desselben versprachen. Ich möchte Sie vielmehr vor sich selbst warnen. Nach welchen Lehrbüchern wollen Sie Weltgeschichte und Staatsrecht vortragen?"

Eberhard sah Otto fragend an. „Halten Sie das nicht für gleichgültig?" warf er hin.

„Nicht so ganz," erwiderte Otto munter. „Ich glaube, daß Sie Ihre Rolle zu ideal auffassen. Hüthen Sie sich, als Marquis Posa vor den Prinzen zu treten. Sie würden bei der zweiten Vorlesung Ihren Stoff erschöpft, bei der dritten vielleicht die Thüre geschlossen finden. Hochfliegenden Idealen ist ein Prinzengemüth selten zugänglich. Zudem wird man Ihren Vortrag controlliren. Sie müssen correct wissenschaftlich, pedantisch pädagogisch

vorgehen, wenn Sie auf die Dauer wirken, nachhaltiges Vertrauen wecken wollen."

Eberhard gab das zu, wesentlich schon deßhalb, weil es in der Richtung der Maximen Otto's lag. So hatte Otto Eberhard's literarische Anschauungen und Studien geleitet, so beurtheilte er nun auch dessen Mentoramt — regelmäßig die Ueberstürzung, das Hinneigen zum Extremen ablehnend.

Unmittelbar darauf überraschte Eberhard Irenen mit der Mittheilung der Anträge und daß er sie angenommen habe. Eine leichte, anhaltende Röthe legte sich über die zarten Wangen Irenens. Sie gestand es nicht, aber sie war verletzt. Einmal deßhalb, weil sie erwartet hatte, Eberhard einen solchen, die Wendung der Lebensrichtung enthaltenden Schritt nicht ohne vorläufige Berathung mit der Gattin thun zu sehen, dann weil es ihr den Eindruck machte, als ob sie zugleich mit Eberhard um einen Schritt der Welt näher käme. Die Gatten lebten bisher in einer Zurückgezogenheit, welche in ihre innersten Verhältnisse den Einblick nicht gestattete. Eberhard's literarische Arbeiten trugen den Stempel geistreicher, mit Vorliebe getriebener Beschäftigung an sich. Jetzt zum erstenmale übernahm er einen Broderwerb, verbunden mit sichtbarer, fast drücken-

der Abhängigkeit. Irene hatte, ohne es klar zu wissen, einen leisen Anklang ihrer früheren aristokratischen Stellung bewahrt, um ihn zu erhalten, die äußerste Zurückgezogenheit beobachtet. Jede Berührung mit dem plebejischen Leben war ihr unangenehm. Es lag eine Ahnung in ihr, daß damit ihr unscheinbares häusliches Glück, das nicht allzureich, nicht allzufest war, bedroht sein könnte. Fast schien es auch so.

Es war zum erstenmale, daß Eberhard den Eindruck nicht beachtete, welchen sein Entschluß auf Irenen ausübte. Bisher hatte er einer sorgsamen Fortführung innerer Harmonie Rechnung getragen. Er vergaß in der seltenen Aufregung daran. Der in ihm schlummernde Egoismus, die geistige Genußsucht, welche ihn vor Jahren von Hochschule zu Hochschule, in die entlegensten Länder des Nordens getrieben hatte, erwachte mit neuer Kraft in ihm. Er sah die Armuth, Leere der letzten Jahre trostlos vor sich liegen, seine Phantasie entwarf ihm geheimnißvolle Bilder des Ersatzes. Die früheren großen gewaltigen Eindrücke, welche die Seele nährten, den Geist zu funkensprühender Lebendigkeit weckten, konnten zurückkehren. Ohne es sich zu gestehen, lockerte er in seinem Denken die so lange geduldig ertragenen Bande der Rücksichten gegen Otto, Irenen.

Ein gewisser Stolz erwachte in ihm. Vielleicht gelang es ihm, ihnen seine innerste Natur, den nur unterbrochenen Lebensberuf in siegreichem Glanze zu zeigen.

Am anderen Morgen um die zehnte Stunde stand Eberhard vor dem Prinzen. Er wurde mit freundlicher Herablassung empfangen. Der Prinz hatte in wenigen Tagen sein Benehmen mit jener ahnungsvollen Leichtigkeit geändert, welche Persönlichkeiten seiner hohen Stellung, wie durch die Geburt mitgegeben ist. Er war etwas blässer. Das Leiden der Regentin-Mutter schien einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Er zeigte bei jeder Bewegung, bei jedem Worte, daß er in unglaublicher Raschheit eine Stellung erfaßt habe, zu behaupten wisse, von welcher man bisher glaubte, daß er gar nicht dazu geeignet sei, sie einzunehmen.

Der Prinz fuhr rasch vom Stuhle auf, als Eberhard eintrat. Er reichte Eberhard beide Hände, hielt sie lange fest. „Sie wissen, wie man mich behandelt hat,“ rief er ihm entgegen. „Sie kennen die Begebenheiten der letzten Tage.“

Eberhard bejahte es ehrerbietig.

„Unsere Begegnung,“ fuhr der Prinz freundlich fort, „ist weder eine zufällige, noch soll sie eine vorübergehende sein. Halten Sie mich nicht für

leichtsinnig, weil ich es zu sein schien. Der Zwischenfall mit dem Mädchen wäre unerklärlich, wenn Sie denselben nicht im Zusammenhange mit meiner Jugendentwicklung auffassen. Irgend ein Gegenstand mußte meine trübe Einsamkeit mildern. Angeborene Klugheit leitete mich dahin, meine Aufmerksamkeit so lange nur auf das Zufällige, das ich ohne Verlust wieder aufgeben konnte, zu lenken, bis der Moment gekommen war, dauernde, ernste Verbindungen einzugehen. Vor dieser Katastrophe hätte man mir eine Verbindung mit Ihnen nicht gegönnt. — Was ich wünsche, hat ihnen Herr von Berlepsch auseinandergesetzt. Ich zweifle nicht, daß Sie das doppelte Amt, das Ihnen übertragen werden soll, annehmen werden. Sie wären sonst nicht gekommen. Sie hatten sicher nicht den Muth, mir meine Bitten persönlich abzuschlagen."

Eberhard fühlte wirklich nicht mehr den Muth, dem Prinzen zu widersprechen. Er blieb stumm.

„Es handelt sich also nur darum," fuhr der Prinz fort, „für die Vorträge die Stundeneintheilung zu treffen. Ich wünsche, daß Sie mich täglich um diese Stunde besuchen. Wir werden uns bald näher treten, ein Ideenaustausch wird sich ergeben, welcher Sie mir nähern dürfte. In Bezug auf das Journal werden Sie mir Vorschläge über die Mittel

machen, diese in's Leben zu rufen. Welche Kräfte halten Sie für geeignet, sich an demselben zu betheiligen?"

Eberhard nannte den Buchhändler Otto als Verleger. Der Prinz genehmigte die Unterhandlung mit demselben lebhaft. Mitarbeiter zu werden, behielt sich Eberhard vor. Doch bezeichnete er Reiligrath als einen Freund, welchen er nicht vernachlässigen wollte.

Der Prinz sah gedankenvoll vor sich hin. „Ich habe nichts dagegen, daß Sie ihn berücksichtigen," erwiderte er. „Doch," fuhr er fort, „gewöhnen Sie sich daran, mir nur dann Vorträge zu erstatten, wenn Sie Ihrer Sache sicher sind und etwas Fertiges vorlegen können."

Der Prinz nickte gnädig, reichte Eberhard noch einmal die Hand und verabschiedete ihn.

„Ich werde morgen ein Meeting bei Reiligrath veranstalten," sagte Eberhard befriedigt zu Otto, als er ihn im Buchladen in der Mittagsstunde besuchte. „Sie werden sich dort um sieben Uhr Abends einfinden. Ich will auch Gustav, den Leipziger-Studenten, den Bruder des Mädchens, welches der harmlose Anlaß zu diesem Umschwunge der Dinge war, dazu einladen. Sind Sie damit einverstanden?"

„Sie werden so widerstrebende Elemente zu vereinigen suchen, lieber Eberhard," erwiderte Otto

halblaut, „daß Sie Mühe haben werden, diese auf die Dauer zu beherrschen.“

Eberhard überhörte diese Worte. Er ging langsam nach Hause. Er sah ebenso nicht, daß hinter der grünen Laubwand aus dem Fenster in der Wohnung des Specereiwaarenhändlers zwei trübgeweinte nachtdunkle Mädchenaugen in die einsame Löwenstraße blickten, welche seit Tagen der Schall des Hufschlages um die Mittagsstunde nicht mehr störte.

Eberhard ließ es sich nicht nehmen, für den folgenden Abend den gastlichen Tisch bei Reiligrath zu bestellen. Er hatte persönlich das Zusammenkommen der Freunde, des Buchhändlers Otto und des munteren Studenten Gustav's angezeigt. Reiligrath zögerte, beklagte sich gegen Johanna.

„Du wirst Aristokratin,“ sagte er zu der wunderholden Frau. „Zuerst hast Du Sydow's Rathe nachgegeben und Dich bei der Feier der evangelischen Allianz eingefunden und nun leitest Du ein Meeting ein, das unter dem Protectorate des Prinzen nur eine aristokratische Färbung haben kann. Du weißt doch, daß ich Dir untreu werden und mich ganz in die Arme meiner unsichtbaren Göttin flüchten kann.“

Reiligrath sagte dieß lächelnd, mit heiterer Ruhe. Johanna legte stillschweigend das sorgen-

schwere Köpfchen an die Brust Reiligrath's. Sie wagte nicht zu antworten. Es gab wieder mehrere Lücken im kleinen Haushalte und Sydow's hatten sich zurückgezogen. Sie sann und dachte vergebens. Ihr antwortete nichts als das stärkere Husten des Gatten, welcher mitunter minutenlang nur kümmerlich den Schmerz unterdrückte, der seine Brust durchwühlte.

„Licht und Blumen," war Eberhard's Devise, welcher eine Stunde vor dem Eintreffen der Freunde sich einfand. Eine ungewohnte Heiterkeit, eine unerschütterliche Sicherheit lag in seinem Wesen. Der Abendtisch war reich bestellt, hell beleuchtet, mit Blumen geschmückt. Johanna konnte sich des Lächelns nicht enthalten.

„Sie feiern heute Christabend," sagte sie heiterer.

„Den Christbaum deutschen Geistes wollen wir aufstellen," erwiderte Eberhard, „und reiche Früchte davon pflücken."

Als die Freunde sich zusammengefunden hatten, war die siebente Stunde vorüber. Das schwindende Tageslicht sah mit goldbraunen Tinten durch die Fenster, die Kerzen brannten immer heller. Es gab eine magische Beleuchtung ab.

Zunächst sprach Eberhard. Er setzte in kurzen Worten auseinander, wie das journalistische Unternehmen entstanden, wie er bewogen wurde, sich als Chefredacteur zu betheiligen, auf die Unterstützung der versammelten Freunde bauend und endigte, indem er die besten Hoffnungen für Anfang und Fortgang des Unternehmens aussprach.

„Da haben wir schon den officiellen Ton," rief Reiligrath aus, „der uns noch Alles verderben wird. Sagen Sie es nur offen, Herr Wesendonk. Man will ein officielles Journal haben und damit einen Act der Großmuth verbinden, indem man uns Versorgungen bietet. Ich kenne das."

„Sie sind verbittert," erwiderte Eberhard. „Sie sehen Alles durch trübe Brillen. Wie wenn der Seemann nach jedem Sturme dem erhellten Himmel den Rücken kehren wollte, ebenso wollen Sie es machen. Sie verfallen in den Fehler aller ehemaligen Flüchtlinge. Sie verlangen Verzeihung von Oben und gewähren keine dafür."

„Sie haben mich mißverstanden," sagte Reiligrath, dessen Züge ein schmerzliches Gepräge annahmen. „Ich wollte scherzen und werde bitter. Ein ehemaliger Flüchtling hat Mühe, heiter zu sein. Sein Gemüth ist verstimmt. Manche Saite ist zerrissen. Wer nähme sich die Mühe, neue aufzu-

ziehen? Sehen Sie, mir schwebte eine literarische Reminiscenz vor, welche auszusprechen, Sie mir nicht die Zeit ließen. Ich dachte an Freytags „Journalisten."

„Ein vortreffliches Stück," fiel Otto ein. „Das muß jetzt auch wieder auf's Repertoire des Residenztheaters.

„Freytags „Journalisten," fuhr Reiligrath fort, „sind die einzig echten, lebenswahren Figuren dieser Art, welche ich kenne. Und eigentlich ist das treffliche Lustspiel doch nur eine Satyre auf das Journalwesen. Ein Journalist ist nur dann erträglich, wenn er vergessen macht, daß er es ist." —

„Mir ist das Stück nicht so gegenwärtig," sagte Otto, „daß ich gleich darauf antworten und beurtheilen könnte, ob die Ansicht des sehr ehrenwerthen Freundes und Mitgliedes für die neue Welt und neue Ideen in unserem Meeting richtig ist. Vorläufig muß ich aber dem geistreichen Geplänkel Grenzen setzen und die materiellen, geschäftlichen Seiten des Unternehmens vorlegen."

Otto zog ein Papier aus der Seitentasche und las eine Reihe von Berechnungen und Ansätzen vor. „Für die Freunde," sagte er endlich, „ist es nur wichtig zu wissen, welche Summe nach Abschlag der Kosten für Druck, Papier, Expedition, Corre-

spondenzen für die eigentliche Mitarbeiterschaft erübrigt."

Die Summe wurde angegeben und stillschweigend angehört.

„Die Frage ist nicht nach der Bezahlung der Mitarbeiter," bemerkte Reiligrath bescheiden, „sondern nach dem guten Willen der Anwesenden, sich an dem Unternehmen zu betheiligen."

„Das Unternehmen ist eine nationale Sache," erwiderte Eberhard lebendig. „Niemand kann sich der Betheiligung entziehen, wenn er so wie die Versammelten an der Wiege desselben steht. Wir pflanzen eine deutsche Eiche. Kindeskinder soll noch ihr Schatten laben, schirmen."

„In Dodona's Eichen wird es rauschen," fiel Gustav angeregt ein."

„Sobald wir die Sache ernsthaft nehmen sollen," fuhr Reiligrath fort, dem es ferne wie sein ehemaliges Plänkeln in Volksversammlungen und Vereinen anflog, „muß doch ein Programm vereinbart werden."

„Das Programm ergibt sich von selbst," beugte Eberhard etwas ängstlich vor. „Wie die versammelten Freunde wissen, bin ich gleichzeitig mit Vorträgen über Staatsrecht und Geschichte beauftragt. Wenn ich den Prinzen richtig verstanden habe, soll

dieser tägliche Verkehr mit ihm auch zu allmäliger Feststellung der Grundzüge des Programmes selbstleitend führen. Ich glaube, man wünscht ein gewisses Maß von Vorsicht, eine Publizistik der freien Hand."

Otto lächelte. „Sie sind bis zu einem gewissen Grade rascher zu kühler Besonnenheit gekommen, Eberhard," warf er hin, „als ich erwartete. Der Weg, den Sie vorzeichnen, ist echt diplomatisch. Ob er auch geschäftlich zum Ziele führen wird, muß ich dahingestellt sein lassen."

Eine kurze Pause trat ein. Die Freunde fühlten peinlich, daß die Berathung in dieser Weise rasch zu Ende gehen, das Ganze gewissermaßen zur Dictatur Eberhard's führen müßte. Man sah ein, daß der von ihm bestellte Abendtisch nicht gestatte, abzulehnen und schwieg.

Nur Gustav wußte sich rasch von der Beklemmung loszumachen, welche auch ihn augenblicklich ergriffen hatte. Seine jugendlich heißen Pulse schlugen rasch, der funkelnde, dunkle Augenstern starrte in die Höhe. Es schien wie ein Gesicht seine Gedanken zu erhellen, zu beflügeln, sein Herz zu erwärmen.

Er erhob sich. „Freunde, Brüder," rief er aus, „trennen wir uns nicht so. Ueber dieser

Stunde liegt eine Weihe, welche nicht leicht wiederkehrt. Lassen wir sie nicht entschwinden, ohne ihre segnenden Strahlen auf uns herabzuziehen. Fragt nicht, wer ich bin, fragt nicht nach meinem Berufe, nach meinem Rechte zu Euch zu sprechen. Der große Schwedenkönig nannte die Studenten Wittenberg's Luther's Söhne. Sollen es die Musensöhne Leipzig's weniger sein? Ich stelle mich unter den Schatten des großen Namens. Luther, ein Fürst der deutschen Nation! Ihr Genius, der Anfang ihrer geistigen Größe, ihres jetzigen nationalen Lebens, in dessen Licht und Schatten wir mit gleicher Herzenstreue wandeln."

„Es ist wahr, mein Auge sieht nur trauernd nach jenen versunkenen Schätzen, welche die beiden sich in weiter Zeitferne ergänzenden Heroen dem deutschen Volke spenden wollten. Der fromme, milde Gedanke des großen Reformators, daß sein Volk ein priesterliches, königliches Geschlecht mit dem Rechte und der Pflicht, seine Kraft für das Gemeinwohl zu gebrauchen, vor dem Altare der Geschichte stehen solle, ist überflügelt durch den Gang der Zeit. Gustav II. Adolph großes Reich, das den scandinavischen Norden mit Deutschland verbindend von der Ostsee bis zu der Rheinlinie an die Schweizergrenzen reichen sollte, ist in die unscheinbare Däm-

merung der Vergessenheit zurückgetreten. Verstaubte Bilder, gehören sie der Zeit an, in welcher der deutsche Geist an der Literatur des Glaubens arbeitete."

„Er ist nicht zu Grabe gegangen. Unter anderen Formen ist er thätig geblieben. Ergreifen wir alle faßbaren Anhaltspunkte, welche er uns bietet. Blicken wir auf die zahllosen Vereine. Lehrer und Sänger, Turner und Arbeiter, Naturforscher und Aerzte, Land- und Forstwirthe, Schützen- und Burschenschaften, Abgeordnete und Fürsten treten zusammen. Sie Alle sind noch nicht das deutsche Volk. Sie erschöpfen das Mysterium des deutschen Lebens nicht. Aber sie nähren die heilige Flamme. Eines Tages wird die wahre, die richtige Form gefunden werden. Mir schwebt es vor, als ob dieß eine Verbindung der religiösen und politischen Fragen sei, als ob die protestantischen Gemeinden an die Stelle der mühsam abgezählten Wahlbezirke treten — Luther — von Neuem als ein Fürst des deutschen Volkes anerkannt, — in dem weihevollen Berufe der Fortsetzung seines Werkes ein protestantisches Parlament zusammentreten müßte, wie Gustav II. Adolph es voraussah, gewappnet gegen jeden Uebergriff der Geistesknechtschaft — stark und frei."

Gustav hielt einen Augenblick inne. „Sie haben nicht umsonst Droysen und Freytag gelesen, lieber Gustav," warf Reiligrath nicht ohne Anflug von Humor hin. „Die deutsche Freiheit," fuhr er ernst und feierlich fort, „wird ohne Programm erkämpft, aber dann mit Blut gekittet werden müssen." Dabei sank ihm das ergrauende Haupt auf die Brust. „Mit Blut, mit Blut," wiederholte er vor sich hinstarrend, als bewegten sich dunkle Zukunftsbilder vor ihm.

Eberhard erbleichte. Ein leiser Sturm begann in seiner Brust sich zu erheben. Einen Augenblick war es ihm, als ob er sich Reiligrath an das Herz werfen, seine Vergangenheit erneuern, in seine Jugenderinnerungen zurückgreifen müßte. Er sah starr vor sich hin. Fesseln drückten ihn, die er plötzlich wieder einmal schmerzlich fühlte. Irene, die er nicht verlassen konnte, Otto, dessen kluges, kaltes Auge auf den Berechnungen haftete, die Vorsicht, welche er Gustav gegenüber beobachten mußte — ob Recht oder Unrecht, er kam alsbald wieder in das Geleise jener verständigen Betrachtungen zurück, welche die Halbheit damit entschuldigt, daß durch dieselbe mehr zu retten sei, als durch einen waghalsigen, ungewissen Ruf.

Er suchte Otto für sich zu gewinnen. Recht im Anschlusse, an jene reflectirenden Einschränkungen, welche der Buchhändler Otto ihm eingeprägt und zur Lebensregel gemacht, erwiderte er, hauptsächlich Gustav antwortend.

„Ihre Begeisterung führt Sie zu weit. Auf Luther's und Gustav II. Adolph's Standpunkt zurückkommen, hieße zurückschreiten. Man würde uns als Pietisten, Kopfhänger, Schwärmer verschreien. Seit Lessing hat die deutsche Nationalliteratur auch der politischen Entwicklung Wege vorgeschrieben, welche man nicht ungestraft verlassen kann. Wir sind bei Shakespeare in die Schule gegangen, wir müssen uns Pitt, Canning, die Russell's und Cobden's Englands auch als politische Lehrmeister gefallen lassen."

„Das billige ich," fiel Otto ein. „Nur will ich die Poesie, welche Gustav uns entwickelt hat, nicht ganz verworfen wissen. Ich greife nach der Idee des nicht mehr nach Gebühr gewürdigten Platen, die deutsche Bühne zu einem Nationalerziehungsinstitute heranzureifen. Eben unsere Residenzbühne ist ganz dazu geeignet. Können wir auch das alte Weimar nicht wieder herstellen, so vertragen doch unsere Verhältnisse eben eine solche poetische Exclusivität. An Dichtern wird es nicht

fehlen, ergeht nur der Aufruf dazu. Unseres Freundes Wesendonk Staufentragödie mag als Anfang bezeichnet werden. Eine Luthertragödie neben jener Werner's und Klingemann's, ein wahrhaft begeisterungserfülltes Drama, Gustav II. Adolph würdig und wahr verherrlichend, Friedrich, der Große, die Befreiungskriege — dramatisch vorgeführt, wenn wir uns auch theilweise noch an das Gegebene halten, bis Besseres nachfolgt, eine solche Bühne bereichert durch Shakespeare, Lessing, die Dioscuren Weimars wird eine nationale Anziehungskraft ausüben. Man wird hieher pilgern, die großen Vereine werden ihr Tagen an unsere Festvorstellungen knüpfen — und sprechen wir es offen aus, der Gipfelpunkt, auf welchem sich Alles einigt, die protestantische Spitze wird sich allmälig enthüllen, ohne sich unmittelbar exclusiv geltend zu machen. Mich mahnt es stets daran, daß die größten Kaiser die geringste Hausmacht besaßen. Warum soll nicht irgend einmal der Held, Führer, Retter Deutschlands seine Hausmacht, seine beste Kraft in der Begeisterung, der Anhänglichkeit des deutschen Volkes allein finden?“

Eberhard bemerkte die vorgeschrittene Stunde. Die gemäßigte Stimmung, welche Otto hervorgerufen, schien ihm willkommen zum Scheiden. Er

benützte sie, um das Meeting mit einigen zuvorkommenden Worten zu schließen.

„Ich werde dem Prinzen morgen das Ergebniß unserer Vereinigung vortragen,“ sagte er etwas kühl und vornehm.

„Mich dabei ausschließend,“ bemerkte Reiligrath höflich.

Johanna wollte aufstehen und vermittelnd sprechen. Reiligrath hielt sie zurück. Eberhard, welcher es bemerkt hatte, sah sie dankend und warm an.

„Der Name des Journales?“ fiel Gustav noch ein.

„Die deutsche Welt,“ erwiderte Eberhard. „Ich trage ihn seit gestern in der Brust, im Geiste.“

„Das Journal soll geistig Deutschland zu einer neuen Welt erheben.“

Die Freunde gingen auseinander. Reiligrath forderte Eberhard's Rechte. „Nicht ohne Händedruck,“ sagte er. „Wenn ein politisches Unternehmen gedeihen, wenn“ — er lächelte dabei eigenthümlich“ Deutschland frei werden soll, müssen wir damit beginnen, den Muth, die Stärke zu haben, — die widersprechendsten M e i n u n g e n zu ertragen. Es sind ja eben nur erst Meinungen.“

Johanna trat an Eberhard heran. „Bleiben Sie uns gut,“ bat sie mit weicher, inniger Stimme.

Eberhard sagte es unwillkührlich und rasch zu. „Ich kann die Frau nicht kränken,“ sprach er zu Otto, als sie auf der Straße waren, wie entschuldigend.

Reiligrath hatte Gustav zurückgehalten. Als er mit ihm allein war, zog er ihn an die Brust, strich ihm die Haare. „Du junges Blut,“ sagte er leise zu ihm, „hast gut gesprochen. Wirst Du auch so streiten? Hüthe Dich vor Diesen, die jetzt geschieden sind. Sie werden Dich, sie werden Alles verderben. Die Freiheit will mit Blut erkauft — mit dem Tode besiegelt werden.“

Johanna hatte die Kerzen ausgelöscht, die Blumen beseitigt. Es war wieder öde, dämmerig im Gemache, wie sonst. Sie hatte des Gatten letzte Worte gehört und sank ihm weinend zu Füßen.

Er umarmte, erhob sie. „Mein Weib,“ schluchzte er, — „eines Flüchtlings Weib. Das sagt Alles.“

Eberhard erstattete am anderen Morgen dem Prinzen Bericht über das Meeting bei Reiligrath. Er stellte die Mitwirkung des Buchhändlers Otto und jene des fröhlichen Leipziger-Studenten Gustav in sichere Aussicht. „Nur Reiligrath,“ setzte er ernst und trübe hinzu, „wird sich uns entziehen.“

Der Prinz gerieth in Aufregung. „Warum eben er,“ rief er aus, mit starken Schritten im

Gemache auf- und abgehend. „Eben auf ihn legte ich den größten Werth. Ich stellte mir die Sache so vor, daß Sie, Wesendonk, die gemäßigt liberale Anschauung, Reiligrath die demokratische, wenn Sie wollen ultrarevolutionäre Richtung vertreten sollte, welche jedoch von einem höheren Standpunkte sich mit dem Erreichbaren, Möglichen begnügend, mindestens der neuen Regierung keine Hindernisse in den Weg legte oder vielleicht auch eine moralische Unterstützung durch diese Ralliirung gewährte. Reiligrath hat Verbindungen —"

Der Prinz sah Eberhard forschend an. Dieser konnte ein leises Staunen nicht verbergen.

Der Prinz, welcher es bemerkte, ließ die Sache sogleich fallen.

„Bin ich denn so wenig achtbar," fuhr er dann fort, vor Eberhard stillstehend, „daß man meine Vorschläge unbedingt zurückweist. Oder haftet dieß an unserer Natur, an unserem Berufe, unserer Geburt als Prinzen, daß man uns zu beleidigen, zurückzustoßen sucht. Ich habe Geschichtskenntnisse genug," sagte er langsam, „um mir das Vorbild eines Regenten zu entwerfen. Ich strebe nicht nach dem Ruhme eines Alexander, Augustus, eines Carl oder der Staufenkaiser. Ich werde kein Kriegsheld werden, wie Napoleon oder Friedrich

der Große!“ — Der Prinz stockte. „Die Erfahrung wird mir ein Ideal bilden, das Herz mich leiten. Ich werde nicht mehr wollen, als ich kann, mir genügt es ein Karl August der politischen Ideen zu werden, wenn es mir nicht gegeben ist, die ersten Geister der Nation um mich zu versammeln.“

Der Prinz sah Eberhard aufmerksam an. Dieser faßte Muth zu antworten, wie er dachte. Der Abend bei Reiligrath, der Schmerz des gebeugten, ergrauenden, unversöhnbaren Flüchtlings, ein leises Gefühl für Johanna, deren stummen Schmerz er durch einen offenen Bruch mit Reiligrath zu vergrößern fürchtete, diese Eindrücke und Erinnerungen drängten ihn, offen zu sein.

„Mein Prinz,“ sprach er mit Würde und Sicherheit, „ich bin weit gereist, habe mit Menschen der verschiedensten Länder verkehrt, Lehren aller Art in mich aufgenommen. Es gibt ein Etwas in der Geschichte, einen göttlichen Funken, welcher die Errungenschaft der Völker und nicht das Eigenthum der Monarchen ist, Güter geistiger Natur, an welchen Theil zu nehmen, der Ruhm, der Stolz, die Freude der geistreichsten, gebildetsten Ihrer Berufsgenossen war und sein wird. Diese Güter sind die Güter der Gedankenwelt, der Ueberzeugung. Mein Prinz, mir lebt ein Vorbild in der Seele — welches

auch das Ihrige sein könnte, das Vorbild eines Prinzen, über dessen Haupte sich nie die Krone schloß, welcher in den Mühen von Jahren der Freiheit aus der Wiege zu den ersten Schritten verhalf — und dann sein politisches Glaubensbekenntniß mit seinem edlen Blute besiegelte — des Prinzen, welcher Deutschland gegeben sein müßte, um seine heiligsten Wünsche zu erfüllen, es ist das Vorbild Wilhelm's von Oranien."

„Oranien," wiederholte der Prinz überrascht.

„Des Schweigers," schloß Eberhard mit stummer Verbeugung und verabschiedete sich.

Von den beiden Theilnehmern am Meeting bei Reiligrath, welche Eberhard ihre Unterstützung an dem zu begründenden Blatte zugesagt hatten, war der aufrichtigere, wärmere Gustav. Der Buchhändler Otto hatte am folgenden Tage in einem an Eberhard gerichteten Schreiben seine Betheiligung in die Grenzen des Geschäftsmäßigen zurückgeführt. Nur Gustav war mit voller Seele, voller Ueberzeugung am Werke geblieben.

Er hatte Reiligrath nicht begriffen. Daß seine glühende Rede nicht zur Ueberzeugung der Zuhörer geführt hatte, verletzte das junge Gemüth nicht. Er hielt sich selbst zu aufrichtig für einen Jünger der Wissenschaft, für einen noch nicht zum Abschlusse

gelangten Forschenden und Strebenden, um den Einfluß eines Meisters zu beanspruchen. Reiligrath's tiefe Verstimmung, sein hoffnungsloser Schmerz schienen ihm das subjective Ergebniß der trüben Erfahrungen des alternden Mannes. Ihm leuchtete die Hoffnung wie eine Morgensonne in das Gemüth, in das kleine, niedlich eingerichtete Gemach.

Der ordnende Geist desselben war Gustel, das heranblühende Mädchen. Sie hatte für den Bruder die herzinnige, trauliche Liebe, wie sie nur die noch ganz unbefangene Mädchenseele erfüllt.

Gustel war nun auch die Vertraute Gustav's. Hatte sie seine Bücher nach seiner Anordnung aufgestellt, hielt sie das Schreibgeräthe in Ordnung, so hatte sie dafür auch das Recht, ihrem Bruder Alles abzufragen, was sie interessiren konnte.

Es interessirte sie eigentlich so wenig. Sie erfuhr viel mehr, als sie zu erfahren wünschte oder suchte. Gustav erzählte ihr von Eberhard's Plänen, von der Abendversammlung bei Reiligrath. Er wiederholte ihr seine Rede, welche Gustel mit staunender Freude anhörte, er erzählte ihr, wie der düstere Reiligrath ihn gewarnt, gesegnet habe.

Als Gustav nun geendet hatte, zögerte Gustel. Sie sagte, sie hätte wohl auch eine Frage an ihn. Gustav forderte sie auf, offen zu sprechen.

Gustel kam langsam mit der Wahrheit hervor. „Ich habe über etwas nachgedacht, was ich nicht ergründen kann," sagte sie. „Was ist denn eigentlich ein Prinz?"

Gustav sah sie staunend an. Für das sonst, wenn auch einfache, doch verständige Mädchen war die Frage seltsam. Gustav frug sie, wie sie denn eigentlich dazu komme; — es liege ja auf der Hand.

„Ein Prinz ist nicht, wie ein gewöhnlicher Mensch," erwiderte Gustel. „Und warum ist das nicht? Es ist nicht gut, daß es so ist. Als der Prinz acht Jahre alt war, und er war immer um ein Jahr älter als ich, spielten wir zusammen vor den Stadtthoren, wenn sein Erzieher es eben nicht bemerkte. Der kam aber bald dazu, lächelte, verwies es nicht. Wir bauten kleine Häuser aus Stein, flochten Kränze aus Wiesenblumen. Nach einem Jahre kam ein strenges Verbot — der Prinz durfte nicht mehr mit mir spielen. Dann verlernten wir Beide das Spielen. Es gingen Jahre vorüber und ich vergaß auf den Prinzen. Auf einmal ritt er durch die Straße, sah auf mich, grüßte mich. Wie groß, schlank, wie lieb und schön war er geworden. Er hatte keinen Erzieher mehr, — es konnte Niemand mehr verbieten. Und doch hörte das Vorüberreiten plötzlich auf, wie das Spielen.

Es war doch Eines so unschuldig, wie das Andere. Da hieß es, das komme daher, weil er nun ganz Prinz geworden sei."

„Der Prinz ist ernst geworden, wird an ernsten Geschäften Theil nehmen," erwiderte Gustav. Er hatte keine andere Antwort für das Mädchen.

Gustel sah aber nach wie vor hinter der grünen Laub- und Blumenwelt auf die einsame Löwenstraße, welche ungeachtet ihrer Frage kein Hufschlag um die Mittagsstunde mehr störte — und dachte darüber nach, wie böse es sei, wenn einer plötzlich — „ganz Prinz" wird.

Wenige Tage darauf ward Reiligrath um die Mittagsstunde, als er sich eben still und friedlich an den einfachen Tisch mit Johanna und den Kindern setzte, seltsam überrascht.

Der Prinz trat mit Eberhard ein.

Reiligrath stand auf und führte ihn in das anstoßende Gemach. Reiligrath dachte nicht daran, dem Prinzen einen Stuhl anzutragen. Er stand fest, gerade, unbeugsam vor ihm, so daß der Prinz sich einer gewissen Befangenheit nicht erwehren konnte.

„Herr Wesendonk hat mich zu diesem Besuche bewogen," leitete der Prinz das Gespräch ein. „Das Blatt, welches er leitet, erscheint morgen zum erstenmale. Er hat nicht den Muth, die schwere Bürde

auf sich zu nehmen, wenn Sie ihm Ihre Unterstützung, Ihre Billigung verweigern."

Reiligrath sah stumm vor sich hin.

„Das erste Blatt," fuhr der Prinz ernst und nachdrücklich fort, „wird meine Theilnahme an den Regierungsgeschäften anzeigen. Es ist dieß ein Anlaß, sich um die Fahne des Fortschrittes, der Humanität zu schaaren, welche die Regierung des kleinen Ländchens besonnen aber entschieden und andauernd erheben wird."

„Ich zweifle nicht daran," antwortete Reiligrath nach einigem Nachdenken, „daß dieser Schritt der Regierung viele Glückliche machen wird."

„Warum wollen Sie nicht auch darunter gehören," frug der Prinz rasch und warm.

„Herr," erwiderte Reiligrath gedrückt, nicht ohne Gewaltsamkeit. „Es gibt ein: Zu spät, welches ich nicht auf die Völker, auf Deutschland, auf dieses Ländchen, sondern nur auf mich allein anwenden will. Für mich ist es zu spät. Ich sehe rings um mich nur Gräber. Sie liegen weit genug ab, um durch den engen Gesichtskreis der täglichen Arbeit mir entrückt zu werden. Muß ich aber den Blick erheben, — zwingt man mich in den Himmel meiner Tage, meiner Vergangenheit zu schauen, dann nehme ich nicht das künstliche Morgenroth

hin, das fürstliche Gnade mir gewähren will, sondern ich sehe in den blutrothen Abendhimmel, in welchem die Hoffnungen von Millionen verlöschen. Das Land, Herr, ist Ihr Eigenthum, die Stadt ist Ihre Residenz — diese Stube aber ist mein — und man betritt sie in der Regel nur mit meiner Einwilligung, über meine Einladung. — Verzeihung, mein Prinz! So haben unsere Voreltern gedacht, so denke ich. Noch einmal — Verzeihung meiner Offenheit — aber es ist zu spät für mich!"

„Ich ehre Ihre Offenheit," antwortete der Prinz gelassen. „Wenn Sie aber auch die Unterstützung für Sich zurückweisen, nehmen Sie dieselbe doch für Ihre Theuren an?"

„Nimmermehr," erwiderte Reiligrath. „Johanna und meine Kinder haben arbeiten gelernt. Diese Hand wüchse aus dem Grabe drohend hervor, wenn sie Unterstützung von den Verfolgern ihres Vaters annähmen. Johanna! — —

Heftiges Husten unterbrach Reiligrath, ein schmaler, leicht gerötheter Streif trat auf seine Lippen.

„Es wühlt wacker hierinnen," sagte er zum Prinzen, auf die Brust zeigend. „Das ermüdet."

Johanna war bestürzt in das Gemach getreten. Ohne des Prinzen zu achten, lehnte sie sich leise weinend an den Gatten. Die Kinder waren gefolgt und sahen schüchtern zu dem Vater empor.

Eberhard fand kein Wort der Vermittlung. Der Prinz hatte sich abgewendet und verhüllte die Augen.

„Es ist nicht mein Werk,“ sprach er leise vor sich hin.

Er wollte Reiligrath die Hand bieten. Dieser weigerte sie stumm, verbeugte sich schweigend, tief. Der Prinz schied. Eberhard begleitete ihn stillschweigend bis zum Residenzschlosse.

„Ich habe eine kostbare Erfahrung gemacht,“ sagte er scheidend zu Eberhard. „Es ist das Pathengeschenk zu meiner Theilnahme an den Regierungsgeschäften. Ich ehre Reiligrath, ich werde ihm dankbar zu sein wissen, indem ich ihn schütze. Der Wiederstand solcher Männer allein macht eine neue, bessere Zeit möglich.“

Gleich nach dem Scheiden des Prinzen war Gustav bei Reiligrath eingetreten. Johanna erzählte ihm die überraschende Scene. Reiligrath sah wehmüthig vor sich hin. „Der Hammer hat sich gehoben,“ sagte er ernst, „die Stunde wird ausschlagen. Ich zähle im Vorhinein.“

Gustav drückte ihm stillschweigend die Hand. Reiligrath war alsbald wieder gütig, ruhig, freundlich, wie immer. Nur im Fortgehen sagte er bitter zu Gustav: „Du Glücklicher, daß Du Zeuge dieser Lehre sein kannst. Ermiß, was Prinzen sind, daran wenn Sie wohlthun wollen.“

Am anderen Tage sah Gustel, wie seit Wochen um die Mittagsstunde hinter dem Laubschirme auf die Löwenstraße, die kirschschwarzen Augen standen starr und hatten nichts, woran sie hafteten. Gustav zog das Schwesterchen von rückwärts sanft vom Fenster weg, setzte es auf einen Stuhl und sagte:

„Ich weiß nun, was Prinzen sind.“

Gustel sah den Bruder mit trauernden Augen nachdenklich an und es leuchtete darin etwas, wie ein milder Hoffnungsstrahl.

Gustav erzählte ihr die Begebenheit bei Reiligrath, so daß sie dieselbe völlig fassen konnte. Dann schloß er: „Prinzen sind wie jene Bäume in den Tropenländern, unter deren Blätterdache kein Vogel nisten, unter deren Schatten kein Wanderer ruhen kann. Sie sind,“ schloß er dumpf und düster, „wie die Upasbäume!“

Gustel legte die schmalen, weißen Arme dem Bruder um den Hals und als es am andern Tage Mittag ausschlug, sah sie nicht mehr von der Arbeit

auf und achtete nicht darauf, was in der stillen, langen Löwenstraße vorgehen möchte.

Das Journal „die deutsche Welt" war erschienen. Es gewann in kürzester Zeit einen bedeutsamen Ruf. Die glänzendsten Namen Deutschlands standen bald in der Reihe der Mitarbeiter genannt. Die Freisinnigkeit der Haltung überraschte allgemein. Bald erkannte man aus den Mittheilungen, daß die Leitung desselben Verbindungen mit der Regierung unterhalten müsse. Allmälig erfuhr man, daß der Erbprinz im Hintergrunde desselben stehe, die Uebernahme der Regierung dadurch einzuleiten gedenke. Nicht allein politische Kreise, auch die deutschen Regierungen wurden auf das Blatt aufmerksam. Es ermuthigte die deutsche Presse im Allgemeinen, es führte zu den Principien der großen Freiheitsperiode zurück, es spiegelte in manchen Auseinandersetzungen selbst die kühnen Anschauungen Gustav's. Man sah voraus, daß es mit der Zeit eine Parteileitung begründen, aber auch entschiedene Gegnerschaft herrufen würde. — Bald kamen neue Elemente in das Leben der Residenz, obwohl zu unscheinbar, um sogleich bemerkt zu werden, aber doch herbeigezogen, durch diesen anhaltenden Umschwung.

Die Bewohner der Residenz, welche seit Jahren an den Mittagslauf Heik's gewohnt waren, fingen an irre zu werden. Entweder war das leuchtende Gestirn des Tages in das Stadium des Alters eingetreten, oder es hatten sich die Geschäfte im Regierungsgebäude gehäuft, entweder kam die Sonne täglich zu spät durch den Meridian oder Heik hatte an seiner ursprünglichen Pünktlichkeit verloren. Sein Gang war langsam, er hing den Kopf, er kam höchst unregelmäßig an den Fenstern vorbei, aus welchen man auf ihn herabzublicken gewohnt war. Die Gesichtsfarbe ging auffallend immer mehr in's Fahlgelbe über, der Oberleib fing an, sich zu neigen. Auch in der Wirthshausstube war Heik schweigsam, unaufmerksam, theilnahmslos. Ein kundiges Auge hätte an ihm alle äußeren Anzeichen des „in Ungnadegefallenseins" entdeckt. Die Bewohner der Residenz und die Besucher der Wirthshausstube, in welcher Heik erschien, standen nicht auf jenem Punkte der Bildung, um eine so geheimnißvolle Erscheinung, wie Heik, gebührend beurtheilen zu können.

Eines Abends schien jedoch die Erinnerung an bessere Tage, wie ein fernes Abendlicht auf Heik herüberzuleuchten. Das Andenken früherer Thätigkeit erwachte in ihm, er wurde wieder lebendig, er kratzte sich den Kopf, wie um die halbvergessenen

Erinnerungen wachzurufen. Er hatte sich eines Zweiges seiner früheren Thätigkeit zu erfreuen, deren Wiederaufnahme er am wenigsten erwartet hätte.

Ein Fremder war angekommen. Daß Fremde in der Residenz ankamen, war nun allerdings keine Seltenheit, wohl aber, daß sie in der von Heik besuchten Wirthshausstube abstiegen und sich mit seltenem Scharfsinne in Heik's Nähe setzten.

Heik hatte den neuen Ankömmling zuerst aufmerksam betrachtet. Er war jung, der Ausdruck der Züge nicht sonderlich geistreich, obwohl etwas Verschlagenes, Listiges in denselben lag. Das graublaue Auge mit stechendem Blicke deckte eine Brille. Ein starker Bart umrahmte das Gesicht. Seine Kleidung war reinlich, aus gröberen Stoffen, dunkel. Er machte auf den ersten Anblick den Eindruck eines Handlungsreisenden.

Dieser Eindruck war auch der richtige. Der Fremde saß nur kurze Zeit in Heik's Nähe, als er auch versuchte, ein Gespräch mit demselben anzuknüpfen. Er begann damit, ihm zu sagen, daß sein Name Franke sei. Er reise für ein preußisches Handlungshaus und mache in preußischen Spitzen. Er frug, ob er wohl hier Aussicht habe, Geschäfte zu machen.

Heik antwortete ihm trocken: „Wenn Sie Lust haben, mit Ihrer Waare von Haus zu Haus zu gehen, kann es sein. Im Großen und auf Lieferung werden Sie in unserer Residenz wenig Geschäfte machen.“

Franke nickte dankend mit dem Haupte und griff dann nach dem Zeitungsblatte, welches vor ihm lag. Es war die von Eberhard geleitete „deutsche Welt.“

Das Journal hatte heute eben einen Artikel aus Eberhard's Feder gebracht, welcher den kühnen Gedankenflug und den glänzenden Styl des poetischen Politikers in seltenem Aufschwunge an sich trug. „Zukunftspolitik“ überschrieben, entwickelte derselbe eine Reihe neuer, überraschender Ideen. Der Gedankengang war ungefähr folgender:

Die nationale Idee in Deutschland müsse außerhalb der Formen constitutioneller Systeme die Anregung und Stütze finden, der heilige Funke von dem Altare des gemeinsamen Fortschrittes aller Völker entnommen werden. Zuerst wurde auf Italien, auf die nicht mehr in das Dunkel der Knechtschaft zurückzuwerfende, unstreitig anbrechende zweite Renaissanceperiode des uralten Culturlandes gewiesen. Dann, — und darin trat Eberhard's innerstes Wesen und Denken hervor — sei die Aufmerksam-

keit auf den europäischen Norden, auf die aus den drei scandinavischen Königreichen sich erhebende Union zu richten. Eberhard entwickelte mit großer Sachkenntniß die politischen Zustände, das Maß der Freiheit in den drei Königreichen, wies auf die Möglichkeit eines scandinavischen Unions-Parlamentes und wollte dann diese jugendliche Union, diesen starken Völkerbund unmittelbar für Deutschland interessiren. Voran sollte Schweden schreiten, alle Erinnerungen des großen — deutschen Krieges, der Gustav-Adolphs-Periode, der Theilnahme an den Befreiungskriegen erneuernd. Preußen sollte, wenn nicht bei Seite geschoben, doch für seine träge Ruhe, für sein Versäumniß gestraft werden. Die Zurückgabe Pommerns an Schweden, wohl gegen Entschädigung, war nur leise angedeutet. War diese Zurückführung auf früheres Besitzthum doch durch die Wiederaufnahme der alten Rolle Schwedens gerechtfertigt. Der Artikel forderte die Herstellung der schroffsten Gegensätze in Deutschland, in Europa, er schrack vor Canning's Scheidung in zwei principielle Lager nicht zurück.

Franke las denselben von Anfang bis zu Ende durch. „Ist das Blatt von der Regierung beeinflußt?" frug er dann Heik.

Heik sah mit spitzem Lächeln auf Franke. „Fragen Sie erst, ob wir überhaupt eine Regierung haben,“ antwortete er.

Franke rückte in die unmittelbare Nähe Heik's. „Das ist ja unendlich interessant für mein Geschäft,“ erwiderte er. „Kennen Sie die Lage des Landes so genau?“

Heik wurde mürrisch. „Ich habe keinen Grund, Ihnen darüber einen Aufschluß zu geben,“ erwiderte er. „Wenn Sie länger hier verweilten, würden Sie bald sehen, woran wir sind. Es geschieht manches Gute, das man nur billigen kann. Eine Ackerbauschule, eine neue Gemeindeordnung, eine Ausstellung der Landesproducte sind im Vorschlage. Man kann nichts dagegen sagen. Aber die Art, wie es geschieht, taugt nicht. Es kömmt Alles mit einem Lärm, mit einer Fluth revolutionärer Ideen, welche betäuben, verwirren.“

Franke nickte zustimmend. „Sie sehen ganz recht,“ antwortete er im Tone überlegener Erfahrung. „Der Artikel des Blattes zeigt mir das deutlich. Der Verfasser will Preußen einfach bei Seite schieben, das ferne Schweden an seine Stelle setzen. Das sind Autoren, welche mit Factoren rechnen, die sie nicht kennen. Die Entfernung der Länder, ihre Wehrkraft, Ihre Hülfsmittel, das Alles wird nicht

gehörig berücksichtigt. Ich liebe das Positive, Nüchterne. Ich gebe zu, daß Preußen die Hoffnungen nicht erfüllt, welche exaltirte Politiker auf dasselbe setzen — aber ich vergesse auch nicht, daß es mit Hindernissen zu kämpfen hat, welche zu beseitigen, nicht in seiner Macht liegt. Ich bin Handlungsreisender. Ich spreche zunächst von commerciellen Verhältnissen. Man verlangt von Preußen, von Berlin, namentlich in Süddeutschland nahebei Unerreichbares. Berlin, zum Beispiele, als Haupt des Zollvereines hat nicht die günstige Lage als Fabriks- und Handelsstadt, wie Newyork, London und Amsterdam. Doch stellt man dieselben Anforderungen an die nordische Metropole, während Süddeutschland ihr überdieß im entgegengesetzten Sinne die Hände bindet."

Heik hörte aufmerksam zu und begann zu flüstern. Er schilderte Franke die Lage der Dinge in den düstersten Farben. Der Prinz habe die Theilnahme an den Geschäften durch eine heillose Ueberstürzung eingeweiht. Alles sei provisorisch, im Uebergange, schwankend, haltlos. Die alte Regierungspartei sehe nur lächelnd auf diese Zustände, in der sicheren Hoffnung, um so gewisser, siegreich wieder an's Ruder zu kommen.

Franke frug, wer wohl an der Spitze dieser alten Regierungspartei stehe.

Nach einigem Zögern nannte Heik die Gräfin Theone.

Franke schien den Namen zu erwarten und sah lächelnd vor sich hin. Er brach das Gespräch ab und ging auf gleichgültige Dinge über. Später ließ er noch eine Flasche Wein kommen und nöthigte Heik daran Theil zu nehmen. Heik trank und gerieth in eine völlige Begeisterung für Franke. Er sah zuletzt in ihm den Retter des kleinen Ländchens und schwur ihm seine Dienste ohne allen Rückhalt zu weihen. Damit endete vorläufig die kleine Episode.

Eberhard war mit seiner neuen Stellung zufrieden. Buchhändler Otto hatte nicht verfehlt, jenen mäßigenden Einfluß zu üben, welchen Eberhard fast schon mehr erwartete und hervorrief, als ertrug. Die Vorträge beim Prinzen gingen rasch vorwärts. Der Prinz hörte sie meist stillschweigend und aufmerksam an und unterbrach sie nur selten durch Andeutungen und Mittheilungen, welche das Journal betrafen. Dieses leitete Eberhard fast ausschließend. Zahlreiche Correspondenzen liefen ein, die hauptsächlichsten Mittheilungen floßen aus Eberhard's Feder. Gustav stand ihm treu zur Seite und ertrug die fast unbedeutende Stellung, welche ihm

Eberhard anwies, mit Ausdauer und Hingebung. Er verstand es recht wohl, daß Eberhard auch ihm gegenüber die diplomatische Seite seines Wirkens immer sorgfältiger hervorkehrte. Wenn er sich mit Gustav besprach, war dieß fast immer nur in Bezug auf dessen Privatstudien. Er munterte den jugendlich frischen, lebendig heiteren Studenten auf, vorzüglich sein unverkennbares Talent für Poesie zu pflegen.

Gustav nahm den Rath freundlich auf, obwohl darin etwas Abweisendes, ein leises Entfernen vom politischen Gebiete lag. Die Residenzbühne hatte eben Eberhard's Tragödie wieder gebracht. Daran anknüpfend kam Gustav auf seine Anschauungen über eine Nationalbühne zurück. Das lag ganz wieder in Eberhard's Absichten und er rieth Gustav, den Plan eines Festspieles auszuführen, welchen ihm dieser vorgelegt hatte.

Es ging gegen Weihnachten, als Gustav dasselbe vollendet hatte. Die Zeit war ohne sonderliche Zwischenfälle vorübergegangen. In den Vormittagsstunden Lehrvortrag beim Prinzen, dann die Journalarbeit, Besprechung mit Otto, Correspondenzen ohne Zahl, es blieb wenig Zeit für Irenen, welche mit stummer, liebender Sorgfalt auf den viel beschäftigten Gatten blickte, theilnehmend, auf-

munternd die Stille des Arbeitszimmers sorglich wahrte. Eberhard war in jene gleichmäßige Stimmung gerathen, in welcher sich Geschäftsmenschen meist das ganze Jahr hindurch befinden. Doch lag der Schimmer einer höheren Idee, die Befriedigung der Erfüllung eines großen Berufes freundlich hell über seinem inneren Leben. Wenn er von der Redactionsstube oder dem Arbeitsgemache auf die fleckenlos weiße, schimmernde Schneedecke der Dächer, in den einförmig grauen Himmel blickte, sich an den langen Eiszapfen ergötzte, welche sich auf seinem Wege zeitweilig an den überhängenden Giebeldächern bildeten, den Schneewirbel betrachtete — erfreute er sich der Einfachheit seines Wirkens. Er hatte nie gedacht, daß die Gleichförmigkeit ihn so befriedigen könnte, er sah arglos in die Zukunft, in welcher er keine Veränderung erwartete. Das Harmonische in seinem Inneren verwandelte sich in eine freundliche Sorgfalt nach Außen. Er glaubte seine Umgebung müßte eben die gleiche Befriedigung in sich tragen, welche er selbst fühlte.

Als Gustav ihm das vollendete Festspiel übergab, that er sich nicht wenig zu Gute, daß er auch hier einen Anlaß fand, verlorene oder zerrissene Fäden wieder anzuspinnen. Er dachte an Reiligrath, welchen er seit jenem verhängnißvollen Besuche des

Prinzen nicht gesehen hatte. Er klügelte, sann hin und her. Endlich faßte er den Entschluß, eine Arbeitsstunde zu opfern und Johanna zu einer Zeit zu besuchen, in welcher, wie er wußte, Reiligrath an das Schreibpult gefesselt war.

Er fand Johanna allein. Die Kinder waren in die Schule gegangen. Als er eintrat, die Thüre war nicht geschlossen, fand er sie über eine weibliche Arbeit gebückt. Er sah deutlich, daß eben eine Thräne verstohlen auf dieselbe fiel.

Sie erhob beim Geräusche des Eintretens das Haupt und sah ihn schweigend und aufmerksam an. Das reiche dunkle Haar floß in langen Locken nach rückwärts, gab die schöne, helle Stirne frei. Eine leise Blässe lag über den Zügen, die tiefdunklen Augen blickten schwärmerisch verklärt durch die Thränenspur.

Eberhard streckte die Hand aus. Ein kümmerliches Lächeln war Johanna's Antwort. Sie stand demüthig vor ihm, als wüßte sie, daß sie die Laune, den Wunsch des Mächtigeren wehrlos über sich ergehen lassen müsse.

Eberhard hielt zurück, so sehr der Anblick der interessanten Frau ihn aus seiner Geschäftsstimmung in wärmere Erinnerungen an poetisches, versunkenes Seelenleben zurückführte. Er hatte seit

den letzten Monaten so viel gesprochen, vorgetragen, daß es ihm nicht schwer wurde, ein überwältigend geistreiches und gewandtes Gespräch einzuleiten.

Er kam auf den Wunsch zurück, Reiligrath mit dem Leben, mit den Verhältnissen des kleinen Landes, mit dem Gegebenen, Erreichbaren, zu versöhnen. Johanna ließ ihn nicht lange sprechen. Mit überraschender Gewandtheit und Zartheit antwortete sie.

„Herr Wesendonk! Ich verkenne Ihre Herablassung nicht. Aber Sie vergessen, daß mein Gatte kränkelt. Die herbe, gesunde Luft, welche Sie erquickt, ist ihm Gift, die Arbeit, welche Sie aufrichtet, würde ihn gänzlich aufreiben. Selbst ein Uebermaß der Freude muß vermieden werden."

Eberhard erinnerte sich erst jetzt völlig, daß er den Freund leidend verlassen habe.

„Das Uebel ist im raschen Vorschreiten," fügte Johanna hinzu.

„Es fehlt doch nicht an ärztlicher Hülfe?" frug Eberhard.

„Die beste Hülfe ist die Zeit," antwortete Johanna traurig. „Sie trägt die Heilung in sich, nach welcher mein Gatte allein begehrt."

Eberhard senkte das Haupt. „Dann wird mein Vorschlag frivol und unzeitgemäß erscheinen." Er

holte nun Gustav's Festspiel hervor. Ein wohlthuendes Lächeln ging wie ein flüchtiger Sonnenstrahl über Johanna's Züge.

„Gustav hat es uns vorgelesen," gestand sie.

„Dann erspare ich, Sie mit einem längeren Vortrage zu langweilen. Obwohl die Schauspieler der Residenzbühne das Festspiel ausführen sollen, finde ich doch keine entsprechende Darstellerin der Germania. Unsere erste Heldin und Liebhaberin ist aschblond."

Johanna konnte sich einer Anwandlung von leiser Heiterkeit nicht enthalten. „Halten Sie dieß für einen wesentlichen Mangel ihres Berufes?" frug sie.

„Die Germania muß doch blaß und dunkelhaarig dargestellt werden," erwiderte Eberhard lebhaft. „Eine blonde Göttin ist ja unerhört."

„Ich glaube das nicht," erwiderte Johanna. „Waren doch die alten Germanen blond, blauäugig — und so sind wohl auch ihre Frauen zu denken."

„Ich habe nun einmal eine dunkellockige, bleiche Germania, eine isländische Norne im Kopfe," behauptete Eberhard. „Ich habe mich schon ganz hineingedacht, wenn Sie die Rolle vortragen würden. Ihre Gestalt, der Klang Ihrer Stimme. Es würde mir die Hauptsache fehlen, wenn Sie ausschlügen."

Johanna wurde wieder ernst. „Wenn ich annehme, hat es seinen Grund darin, daß ich es für frivoler halte, auszuschlagen, als anzunehmen,“ antwortete sie. „Ich habe viel zu ertragen und muß dabei heiter bleiben. Wenn mein Gatte erführe, daß Sie hier waren, daß ich ablehnte, würde er mit neuem Kummer auf mich blicken. Es wäre, wie ein sich Abschließen, wie ein gewaltsames, trauerndes Klosterleben. Ich habe den Grundsatz anzunehmen und in das Alltägliche einzufügen, was das Leben heranbringt, wenn es nicht störend wirkt.“

Johanna senkte das Haupt. Es lag ein tiefes Weh in ihrer Brust. Sie wagte es nicht zu sagen, daß sie nur mit düsterem Blicke in die Zukunft sehe, daß bald die Sorge um den Gatten, welchen jede Stunde arbeitsunfähiger machen konnte, ganz auf ihr ruhen könnte. Sie beugte sich demüthig, bescheiden vor dem einflußreichen Eberhard, welcher dann allein zu helfen vermochte, so tief die Abneigung auch in ihr sich geltend machte, die Bretter zu betreten und den stillen Schmerz der häuslichen Tragödie durch die Befriedigung einer flüchtigen Laune des entfremdeten Freundes zu stören.

Eberhard dankte lebhaft. Er dankte in der Stille Johanna mehr für den Eindruck, welchen sie ihm wachgerufen, als für ihre Zusage. Er fühlte

sich besser, edler als er sie verließ, denn als er gekommen war. „Du bist zu glücklich,“ sagte er leise vor sich hin. „Du bist übermüthig, pedantisch, unerträglich. Dieser leise Wehmuthston schlug mahnend an Dein Herz. Dunkelrothe Hyazinthen, Blüthen menschlich heiliger Poesie tauchen vor Dir wieder auf. Gustavs Dichtung ließ Dich kalt, aber dieses leise Wehen des Gemüthslebens weckt die Poesie in Dir selbst. Vielleicht ist Johanna eine Heilige, welche Harfentöne in der schmerzerfüllten Brust trägt. Erschien Dir doch einst auch Irene so.“

Eberhard fühlte, daß etwas wie eine Thräne sein Auge verdunkelte. Er sagte sich, unzufrieden könne er mit sich nicht sein. Wenn er aber an den Sturm seiner Jugend, die unerwartete, fast verhängnißvolle Schicksalsgabe — Irenens Besitz, seine gegenwärtige Stellung, diesen Geschäftsquietismus dachte, er gestand sich, daß ihn das Unglück nie unglücklich, das Glück nie glücklich gemacht habe. Es war ihm, als stünde er manchmal ganz außer sich selbst, als sei sein ganzes bisheriges Leben nur ein Aufsammeln von Wetterwolken gewesen, welche allmälig höher und höher steigend, endlich das Unheimliche Unergründliche seines Daseins in einer großen Katastrophe über seinem Haupte entladen würden.

Der Weiheabend kam rasch heran. Germania, war das Festspiel betitelt und bestand aus einer Reihe lebender Bilder, welche eine entsprechende in fließenden Versen geschriebene Erklärung begleitete.

Germania zeigte sich zuerst in der Gestalt Velleda's. Unter uralten düsteren Eichen, vom Mondlichte erhellt, war sie sitzend dargestellt, Runenstäbe in tiefes Sinnen versunken, betrachtend. Dann folgte die Heidenbekehrung. Stolz stand Karl der Große im Saale der Kaiserburg, unter den gefesselten Gefangenen Wittekind, der Sachsenführer gebeugt, gebrochen. Ein Bild aus der Staufenzeit, Eberhards Tragödie entnommen, wies auf das im Vertrauen auf die rettende Kaisermacht getäuschte, den Interessen der Alleinherrschaft geopferte Bürgerthum. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, von Anklängen an Göthe's „Faust" umflossen, bezeichnete das Tagen eines neuen Geistesmorgens. Huß vor dem Scheiterhaufen war Lessing's großes, erschütterndes Bild, von gewaltiger Wirkung. Die Reformation verband eine wehmüthig ergreifende Skizze: Luther's Tod. Der scheidende Reformator war nach des jüngeren Holbein Porträt im Todtenhemde dargestellt, mit weißem gekräuselten Haare. Um ihn her der Superintendent Jonas, Graf Schwarzburg und die Gräfin, Doctor Trachstets

und die Doctorin, zunächst dem Sterbenden Luther's Söhne: Martin und Paul. Gleich darauf erschien Katharina von Bora, trauernd mit den Kindern, eine leise Andeutung, wie das Reformationswerk von den Höhen der nationalen Erhebung herabsteigend, sich in den Kreisen des bürgerlichen Familienlebens fortsetzen mußte. Friedrich der Große in den letzten Lebenstagen nach Julius Hübners Bilde, die Befreiungskriege, mit komischen Zügen, wie: Professoren mitten unter den Studenten, verehrte Lehrer, aber wenig tüchtig zum Felddienste — Freytags Bildern aus der Vergangenheit des deutschen Volkes entnommen folgten. An die ganz moderne Zeit und Literatur erinnerte ein Bild, Fausts letzte Lebenstage. Der Titan betrachtet vom Abendlichte umflossen die riesigen Arbeiten, welche sein Wort hervorrief. Im Schatten gruben die Lemuren unter Wechselgesang an der Ruhestätte des großen Erdensohnes. Den Schluß bildete das deutsche Parlament. Das Bild hatte einige Aehnlichkeit mit Kaulbachs eben bekannt gewordenem Reformationscarton. Abermals erschien Germania in großer, auf ihrer herrlichen Gestalt sich concentrirender Helle. Die Reformatoren umgaben sie. Wie von ihnen gesegnet, von ihnen ausgehend gruppirten sich die deutschen Volksstämme, die verwandten Nationen Engländer, Schotten, Belgier, die

7*

Scandinavier, die früher frei Gewordenen, in brüderlichem Händedrucke geeinigt.

Der Freiheitssinn, der frische Muth, die Gedankentiefe, welche das Gedicht durchwehten, überraschten das Publikum der Residenz. Man war solche Kundgebung an solchem Orte nicht gewohnt. Der lebhafteste Beifall lohnte den jungen Dichter. Man nannte zum erstenmale laut Eberhard, welchen man als den Förderer der edel humanitären Richtung betrachtete, bis endlich aller Blicke sich auf den Prinzen richteten, welcher an dem Fortgange des Festspieles den lebhaftesten Antheil genommen hatte.

Eberhard hatte aus der Tiefe einer Loge das Festspiel an sich vorübergehen lassen. Er hatte es wiederholt gelesen, in Scene gesetzt, ihn konnte es nicht überraschen. Trübe Gedanken vielmehr, aufsteigende Sorgen erfüllten sein Gemüth. Er sah zu wohl ein, daß die vorübergehende poetische Aufregung die schroffen Gegensätze nicht bewältigen könnte, welchen er gegenüberstand.

Freiheit, Hoffnung, Völkergröße athmete jeder Vers. Es schlug auch jeder Vers mahnend an sein Ohr. Sollten es nicht leere Versprechungen, hohle Worte sein — was mußte geschehen, um das tiefgesunkene Vaterland aufzurichten, auf die Höhe dieser Erwartungen zu erheben? Und mit welchen

Mitteln sollte es geschehen. In welcher Zeit? Eberhard sah mit bitterem Lächeln auf sein Journal, auf den Prinzen, welcher sein Regentenamt mit Kinderspiel und Poesie im Herzen begann. Die blutigen Jahrhunderte der Vergangenheit, das Ringen und Kämpfen der deutschen Nation traten Eberhard vor das geistige Auge. Und was war das Ergebniß derselben als jene unfaßbare, oft verdüsterte Lichtkrone des Wissens und geistiger Errungenschaft, welche weder reif, noch mächtig, nur innerlich glücklich macht.

Eberhard gestand es sich nur leise und annähernd, daß diese peinlichen Gedanken und Betrachtungen sich an die Germania Johanna's knüpften. Es war die echte, trauernde, in der Verklärung der Poesie verherrlichte Germania, wie er sie sich dachte. Wenn sie die schneeweißen Gewande ablegte, den dunkelgrünen Kranz aus den schwarzen Locken nahm, heimkehrte in Reiligrath's, in ihres Gatten düsteres, ärmliches Gemach, den täglichen Sorgen, den drückendsten Verhältnissen wieder entgegengehend, welche sich nicht beheben ließen, ohne das Opfer der Freiheit, ohne daß Germania aufhörte zu sein, was sie war, sein mußte — es war in Johanna so Alles enthalten, — daß sie wie ein ewiger, geheimer Vorwurf vor Eberhard's Gedanken und Erinnerungen stehen bleiben mußte.

Eberhard wurde überraschender Weise aus diesen Betrachtungen gerissen. Als er aus der Loge trat, erwartete ihn der Prinz mit mehreren Cavalieren seiner Umgebung. Auch Gräfin Theone war an die Seite des Prinzen getreten.

Der Prinz sprach die lebhafteste Befriedigung aus. Eberhard hörte die ganz treffliche Rede des Prinzen gesenkten Hauptes an. Der Prinz schüttelte ihm dann die Hand in vertraulicher Weise. Es war dieß für die aristokratische Umgebung das Zeichen zu lebhaftester Nachahmung. Zum erstenmale hörte Eberhard diese näselnden, dünnen Stimmen ihn ansprechen. Zum erstenmale blickte ihn das geistlose, erstorbene Auge des Hofschranzenthums an. Es ging wie eine schrille Dissonanz durch seine Seele. Abneigung, Verstimmung bemächtigten sich seiner. Er dankte kurz, demüthig. Zuletzt als der Kreis im Foyer des Theaters angelangt war, kam auch die Gräfin Theone an ihn heran.

Die Gräfin, obwohl nur wenig über die Zwanzig hinaus, trug doch stets ernstere Farben. Das grauseidene Kleid, der Purpursammtüberwurf, das schmale diamantenglänzende Diadem in dem dunkelbraunen Haare gaben der hohen, schlanken Gestalt etwas Trübernstes. Die Gräfin war bleicher, als sonst, ermüdet, das Auge glanzlos, ohne Ausdruck.

Die Augenlider sanken wie ermüdet fast an den oberen Rand der Sterne. Es lag wie eine Larve über den Zügen, um jede innere Regung desto sicherer zu verbergen.

Eberhard fühlte, als sie ihn ansprach, wie einen kalten Stahl durch sein Inneres gehen. Er wußte sich nicht Rechenschaft zu geben, weßhalb? Er besann sich erst später, daß es die Ueberraschung war, die Gräfin von Allem, nur nicht von dem Festspiele sprechen zu hören, welches wenigstens scheinbar der Mittelpunkt der allgemeinen Anregung war.

„Sie glauben wohl nicht," sagte die Gräfin zu Eberhard, indem sie die schmalen Lippen zu erzwungenem Lächeln verzog, „daß ich eine aufmerksame Leserin Ihres Journales bin. Ihr Artikel, Zukunftspolitik überschrieben, hat mich lebhaft impressionirt. Sie sind etwas kühn, weitgehend in Ihren Anschauungen. Doch schreiben Sie einen so insinuanten Styl, daß man Ihnen verzeiht."

„Dann ist dieser Styl ein Fehler," erwiderte Eberhard trocken. „Das Journal soll Partei hervorrufen, entweder ansprechen oder abstoßen. Ein Mittelding ist nicht denkbar."

Die Gräfin senkte die Augenwimpern über das trübe Auge. „Ich empfange Lehren,“ sprach sie leise, „wo ich solche zu geben hoffte.“

Eberhard blickte betroffen. „Das Journal hat nur die Eingebungen des Prinzen zu berücksichtigen,“ antwortete er trocken.

„Sie glauben wohl, daß ich die alte Regierung vertreten will,“ lächelte die Gräfin. „Nicht doch.“ Ihre Stimme nahm dabei einen seltsamen Ausdruck von Kälte, verbunden mit auserlesener Höflichkeit an. „Ich freue mich nur, die Gewandtheit der Umgangsformen constatiren zu können, in welchen Sie sich bewegen. Ich habe gewissermaßen den Auftrag, Sie den höheren, einflußreicheren Gesellschaftskreisen zu nähern.“

„Gewissermaßen?“ frug Eberhard zögernd.

„Dergleichen Dinge müssen sich finden,“ fuhr die Gräfin fort. „Ihr schönes Talent berechtigt zu Hoffnungen. Ihr gegenwärtiges Amt ist nur eine erste Stufe. Man will Sie vielleicht bald eine zweite erklimmen lassen. Ich weiß es nicht. Ich vermuthe es nur. Wenn ich in die Lage kommen sollte, eine Einladung zum Abendthee an Sie ergehen zu lassen, werden Sie wissen, Herr Wesendonk, daß sie mir selbst nur abgedrungen ist, daß Sie mir keinen Dank schuldig sind und nicht

mich durch eine Ablehnung in Verlegenheit setzen würden.“ Theone war wo möglich noch blässer, düsterer als früher. Sie sah mit einem erschreckten Blicke um sich her. Denn sie war mit Eberhard allein geblieben. Nur der Lakai stand ehrfurchtsvoll gebückt an der Thüre.

Theone verließ ohne weiteren Gruß das Foyer. Eberhard starrte ihr mit glühendem Blicke nach.

„Ich sehe,“ sagte er vor sich hin, „daß ich und die Gräfin Feinde sind. Sie hat mich dazu erhoben. Sie legt mir eine Wichtigkeit bei, welche ich nicht habe. Will man denn durchaus an diesem Hofe einen Struensee, einen Emporkömmling als einflußreichen Staatsmann haben. Diese Menschen,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „vertragen das Gesunde nicht.“

Christnacht war herangekommen. Nach alter Sitte wurden auf dem Residenzplatze kleine Holzbuden aufgeschlagen. In den meisten derselben war Nürnbergerkuchen ausgelegt, hingen Puppen von allen Größen, musikalische Kinderinstrumente und anderes Spielzeug. Die Kaufleute der Residenz benützten die Gelegenheit, um ihre Waare aus den dumpfigen, trübdunklen Gassenladen den freundlich und harmlos Vorübergehenden vor die Augen zu rücken.

Eberhard war oft an der Herrlichkeit dieser Kinderwelt vorübergegangen. Er sah dann düster und trübe vor sich hin. War sie für ihn doch verschlossen. Der Prinz wurde in seinen Anforderungen strenger, dringender. Er verlangte, daß Eberhard sich in den Vorträgen bestimmter fassen, mehr Zeit auf die Ausarbeitung derselben verwenden sollte. Rügen in Bezug auf die Haltung des Journales traten ein. Einmal hatte eine benachbarte Macht sogar Einsprache gegen eine dieselbe betreffende Mittheilung gemacht, statt des Prinzen Herr von Berlepsch die Verhandlung mit Eberhard geleitet und dabei einen so strengen, herben, trockenen Ton angenommen, daß Eberhard nahe daran war, beim Prinzen Klage darüber zu erheben. Er unterließ es. Allein der unterdrückte Groll verstimmte ihn noch mehr, die gehäufte Arbeit ließ ihn in der häuslichen Einsamkeit fast ganz verstummen.

Es war Niemand da, Eberhard an Irenen zu erinnern. Und doch lebte er neben ihr, als hätte er sie vergessen. Irene wagte es nicht, ihn aus diesem trüben Traumarbeitsleben zu wecken. Sie fürchtete, wie wenn man einen Nachtwandler anriefe, ein plötzliches Zusammenbrechen. So verliefen die Tage still und dumpf, ohne Freude, aber auch ohne offene Disharmonie. Vergebens versuchte

es Irene, auf kleine Lücken in der Haushaltung aufmerksam zu machen. Eberhard antwortete stets in verbindlichem Tone, er sei bereit, sie auszufüllen. Er ahnte nicht, daß Irene ein kleines, häusliches Fest der Herzensannäherung damit verbinden, ihr Recht, ihn zu fesseln, zu beglücken, wieder einmal geltend machen wolle. Für Eberhard gab es weder häusliche, noch kirchliche Feste, weder Jahreszeit, noch gesellschaftliche Freude. Er fühlte nur eines, den ersten leisen Biß der Schlange Ehrgeiz, die ersten Besorgnisse um seine Stellung erwachten in ihm. Er verschärfte seine Aufmerksamkeit, seine Thätigkeit, er bequemte sich zu einer erheuchelten Demuth.

Einmal als er über den Residenzplatz nach Hause ging, glaubte er Johanna an sich vorübergleiten zu sehen. Es traf ihn wie eine leise Lähmung. Er war nicht im Stande, sie aufzuhalten. Ihn mahnte es zunächst an den halbvergessenen, vernachlässigten Freund, welchen er nicht mehr erreichen konnte, — dann an die Gefahr, welche darin lag, wenn der Prinz sich an Reiligrath's Haltung, ihm gegenüber, erinnerte. Zwar schwieg der Prinz darüber, Eberhard wußte jedoch recht wohl, daß die mißlungene Annäherung einen noch nicht

getilgten Schatten in dem jungen fürstlichen Gemüthe hinterlassen hatte.

Mitten in diese Stimmung, in diese Sorge traf die Einladung von Gräfin Theone zum Abendthee.

Irene hatte den auf Atlaspapier geschriebenen Brief Eberhard selbst übergeben. Sie reichte ihn Eberhard mit leisem Erröthen. Dieser erbrach, las ihn und gab ihn Irenen zurück.

„Eine Einladung zum Abendthee am 24. December, nach sieben Uhr," sagte sie betroffen. „Das ist eben Christabend."

Eberhard sah mißmuthig vor sich hin. „Ich bin Sclave," murmelte er. Irene war im Begriffe, sich ihm zu nähern, sich leise an ihn zu drücken. Ein leiser Schmerz durchzuckte ihr Herz. Es war, als blieben ihre Pulse einen Augenblick stehen. Nacht lag vor ihren Augen. Sie wollte um Theone fragen. Sie hatte die Gräfin nie gesehen. Sie brachte die Frage nicht über die Lippen. Sie belächelte endlich sich selbst. Nie war es ihr bis jetzt beigefallen, ein solches Recht auf Eberhard geltend zu machen, etwas von ihm zu erwarten. Und eben jetzt?

Kränkender und in anderer Weise fühlte Johanna die Lücken in der kleinen Haushaltung. Doch war sie der Sorge am Christabende früh schon enthoben. Gustav und Gustel waren gekommen. Gustav

nahm in heiterster Laune die Miene eines Dictators an.

„Frau Germania,“ sagte er, „ich bin Ihr noch zu Dank verpflichtet.“

„Nicht daß ich wüßte,“ erwiderte Johanna freundlich.

„Doch, doch,“ beharrte Gustav. „Ein junges Blut, dem es wohl thut, wenn ihm seine Hoffnung aufrecht erhalten wird. Das hat Sie mir gethan. Ihre Germania bleibt mir ein mildes, schönes Ideal und hat mir ein zweites Stück möglich gemacht. Arbeite schon daran.“

„Halten Sie die Christnacht für so altfränkisch, daß Sie in den Styl der Zopfperiode verfallen?“ lenkte Johanna ein.

„Das eben nicht,“ erwiderte Gustav lebendig. „Christnacht ist wie der Lenz; so oft beide wiederkommen, sind sie willkommen. Es genügt die Jahresfrist, um das Herz des Menschen wieder dafür empfänglich zu machen. Da wollte ich mit Gustel gewissermaßen mich zu Christnachtsengeln umgestalten. Mir gelingt das allerdings nur schwer. In ihr,“ er zog Gustel an sich, „lebt eher noch etwas von einer Engelsnatur.“

Gustel schlug die dunkelglänzenden Augen nieder, erhob sie aber sogleich wieder und sah mit bittendem Ausdrucke auf Johanna.

„Vater meinte, Sie sollen erlauben, daß wir unseren Christabend bei Ihnen feiern,“ flehte sie.

Zarter ließ sich eine Freundschaftsgabe nicht einleiten und Johanna zögerte nicht anzunehmen. Sie duldete mehr, daß ein Christbaum unter den Augen der Kinder entstand, als daß sie ihn zusammenstellen half. Bald erhob sich ein Tannenbäumchen mit farbigen Wachskerzen, Lebkuchen und Naschwerk, bunten Papierketten und Rauschgold auf dem weißgedeckten Tische, hohe Zuckerhüte lugten mit der weißen Spitze aus dem violetten Papiere, Kaffeesorten lagen aufgeschichtet in Päckchen, gelblicher und weißer Kandiszucker in krystallisirten Stangen baute sich auf, manche andere Gabe kam hinzu, wie weiße Kinderstrümpfe, feine Wäsche, von welcher Gustel dreist und munter behauptete, daß sie die Stunden der Nacht zu ihrer Anfertigung verwendet habe, während Johanna ahnte, daß der alte Specereiwaarenhändler, obwohl er Reiligrath nie besuchte, tiefer als sonst in die Tasche gegriffen habe. Lauter Jubel der Kinder brach aus. Johanna war von dem Anblicke gefesselt. Ihr Auge leuchtete nach langer Zeit wieder hell. Sie gab sich der

Freude hin, die Ihrigen, wenn auch nur für kurze Frist glücklich zu sehen.

„Seht, Kinder," sagte sie mit freundlichem Lächeln, kleine Thränen in den Augen zurückhaltend, „wie Sittsamkeit und Fleiß sich lohnen." Dann hob sie jede einzelne Gabe besonders hervor, wies auf den Gebrauch und suchte so ihre Dankbarkeit innig und sinnig auszudrücken. Gustel hatte sich an den Bruder angelehnt. „Dafür," flüsterte sie ihm zu, „werden wir später auch viel Gutes vom Prinzen hören."

Reiligrath war indessen geräuschlos eingetreten. Er war überrascht. Johanna schwieg eben still und hatte die Kinder zu Seite. Das Auge des Gatten trank das freundlich tröstende Bild stumm in sich. Er wurde jedoch sogleich bemerkt.

Johanna rief ihm entgegen: „Du vergibst doch, Väterchen," und hing sich an seinen Arm.

„Vergeben!" antwortete er trübe, „wo ich nur danken kann. Habt Ihr denn noch den Weg zu dem verdächtigen Flüchtlinge, zu dem Ausgestoßenen, dem Paria gefunden?" sprach er zu Gustav und Gustel.

Gustav drückte ihm schweigend die Hand und sah ihm mit glänzenden Blicken in das Auge. Gustel schmollte. Sie wollte ihm Vorwürfe machen,

daß er ihren lieben Prinzen Moriz sogar nicht leiden könne, unterließ es aber, da sie sich der Feier des Augenblickes nicht gewachsen fühlte.

Es lag auch wirklich eine stille, wehmüthige, ernste Feier über diesem Augenblicke, die Feier der ehrenhaften Armuth, der Gesinnungstreue. Reiligrath selbst wurde das Herz leichter. Er hatte diesen Abend gefürchtet. Er sah heimkehrend das Gespenst der Entbehrung mit den todten Glasaugen in seine Stube lugen, er war auf stillen, vorwurfslosen Kummer gefaßt. Nun war doch Licht, das heilige ewige Licht in seine enge Stube segenspendend eingekehrt. Es hob ihm das Herz. Er war im Begriffe zu sprechen, die hehre Göttin der Freiheit anzurufen, welche den armen, thatenlosen, ermüdeten Parteigänger nicht vergessen, ihren milden Schein über seine Entbehrung gelegt.

Dazu ließ Johanna nicht Zeit. Sie war fast ängstlich, die Kinderfreude allzuernst werden zu lassen. Rasch schob sie den Lehnstuhl an den Tisch und nöthigte Väterchen sich zu setzen. Dann wurde Thee bereitet und das aromatisch duftende Getränk umhergereicht.

Reiligrath sah still und unbefangen in die flammenden Lichter. Ein leises Lächeln spielte um seine Lippen. Johanna, welcher die Freude das

Herz fast übermüthig machte, wiederholte die Lehre, welche sie den Kindern gegeben. Reiligrath ließ sich Gabe für Gabe zeigen, lobte und dankte ebenfalls.

„Wie das flimmert und zuckt," sagte er nach einer Pause. „Im Lichte liegt eine wunderbare Magie. Wo wir es entzünden, erinnert es an unser edleres Streben." Er bat Johanna, sich an seine Seite zu setzen und sah dann wieder stumm und nachdenklich vor sich hin.

Reiligrath trug heute mehr als sonst die Spuren des Alters, der Sorge, der Krankheit in den Zügen. Johanna war frischer, anmuthiger, angeregter, als alltäglich. Dieser tiefe, schmerzliche Ernst, diese fast verklärte, dem Inneren entsteigende, geprüfte rosige Seligkeit flossen seltsam ineinander. Der Erdenpilger und die tröstende Lichtgestalt an seiner Seite, das lag künstlerischer Auffassung nahe.

Gustav sah anders. „Frau Germania," sagte er, die Stille unterbrechend, „weiß Sie wohl, daß Ihr Thron in meinem Herzen fast erschüttert ist? Es taucht mir ein höheres, hehreres Bild auf — das die einsame, der Befreiung harrende Germania verdrängt — die aus der Kraft der Selbstbefreiung aufgestiegene neue Welt!"

„Die neue Welt.“ Reiligrath ergriff, wiederholte es mit tiefer Rührung. „Du hast sie an meiner Seite kennen gelernt,“ wandte er sich zu Johanna, „mit ihren stolzen Urwäldern, ihren Felsgebirgen und Riesenströmen, ihren seltsamen Blumen und Lichtern. Die neue Welt, wir tragen sie in uns, indem wir erneuern, wofür wir litten und darben.“

Johanna's Hand lag in jener Reiligrath's. Die Kinder sahen lächelnd zu den Aeltern auf. Sie ahnten den Inhalt solcher stiller, weihevoller Stunden, welche nicht selten lautlos tröstend an dem herzverbundenen Paare vorüberzogen.

„Gustav stand auf. „Ich hab's,“ sagte er munterer, als es ihm um das Herz war. „Ich sehe Euch, wie Washington und seine Sarah und vor Euch steht ein junges, hoffendes Geschlecht, das Ihr segnen sollt.“

„Gustav,“ erwiderte Reiligrath ernst. „Wenn Du es gewähren könntest, was ich von Dir verlangen möchte“ — er drückte die Hand an das Herz — „aber ich kann und will es nicht. — Die Freiheit ist wie eine eherne Glocke. Sie bleibt stumm, todt, — unberührt. Hebst Du einmal den Hammer, fällt er auf das Erz, so dröhnt es weit hin mahnend, wie ein Racheschrei. Hebe den

Hammer nicht, ehe Du Dich geprüft hast. Der Mahnruf reicht in den Himmel und wimmert um Vergeltung."

Johanna faßte besorgt die Hand des Gatten. Er entzog sie ihr. Gustav faßte sie dafür und sah Reiligrath stolz und kühn in's Auge.

„Du bist zu jung," erwiderte Reiligrath und zog die seine zurück.

Gustel zog die Kinder scheu zurück und suchte ein Spiel mit ihnen zu beginnen.

„Nennt es nicht Undank," fuhr Reiligrath fort, „wenn ich zu Euch spreche. Jedes Wort, ich weiß es, ist eine Störung der heiligen Feier. In diese Melodien taugt das alte Schmerzensstöhnen nicht. — Man liest in dieser Zeit die Bibel" sagte er leise vor sich hin. „Wäre es noch wie zur Zeit der Vorfahren, der alten Glaubenskämpfer, das heilige Buch vor den Augen, das Schwert in den Händen, mit dem Psalmspruche auf den Lippen verscheidend. Man überläßt es jetzt den Künstlern, solche Bilder zu malen, statt sie zu leben. Die Bibel unserer Leiden, unserer Sehnsucht, wer schreibt sie, — den fahlen Himmel unserer Noth, die trostlos trübe Haide unserer Entbehrung, wer schaut sie? — — Ich bin unter den deutschen Eichen gestanden — als trügerische Morgenluft sie durch-

wehte — ich ruhte unter dem Himmel der neuen Welt, ich bin wieder zurückgekehrt. Bin ich nicht ein stiller, frommer Mann geworden, der täglich acht bis zehn Stunden am Pulte sitzt, die Brust zerdrückt, Weib und Kinder ehrlich nährt und verfolgt, gescholten wird, weil er nicht mehr thun, — sich verkaufen — sich fesseln lassen will. Vielleicht ist es ein Egoismus wie ein anderer. Vielleicht hat der mehr Verdienst, der mehr gibt als Brot."

Johanna legte leise das noch reiche braune Lockenhaupt an das ergrauende Haar des Gatten und suchte leise mit den Lippen seinen heißen Mund zu schließen.

„Wie sie mich liebt," sagte er leise und trübe. „Wie sie für mich sorgt. Sieh', Gustav! Der Baum, der hoch wachsen will, muß tief in der Erde wurzeln. Diese Liebe muß tief in's Elend reichen, dann werden ihre Blätter wie die Palmen und das Morgenland legt seine rothen Lichter über dieselben."

„Die Poesie der Freiheit," sprach Gustav, indem er sich an der anderen Seite vor dem kranken Manne auf die Kniee niederließ.

Reiligrath legte ihm die Hand auf's Haupt. „Was ich von Dir wünschte," sagte er leise, „ist, daß Du Dich von Eberhard trennen sollst. Er

ist ein Verräther, oder im Begriffe es zu werden," keuchte er mühsam heraus. „Mein Loos wird Seligkeit sein, verglichen dem seinigen. Ich habe ein Asyl gefunden, ich der Flüchtling — er wird flüchtig sein, wie Kain!"

„Du urtheilst zu hart," tröstete Johanna besorgt.

Reiligrath nickte mehrmals mit dem Haupte. „Es ist zu hart, was ich zu sagen hätte," sprach er, „Ihr könntet es nicht ertragen."

„Die Lichter gehen zu Ende," fuhr Johanna schwermüthig fort. „Bis wir sie wieder anzünden, ob sie uns im Jahr und Tag noch leuchten" — Sie legte die Hand über die Augen. „Du solltest etwas wie eine religiöse Idee aussprechen — für die Kinder," schloß sie bittend.

Reiligrath erhob sich, ging in das Nebengemach und brachte ein Buch.

„Freiligrath's Gedichte," bezeichnete es Johanna sogleich.

Reiligrath nickte bejahend. „Er war mein Freund, er ist mein Vorbild," sagte er. „Seine Poesie ist die Poesie des Flüchtlings. Sie tröstet."

Gustel und die Kinder waren herbeigekommen. Von den verlöschenden Kerzchen des Weihnachtsbäumchens stiegen graudunkle dünne Streifen hie

und da auf, ein matter, erblindender Glanz fiel auf die Blätter.

Reiligrath las von dem Weihnachtsbaume des Flüchtlings, wie der erste wuchs auf Schweizergrund, der zweite, dritte an der Themse stand.

„Der nächste war ein heimisch Paar
Ein Tannenpaar vom Rheine,
Der Wurzeln schlug und Nadeln trug
Auf hohem Ufersteine. — —

— — Vielleicht auf's Neu' umfängt ihn treu
Alt Englands werther Boden,
Doch sich'rer ist's, er steht zur Frist
Am Hudson in dem Boden."

„Stünde er noch dort," entrang es sich schwer und dumpf Reiligrath's Brust.

„Ich hätte lieber ein Reiterlied vorgelesen," setzte er hinzu. „Helle Trompeten, Kriegsruf, die Völkerschlacht! Sie müßte zweimal gekämpft werden, wie jene Kaulbach's, zum zweitenmale in düsterer Gewitternacht unter den Todten, um die Ketten bis zur Erinnerung zu brechen."

Gustav war geschieden. Gustel geleitete ihn durch die engen Straßen. Er wollte noch Leipziger-Studenten, welche zum Besuche gekommen waren, aufsuchen.

„Das war ein trüber Christabend,“ meinte sie.

„Er endigte mit Wetterschlägen, grollend,“ erwiderte Gustav. „Die Freiheit kennt nur ein sorgenvolles Morgenroth und ihr Abendlicht glüht wie Feuerbrand an des Himmels Stirne.“

Reiligrath legte das Buch bei Seite, als er mit Johanna und den Kindern allein war. Seine Stirne war düster, er sah sorgenvoll vor sich hin. Um den Mund spielte ein unheimliches, düsteres Lächeln. Er sah scheu vor sich hin, setzte sich dann an das Pult und schrieb. Er hatte dieß seit langer Zeit nicht gethan.

Johanna brachte die Kinder zu Bette und fing dann an, leise gesenkten Hauptes die Gaben wegzuräumen, welche Gustav und Gustel gebracht hatten.

Ein leiser Seufzer entwand sich ihrer Brust. Ueber Reiligrath's Antlitz war jener wohl bekannte Zug gegangen, welchen es annahm, wenn ein düsterer, gewaltsamer Entschluß in ihm reifte. So hatte er vor sich hingeblickt, wenn er in den Clubb ging, wenn er an dem Ufer des Missisipi Einwanderer begrüßte, eine neugebaute Farm mit kräftigen Worten einweihte. Er hatte lange nicht so vor sich hingeblickt. Damals war er stark, gesund, blühend, unerschütterlich gewesen. Jetzt schlich er gebrochen, hüstelnd zum Pulte. Johanna konnte

nicht errathen, was er vorhatte. Sie ahnte nur, daß die Flammengluthen des inneren Hekla die Trümmer des langsam zusammenbrechenden Lebens düster und schaurig beleuchten würden. — —

Gräfin Theone bewohnte einen Flügel des Residenzschlosses. Einige reicher eingerichtete Gemächer waren zum Empfange bestimmt, wenn sie statt der Regentin Mutter die Pflichten fürstlicher Gastlichkeit erfüllte.

Prinz Moriz hatte der bleichen Gräfin diese Sorge nicht entzogen. Nach einigen ernsten Besprechungen mit der vertrauten Freundin seiner Mutter, welche ihr die Theilnahme an den Regierungsgeschäften für immer abnahmen, war Prinz Moriz freundlicher gegen die Gräfin geworden. Theone hatte ihm mit bescheidener Gewandtheit den Inhalt der ihr bekannten Regierungsepoche, die Beziehungen zum Adel, zu den näher befreundeten Höfen so klug und kenntnißvoll auseinandergesetzt, eine leise, wohl verhüllte Warnung damit verbunden, der bei allem angeborenen Regententalente doch vorhandenen Unerfahrenheit nicht auch die Gefahr der Mitwirkung eines Neulings hinzuzufügen, daß der Prinz nahe daran war, ihr einen Theil des entzogenen Vertrauens zurückzugeben. Er zögerte es zu thun, theils um Eberhard nicht zu kränken, theils um nicht un-

mittelbar in das kaum beseitigte Abhängigkeitsverhältniß zur Regentin Mutter zurückzukehren. Doch haftete von der Unterredung der Anfang einer Erfahrung in seinem Gedächtnisse, welche ihm dunkel die Maxime vorbildete, die alte Partei sich als Gegengewicht für Uebergriffe der Neuerer zu erhalten.

Der Gala=Thee bei Theonen am Christabende war um acht Uhr angesagt. Es fand sich nur ein enger Kreis von Geladenen ein. Zuerst kam der Oberhofprediger Sydow mit seiner Gattin, dann Herr von Berlepsch allein. Ihm folgte Eberhard in tadelloser schwarzer Kleidung, weißer Cravatte, weißen Glacéhandschuhen. Es war zum erstenmale, daß er in Hofkleidung erschien. Seine ernste, fast düstere Miene, die Festigkeit seines Auftretens ließen das seltsam Ueberraschende der Aeußerlichkeit bald vergessen. Endlich kam der Prinz, von seinen Cavalieren begleitet, rasch herein. Auch er hatte die Uniform abgelegt, war in einfacher schwarzer Kleidung, den Stern des Hausordens auf der Brust.

Ein leises Erstaunen bemächtigte sich der Anwesenden. Der Prinz lächelte huldvoll, indem er Theonens Hand ergriff.

„Es ist nicht ohne Beziehung, daß ich heute das Kriegsgewand abgelegt und bürgerlicher Klei=

dung mich bedient hatte. Schwebt doch heute ein Friedensgruß in den Lüften. Der Fürst des neunzehnten Jahrhunderts soll ein Friedensfürst, seine Werke sollen Werke des Friedens sein.“ Der Prinz sprach einfach und ruhig.

„Ich hoffe diese Worte bald vor einer kleinen gesetzgebenden Versammlung zu wiederholen, welche ich einzuberufen gedenke,“ schloß er.

„Werke des Friedens sind Werke der Mäßigung, der Dauer,“ warf Sydow vorsichtig hin.

„Mäßigung,“ erwiderte der Prinz, „darf nicht Verzögerung sein.“

Man verstummte. Ein schüchternes Bangen legte sich über den engen Kreis.

„Ich habe noch mehr vor,“ fuhr der Prinz fort. „Wir kennen uns genau, um uns unter uns wahrhaft und angenehm zu unterhalten. Ich will die besseren Geister meines Landes kennen lernen, auch wenn sie nicht in der Literatur, in der Kunst, durch gesellschaftliche Bildung glänzen. Die Thüren meiner Prachtsäle werden weiter geöffnet werden, als unter meinen Vorfahren.“

„Wir haben also das Bürgerkönigthum auf dem Fuße der einfachen Prinzenherrschaft zu erwarten,“ flüsterte einer der Cavaliere Theonen zu.

„Wenn es in den Sälen der Tuilerien damals nach dem Specereiladen roch" —

„Wir werden uns daran gewöhnen Partei zu nehmen," antwortete die Gräfin laut genug, daß es der Prinz hören konnte, „Partei für den Regenten, nachdem die Regierung aufgehört hat, über den Parteien zu stehen."

Dem Prinzen schien der Satz befriedigend. Er fühlte den Stachel nicht, welcher darin lag und dankte Theonen durch einen freundlichen Blick.

Theone beachtete ihn nicht. Sie erhob sich und bat um Erlaubniß, das Gemach der Spieltische öffnen lassen zu dürfen. Der Prinz gewährte diese, behielt jedoch Eberhard zurück. Herr von Sydow und Gattin, Herr von Berlepsch und einer der Cavaliere setzten sich zur Whistpartie.

So kam es, daß sich zwischen dem Prinzen, Eberhard und Theonen ein Gespräch entwickelte, welches in dieser Unbelauschtheit fast absichtlich vorbereitet worden zu sein schien.

Theone eröffnete es, indem sie auf das von Eberhard geleitete Blatt zurückkam.

„Ich glaube, Herr Wesendonk," sagte sie, „daß Sie eine ausgesprochene Vorliebe für Rousseau haben. Ich huldige Machiavell."

Eberhard war zwar nicht in der Stimmung mit Theonen zu sprechen. Die Anwesenheit des Prinzen nöthigte ihn jedoch dazu.

„Machiavell ist Italiener, Rousseau Franzose," antwortete er. „Nicht die deutsche Nation allein, die Culturvölker der Gegenwart haben dem einen, wie dem Anderen entweder den gebührenden Platz eingeräumt oder den Cultus gewidmet, welchen der Genius der Menschheit civilisatorischen Arbeiten vindicirt. Ich glaube meine Bildung auf den Grundlagen des deutschen Geistes festgestellt zu haben, jenes Geistes, welcher Fürsten und Völker einander nahebringt und sie dauernd vereinigt."

„Herr Wesendonk und ich haben uns völlig verständigt," erwiderte der Prinz mit Wohlwollen. „Es reift im Schooße der Zeit Manches der deutschen Nation Zuträgliches, Förderndes, das nicht durch Waffengewalt, diplomatische Machtstellung, sondern durch Geisteskraft gehoben, zu Tage gefördert werden muß. Dazu halten wir uns berufen."

Theone verbeugte sich leicht. „Ich sehe das Manifest entworfen, womit Sie, Prinz, vor Ihr Land treten, dieser neuen Richtung den entsprechenden Ausdruck gebend."

„Ich schreibe das Wort wir bescheiden mit kleinen Buchstaben,“ scherzte der Prinz. „Es deutet nicht auf den Curialstyl — von Gottes Gnaden — einen Ausdruck, welchen ich mißbillige — Es soll die Vereinigung edler Kräfte andeuten, welche sich in aufrichtigem Streben verbrüdern.“

„Herr Wesendonk ist zu diesen, allerdings noch unsichtbaren Auszeichnungen nur Glück zu wünschen,“ antwortete Theone unbefangen. „Die Höhe seines Glückes dürfte ihn empfänglich machen, mir eine Indiscretion zu verzeihen.“

Der Prinz sah aufmerksam auf Theone. „Sie wollen wohl noch mehr Leben in unsere Unterredung bringen,“ warf er hin.

„Ich habe sie mit Vorwürfen zu überhäufen,“ fuhr Theone fort, ohne unmittelbar dem Prinzen zu antworten. „Warum entziehen Sie uns die Gegenwart Ihrer interessanten Gattin?“

Ein boshaftes Lächeln des Prinzen ließ Eberhard errathen, daß dieser die Frage Theonen in den Mund gelegt.

„Ich konnte sie nicht als hoffähig betrachten,“ erwiderte Eberhard, welchem eine tiefe Röthe über die Wangen flammte.

„Ein Fräulein von Maltiz,“ belehrte Theone, „ist doppelt hoffähig, durch den alten Geburtsadel

und durch die Gunst, welche ihr genialer Gatte genießt.“

„Sie kennen den Familiennamen meiner Gattin?“ fuhr Eberhard betroffen auf.

Theone nickte ernsthaft. „Die Familienverhältnisse selbst.“ setzte sie hinzu. „Sie waren Zeuge einer Katastrophe, welche nicht so hätte endigen sollen. Das Haus der von Maltiz hätte von Seite des ehemaligen Reichsadels, dem es angehörte, Hülfe, Unterstützung verdient. Es ist hier etwas gut zu machen.“

Theone hatte spitz und trocken gesprochen. Eberhard fühlte sich verletzt. Irenens Bild, in ihrem milden, duldenden, einsamen Wesen war vor sein Auge getreten. Es lag ein Vorwurf anderer Natur darin, als Theone ihn aussprach. Warum hatte er die noch vor Kurzem so heiß geliebte Erscheinung zu vernachlässigen angefangen? Und nun sollte diese zarte, duftende, verborgene Blume, die nur Sonnenlicht und Abendschein zu tränken verstanden, in diese kalte Zone versetzt werden. Ein jäher Schmerz durchzuckte Eberhard. Er fühlte die Zerrissenheit, welche die ersten Furchen in sein unstätes Gemüth zog. „Die Höfe veredeln nicht,“ gestand er sich heimlich.

Theone verfiel in einen tändelnden Ton. „Ich will Irenen kennen lernen — sie muß meine Ge-

sellschaftskreise verherrlichen, — sie wird meine Freundin sein," sagte sie in kurzen Pausen.

Eberhard blieb stumm. Der Prinz war aufgestanden und sah der Whistpartie zu. Es war als hätte man Eberhard ein Maß von Aufmerksamkeit bestimmt. Nun dieses erschöpft, ließ man ihn allein.

„An Höfen fühlt man nicht," knirschte Eberhard zwischen den Zähnen, als er den hellerleuchteten Saal verließ, ohne mehr beachtet worden zu sein.

Es schlug Mitternacht, als er nach Hause kam. Irenens Fenster waren noch beleuchtet. In den Mantel gehüllt, sah er zu ihr hinauf. Die Vergangenheit trat an ihn heran. Er erinnerte sich des Versprechens, das er Idelette gegeben. Es faßte etwas krampfhaft seine Brust. Reiligrath — Irene — sie sahen bleich, stumm auf ihn. Habe er sich jetzt schon einen Vorwurf zu machen? Er leugnete es sich ab. Und doch. „Es gibt eine Vergeltung," sprach es leise in ihm „und sie ist eine doppelte, wenn man Engel gekränkt hat."

Irene hatte den Gatten scheiden lassen, als er sich zum Thee bei Theone begab, ohne ihn zu stören. Er hatte sich rasch angekleidet. Er zögerte, von Irenen Abschied zu nehmen. In diesem Kleide — er hatte sich lächelnd besehen — mochte, wollte er

nicht vor sie hintreten. Eine Hofequipage hatte ihn in's Residenzschloß geführt. Irene hörte das Heranrollen der Equipage auf dem knisternden Schnee — und wieder, als sie sich entfernte. Sie war allein.

Ihre Bildung führte sie nicht dahin, die Christnacht höher anzuschlagen, als irgend eine andere Nacht des Jahres. Sie hatte so manchen Winterabend allein zugebracht. Sie fühlte auch an diesem nur, daß ein einsamer Abend mehr sich zu den verflossenen legte, daß es sich leise trennend zwischen ihr und Eberhard immer deutlicher aufbaute. Nach langer Zeit griff sie wieder einmal zu ihrem Tagebuche.

Blätter vor mehr als zwei Jahren geschrieben! Vergilbt, die Tinte getrocknet. Leise Thränen frischten diese wieder an einzelnen Stellen auf. Es wurde Irenen friedlich zu Muthe. Ihr war als höben unsichtbare Hände die kleine Dulderkrone, den schmalen Dornenzweig daraus hervor, den sie als einzigen Zukunftsschmuck des Lebens erkannt. Sie beugte leise die durchsichtige Stirne der nun erfüllten Schicksalsgabe entgegen.

Dulden! Sie verneinte es. Das Wort sollte nicht ausgesprochen, nicht niedergeschrieben werden. Nur fühlen wollte sie es. — Sie sah eine Zeit kommen, in welcher es ihr berechtigt scheinen könnte,

diese verschlossenen, ungelesenen Blätter fortzusetzen. Das sollte der äußerste, letzte, einzige Trost sein. Es rang sich ein leises Flehen aus der vereinsamten Brust — hinweggenommen zu werden, — ehe sie Eberhards Glück im Wege stünde. Dann würde ihr letzter Lebenstag in diese Blätter eingelegt sein, wie eine verwelkte — herzblutende, abgefallene Blüthe. — Daran allein sollte Eberhard erkennen, was sie ihm war — und nicht mehr sagen durfte.

Eberhard fand auf seinem Pulte einen mit dem Regierungssiegel geschlossenen großen Brief. Er erbrach ihn. Herr von Berlepsch meldete ihm darin die heute vom Prinzen vollzogene Ernennung Eberhards zum vortragenden Rathe. Der Thee bei der Gräfin war also die Einleitung dazu gewesen, die Prüfung bestanden! Eberhard drückte die Hände auf die brennenden Augen. Er hatte Niemand mehr — um seine Freude mitzutheilen. — —

Am Ende der Stadt lag eine unscheinbare Kneipe. Der Wirth, ein verrufener, zweideutiger Geselle hatte nur über ein Gemach zu verfügen und dieses war seit Wochen dem Fremden eingeräumt, welchen wir in Heik's Gesellschaft kennen gelernt haben. Franke war wiederholt mit seltener Zudringlichkeit in das Comptoir gekommen, in

welchem Reiligrath arbeitete. Vom Geschäftsführer zurückgewiesen, wandte er sich endlich an Reiligrath und wußte diesen durch vereinzelte Reden, hingeworfene Namen, zweideutige Zeichen so zu interessiren, daß er ihm vorsichtig Name und Wohnung nannte. Aus dieser ersten Begegnung entspann sich ein seltsamer Briefwechsel. Freunde Reiligraths aus der neuen Welt, deren Name Reiligrath ungewiß geworden war, sollten Franke an diesen gewiesen haben. Reiligrath erinnerte sich an Erkennungszeichen, welche Franke ihm zu rasch zeigte, um sie klar und sicher zu beurtheilen. Er folgte endlich einer Einladung des geheimnißvollen Fremden in die Kneipe.

Es war ein dunkles, räucheriges Gemach, in welchem sie sich fanden. Franke saß schon am Tische und erwartete Reiligrath. Er hatte eine Flasche vor sich stehen, einige Cigarren vor sich hingelegt. Reiligrath kam vorsichtig herein und sah mit scharfen Blicken auf den Fremden.

Franke trug Kleider, welche dem Stoffe und dem Schnitte nach weniger modern und auserlesen waren, als jene, in welchen er sich bei seiner Ankunft in der Stadt gezeigt hatte. Er stand auf, grüßte Reiligrath durch eine leise Kopfneigung und setzte sich wieder.

Reiligrath zog einen Stuhl zum Tische und folgte Franke's Beispiele. Es trat eine kurze Pause ein, in welcher Beide sich stillschweigend betrachteten.

Reiligrath unterbrach die Stille zuerst. „Sie haben wohl Briefe, ein Document, welches Sie legitimirt, bei sich?“ frug er rasch.

Franke verneinte. „Genügen Ihnen die Andeutungen nicht,“ antwortete er, „welche ich Ihnen gegeben habe? Ich nannte Ihnen Namen Ihrer Freunde, ich trug die genauen Angaben vor, nach welchen eine Correspondenz mit den Heroen der revolutionären Partei in sicherer, unentdeckbarer Weise eingeleitet werden kann. Endlich ist Ihr Name, sind Ihre Verdienste an der Themse nicht vergessen. Man rechnet auf Sie! Es ist eine Ehrensache, dem Rufe zu folgen, welcher an Sie ergangen ist. Sie dürfen nicht zweifeln, argwöhnen, zögern.“

Reiligraths bleiche Wangen überhauchte eine leichte Röthe. Ein krampfhaftes Gefühl erfaßte ihn schmerzlich.

„Herr,“ erwiderte er — „ich kenne Ihren Namen nicht.“

„Franke,“ erwiderte der Berliner Handelsagent ruhig.

„Herr Franke,“ fuhr Reiligrath fort, „Sie wissen nicht, was Sie thun, Sie wissen nicht, mit

wem Sie sprechen. Ich habe Weib und Kinder, welche ich am Pulte ernähren muß, — ich bin siech und krank. Jede Aufregung führt mich um einen Zoll näher dem Grabe zu. Die Worte, welche Sie zu mir sprechen, sind magische Worte. Sie üben eine zwingende Kraft auf mich. Wenn meine alten Freunde sich meiner erinnern, wenn sie an meine letzten Kräfte Anspruch machen, — wenn" er sprach leiser und dumpfer, „ein Opfer fallen soll, — ich begreife nicht, was es auf dem Gebiete dieses Ländchens helfen soll — es gehört nicht viel dazu, daß Sie das Blut in mir erhitzen, bis die Adern springen und eine letzte Feuergarbe zum Himmel aufsteigt."

Franke lächelte. „Sie haben nichts vergessen und nichts gelernt," erwiderte er leise. „Ihre Freunde in London haben gelernt, sie sind klüger geworden. Hören Sie mich an. Doch nein! Sprechen Sie Sich zuerst ganz und unumwunden aus. Haben Sie ein Programm!"

„Ein Programm," erwiderte Reiligrath mit leisem Hohnlachen. „Ein Programm, wo jeder Tag die Schmach mehrt, das Elend vergrößert, das Herz benagt. Hat der Tiger ein Programm, wenn er hinter dem Sykomorenbusche auf seine Beute lauert? Das Programm ist Rache, Rache, Rache!"

„Rache," erwiderte Franke beschwichtigend. „An wem und mit welchen Mitteln? Am Prinzen Moriz, an der Regentin Mutter, an diesem oder jenem Hofe, am Adel, der Geistlichkeit? Wo beginnen Sie dieselbe? Wie führen Sie diese Rachepläne aus? Sie sind Idealist, Träumer, Universalrevolutionär geblieben. Gewöhnen Sie sich mit uns an Ort und Stelle durch kleine Mittel zu wirken. Ergreifen Sie das Gegebene. Auch Nadelstiche verwunden. Erfreuen Sie sich der Wirkung, wenn Ihnen Dolchstiche verwehrt sind."

Reiligrath senkte das Haupt. „Daran ist die erste, große deutsche Revolution, daran ist die Erhebung des Jahres 1848 zu Grunde gegangen," antwortete er traurig. „Statt eines Cromwells der Präsident des deutschen Parlamentes mit der Glocke, statt Blutströmen Redeübungen, statt eines Volksheeres ohnmächtige Barrikaden."

„Dahin werden wir zuletzt kommen," erwiderte Franke nachdrucksvoll. „Für jetzt beginnen wir geheim, mit kleinen Mitteln. Ich werde Sie mit zwei schottischen Blättern in Verbindung setzen. Diese nehmen Alles auf, was Sie ihnen zuschicken werden und zahlen in Gold. Mehr noch als das. Ich habe den Keller in diesem Hause gemiethet. Ich werde eine kleine lithographische Presse auf-

stellen. Von Zeit zu Zeit werden wir kleine Flugblätter über ganz Deutschland verbreiten, welche Sie unter meiner Leitung entwerfen sollen."

Reiligrath sah ihn mit glühendem Auge an. „Ich gehorche nur den Impulsen meiner innersten Ueberzeugung," sagte er stolz und hart. „Ich ziehe es vor, die Armuth zu ertragen, als nur einen Buchstaben gegen meine Ueberzeugung zu schreiben."

„Ganz richtig," erwiderte Franke abermals lächelnd. „Wir werden dann ein Blatt in die Welt senden, welches die große, untheilbare, einige, siegreiche deutsche Republik, die vereinigten Staaten Deutschlands fordert, — und dann entdeckt und des Landes verwiesen werden. Dagegen! Wenn Sie mir Gehör schenken, werden wir langsam, in den gehörigen Zwischenräumen vorgehen — und an's Ziel gelangen."

„Das Ziel?" frug Reiligrath scharf.

„Hören Sie mich an," antwortete Franke. „Zunächst thut eine diplomatische Hülle noth. Wo befinden wir uns? In einem kleinen protestantischen Ländchen, welches der geographischen Lage, der Tradition nach unter die Führerschaft Preußens gehört. Was ist geschehen? Man hat sich emancipirt, man traumwandelt eigene Wege. Dieser Herr Wesendonk bethört den Prinzen durch seine Geschichtsvorträge,

flößt ihm demokratische Ideen ein, führt Zerwürfnisse mit anderen deutschen Cabineten, mit mächtigeren Regierungen herbei und wird damit enden, an der Spitze der Gewalt die Ohnmacht der Verhältnisse, seine Unfähigkeit aufzudecken. Wir werden klüger zu Werke gehen. Wir werden an die Nothwendigkeit der protestantischen Spitze, an die Hegemonie Preußens erinnern, einer Partei dienen, welche wir allmälig leiten und zu republikanischen Zwecken gebrauchen, ohne dieselben einzugestehen. Mehr läßt sich für den Augenblick nicht erreichen. Mäßigung, Herr Reiligrath, ist eine republikanische Tugend. Waren die großen Gründer der nordamerikanischen Freistaaten, die ersten Präsidenten Washington, Jefferson, Adams unabhängig? Sie mußten ihre besten Ideale dem Vorurtheile, der Trägheit der Massen opfern. An der Aufopferung, der Selbstverleugnung dieser Größen fassen Sie den Muth, dasselbe zu thun. Sie schlagen ein!"

Reiligrath that es zögernd. Er deutete auf seine Brust! „Mahnte hier nicht der Tod," sprach er düster, „ich wiese zurück. Jedoch, man muß am Abende des Lebens nicht die Mittagssonne erwarten."

Thränen erstickten seine Stimme.

Johanna hatte bis gegen Mitternacht ängstlich gewacht. Mit dem Schlage der zwölften Stunde

kam Reiligrath heim. Er schrieb noch bis zum Morgenrothe, schlief nur wenige Stunden.

Als er wie täglich in die Schreibstube ging, sank Johanna leise betend in die Knie. „Er opfert sich nicht den Seinigen, dem Weibe, den Kindern, er opfert sich dem Ideale, das er im Herzen trägt, an dem er mit der Kraft der Jugendliebe hängt. Ich will ihm keine Vorwürfe machen, ich will ihn nicht zurückhalten. Ich will seiner würdig sein, mich, die Geopferte, mit ihm opfern.“ So sprach sie vor sich hin, so gelobte sie sich und ging dann stillschweigend und duldend an das ärmliche Tagwerk.

Als Eberhard am anderen Morgen sein Bureau betrat, hatte er auf dem kurzen Wege von seiner Wohnung in dasselbe etwas schon vergessen, das die Mittheilung seiner Ernennung zum vortragenden Rathe zwischen ihm und Irenen hervorrief.

Er hatte sie zu sich bitten lassen. Sie kam im Morgenkleide, die reichen, dunklen Flechten um das blasse Antlitz. Eberhard reichte ihr stillschweigend das Schreiben Berlepsch's hin.

Sie las. Ein leises Zittern ging durch ihre Glieder.

„Wünsche mir nicht Glück!“ hielt Eberhard sie zurück. „Der Prinz verwöhnt mich. Ich kann die

Ernennung nicht zurückweisen, obwohl sie ein Opfer für Dich enthält. Ich bin genöthigt, mein Haus zu erschließen, — einen Salon zu eröffnen. Wirst Du die Geduld haben, dieser gesellschaftlichen Pflicht zu genügen?"

Irene schlug die Augen zu Boden.

„Ich vergaß Dir zu sagen, daß eine unbegreifliche Indiscretion der Gräfin Theone Deinen Familiennamen auf die Lippen legte."

Ein unbeschreiblicher Blick aus Irenens schönen Augen war die einzige Antwort. Eberhard entzog sich dem Eindrucke rasch. Dieser Blick war es, welchen er vergessen hatte, als er sein Bureau betrat.

Der Prinz erwartete Eberhard am Schreibpulte.

„Sie beziehen ein neues Bureau," sagte er. „Ich selbst werde Sie den Unterbeamten vorstellen."

Eberhard hatte nicht Zeit zu danken. Mehrere jüngere Beamte standen bereits vor der Thüre, wurden namentlich, nebst Angabe der Beschäftigung Eberhard vorgestellt und geleiteten ihn und den Prinzen in das geräumige, dem neuernannten vortragendem Rathe bestimmte Arbeitsgemach.

Herr von Berlepsch stand hier an der Schwelle und hielt eine kurze Anrede. Der Prinz unterbrach die weiteren Förmlichkeiten.

„Ich und Rath Wesendonk haben uns verständigt,“ sagte er rasch. Damit war Alles abgethan. Noch theilte Herr von Berlepsch, als der Prinz mit leichtem Kopfnicken geschieden war, mit, daß dieser die Geschichts- und Staatsrechtsvorträge als geschlossen, weil unvereinbar mit den neuen Berufsgeschäften des Rathes, betrachte.

Eberhard war nur wenige Augenblicke allein, als ein leises Klopfen ihn störte. Die Thüre ging bis zur Breite einer schmalen Spalte auf und es zeigte sich Heik's grüngelbes Gesicht.

Der Amtsschreiber kroch, ohne eine weitere Aufforderung Eberhards zu erwarten, bis über die Schwelle der Thüre und grinste Eberhard bittersüßlich an, ohne sich durch den durchbohrenden Blick des Rathes abschrecken zu lassen.

„Ich gehöre mit zu dem dem Herrn vortragenden Rathe unterstehenden Personale,“ sagte er schmunzelnd.

„Warum dann nicht an der allgemeinen Vorstellung theilnehmen,“ herrschte ihn Eberhard an.

„Geheime Dienste,“ schmunzelte Heik fort.

„Bedarf deren nicht,“ erwiderte Eberhard noch barscher.

„Sind systemisirt und müßten erst ämtlich eingestellt werden,“ setzte Heik tapfer entgegen.

„Erscheinen Sie nicht, wenn nicht gerufen,“ befahl Eberhard, welchem Zornesgluth die Stirnadern schwellte.

Heik zog sich mit zweideutigem Lächeln zurück.

Eberhard konnte seine Aufregung nicht bemeistern. Er begann in den Acten zu lesen, flüchtig, zerstreut. Er staunte über den Wirkungskreis, welchen ihm der Prinz erschlossen. Depeschen diplomatischen Charakters, Berichte über die inneren Zustände des Ländchens, statistische Tabellen, Verbesserungsvorschläge lagen vor ihm.

Eberhard stützte den Kopf in die Hand. „Der Prinz,“ sagte er zu sich selbst, „ist eine edle, vertrauensvolle Natur. Er will die schönsten Zeiten human gesinnter, menschenfreundlicher Regenten zurückführen, ein Vorbild für Mächtigere sein. Kann er der Nation genügen? Ist es nicht zu spät, er selbst zu schwach zu dem riesig großen Werke? Ich kann nur Eines thun, ihm versprechen, mit ihm das Mißlingen zu ertragen.“

Er fuhr fort die Actenstücke durchzusehen. Er kam endlich auf ein Blatt, welches mit einer seltsam vernachlässigten Schrift bedeckt, mit dem Buchstaben H unterzeichnet war. Er begann zu lesen. Das Auge verdunkelte sich ihm, die Pulse hämmerten. Eine geheime Anklage gegen Reiligrath.

Eberhard ließ das Blatt sinken und sah schmerzlich vor sich hin. Eine ausführliche Instruction, welche er gleich darauf fand, zeigte ihm, daß die Leitung der Landespolizei zu den Aufgaben seines Amtes gehört. Er steckte das denunciatorische Blatt zu sich, um es zu Hause, an seinem Schreibpulte noch einmal zu lesen, dort wo die Engel der Erinnerung in ihrer Reinheit ihn umschwebten, Irenens Nähe wie ein letztes Goldlicht der Liebe, Treue Milde und Ehrenhaftigkeit ihm in die Seele leuchteten.

Zwei Tage hindurch hatte sich die Residenz mit dem Ereignisse getragen, daß der Prinz eine Einladung zum Thee bei dem neu ernannten vortragenden Rathe Wesendonk angenommen habe. „Von“ Wesendonk würde es wohl bald heißen, hatte man vielfach bemerkt und nahm die neu auftauchende Größe so ruhig hin, wie so manche andere Umwandlung und Veränderung in den Regierungskreisen. Nur Heik hatte mit seltener Gewandtheit einige Bürger, darunter den Specereiwaarenhändler, Gustels Vater, welcher sich einmal in das von Heik besuchte Gasthaus verirrt hatte, auf das Glatteis politischer Discussion zu führen gesucht. Er sah, daß er nicht weit damit kam. Heik entwickelte mit seltener Zungenfertigkeit, wie doch selten das wahre Verdienst

zur Anerkennung komme. Das Verdienst war begreiflicher Weise auf der Seite der Zuhörer. Fremde müßten statt der Landeskinder ihr Glück machen. Aber weder der Specereiwaarenhändler, noch seine stummen Freunde schienen geneigt, Eberhard das rasche Steigen in der Gunst des Prinzen streitig zu machen.

So konnte die Abendgesellschaft bei Eberhard beginnen, ohne eine äußerliche Aufregung in der Residenz hervorzurufen. Einige Müssiggänger begnügten sich, die hellerleuchteten Fenster zu betrachten, einige Gruppen bildeten sich, um den Prinzen, die Gräfin Theone, Herrn von Sydow und Gattin, Herrn von Berlepsch vorfahren und aussteigen zu sehen.

Der Prinz war im Civilkleide erschienen und trug nicht einmal den Ordensstern. Er war fast einer der Ersten gekommen. Man wußte allgemein, daß der lebhafte Geist des Prinzen an Eberhard's Gesellschaft ein Interesse fand, welches allmälig tiefere Wurzeln schlug. Ehrgeiz, ein Anflug ritterlicher Romantik waren in ihm erwacht und im Steigen begriffen. Der Prinz war zu leidenschaftlich, um, nachdem einmal das Gefühl der inneren Leere und Vernachlässigung in ihm gewaltig vorherrschte, dieses durch regelmäßige Studien zu ersetzen. Er fing allmälig an nach lebhaften, befrie-

digenden Eindrücken zu suchen. Niemand war aufmerksamer darauf, als Herr von Berlepsch. „Sie werden sehen," sagte er vor einigen Tagen zur Gräfin Theone, „der Prinz wird noch ganz der unserige werden."

„Halten Sie das für ein Glück?" hatte Theone kalt und spröde erwidert, Herr von Berlepsch sie verwundert angesehen.

„Der unsere," fuhr Theone fort. „Wir, als mediatisirter Adel, als aristokratische Bureaukratie, conservative Partei, reichen über die Grenzen des Landes. Von uns losgerissen, ist der Prinz nur auf sein Ländchen beschränkt. Ich halte es nahebei für einen Vortheil, von ihm befreit zu sein."

„Sie sind etwas strenge," hatte Herr von Berlepsch lächelnd erwidert. „Vorläufig ist der Prinz Idealist. Wir müssen uns hüten, ihn darin zu stören. Hat er nur einmal seine Erfahrungen gemacht, dann werden Jagden, Frauen, Bühnengenuß nicht genügen, man wird nicht im Stande sein, genug herbeizuschaffen, um seine Reue über die verlorene Zeit, verkannten Lebensgenuß zu verscheuchen."

Theone hatte mit leichtem Kopfnicken geantwortet und Herr von Berlepsch sich in die Lippen gebissen.

„Sollte das Edlere so bei uns überwuchern,“ dachte er, „daß selbst Gräfin Theone die Cliqueherrschaft nicht um den Preis einer gewissen Nachgiebigkeit erkaufen wollte. Herr von Sydow predigt zu viel, wird zu viel angehört. Da ist es mit dem leichten, französischen Style nichts.“

So blieb es denn bei einem ziellosen, romantischen Zusammenkommen in Eberhards Salon. Der Prinz hatte jede Schranke der Etiquette zerbrochen, schon deßhalb, weil der Groll gegen das strenge Regiment der Regentin Mutter noch in ihm fortwährte. Er hatte seinen kleinen Kreis mit sich fortgezogen. Persönlich trieb ihn die Neugierde, die Ungeduld Irenen, Eberhards innersten Hausstand, kennen zu lernen.

Eberhard blieb nicht die Zeit, Irenen vorzustellen. Die wunderbar schlanke, mittelgroße, engelhafte Gestalt, mit den leise angehauchten blassen Zügen, dem mondlichtdämmernden Auge, dem fast unwiderstehlichen Zauber halb müder, leiser Trauer stand vor dem Prinzen, — er hatte beide Hände Irenens ergriffen, er sah sie lange forschend, schweigend an — als Eberhart begriff, daß er selbst schweigen mußte, der bei Seite gesetzten Etiquette nicht willkürliche Schranken folgen lassen durfte.

„Wie konnten Sie sich nur so lange entziehen?“ frug der Prinz milde und leise. Irene schlug die Augen nieder. „Mußte ich doch,“ erwiderte sie ruhig, „das Unerwartete an mich herankommen lassen, da es in meinem und Eberhards Leben das einzig Mögliche und zu Erwartende war.“

Der Prinz billigte die Antwort mit leisem Kopfnicken. „Mußte ich zuerst Ihre aristokratische Abkunft erfahren,“ sprach er dann, „das hat einen großen Theil der Freude hinweggenommen. Ich hätte Sie gerne n u r als die Gattin meines Rathes kennen gelernt.“

Der Prinz sah zufällig auf Eberhard, welcher stumm in einiger Entfernung stand. Der Prinz fühlte eine leichte Beklemmung. Zum erstenmale fiel es ihm ein, daß er zwar Eberhard gehoben, daß aber die Vermählung mit Irenen einen romantischen Anhauch besitzen oder das Ergebniß einer ihm unbekannten, vorangegangenen Katastrophe sein müsse. Er beschloß, vorsichtiger zu werden. Er sah zum erstenmale, daß dieses dunkle Bürgerleben, welchem er sich mit wohlwollender Herablassung zuneigte, seine verletzbaren Räthsel, seine Geheimnisse habe, die man schonen müsse. Gräfin Theone ließ sich durch den Prinzen vorstellen. Das scharfe, weltkluge Auge der Gräfin ruhte forschend und wohl-

wollend auf Irenen. Sie suchte alsbald in ihrem Benehmen gegen Eberhard einen Anflug von Vertraulichkeit zu charakterisiren, welcher ihn als ihr früher bekannt bezeichnen sollte.

Der Abend verlief rasch und seltsam genug. Kaum war der Thee genommen, als der Prinz Irenen bestürmte, ihr gesellschaftliches Talent in reichster Fülle zu entfalten. Er wollte ihre Zeichnungen, ihre Mappen sehen, — sie mußte sich an das Piano setzen und einige Beethoven'sche Piecen spielen. Das Alles fand leidenschaftliche Anerkennung, welcher man die Absicht, den Vorsatz, Irenen in den Vordergrund zu ziehen, wohl ansah.

Irenens natürliches, liebenswürdiges Talent mäßigte diesen Eifer, veredelte den künstlich leidenschaftlichen Ton. Die Mappe, welche ihre auf der italienischen Jugendreise entworfenen Zeichnungen enthielt, sollte nicht ohne einige einleitende Worte eröffnet werden. Das führte zu einer leichten, biographischen Skizze. Irene erzählte einfach, liebenswürdig, aber ihr schönes, weihevolles Jugendleben, umflossen von aristokratischem Glanze, trat doch so hell abstechend von der Gegenwart hervor, daß ein leiser Kummer selbst des Prinzen Züge überflog. Gräfin Theone war plötzlich umgewandelt. Sie erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten, Hingebung gegen

Irenen, als sei eine alte Schuld zu tilgen. Man fühlte allgemein, daß der Gesellschaftskreis, welcher seine aristokratischen Grundelemente nicht verleugnen konnte, — an ein unerwartetes Ziel, aber auch auf einen verfehlten Boden gerathen werde. Man hatte, dem jugendlichen Uebermuthe des Prinzen folgend, einen Act hohen Wohlwollens, eine unschädliche Gnadenbezeigung spenden wollen. Statt eines idyllischen Trianonabendes fand man sich wie vor den Bruchstücken eines altadeligen, vernachlässigten, vergessenen Grabes. Man wurde ernst, ohne es zu wollen, nachdenklich, man fing an, an der Haltbarkeit Alles dessen stillschweigend zu zweifeln, was der Prinz unternommen hatte, noch unternehmen würde, da ein so unbedeutender Schritt schon den leisen Vorwurf verletzender Dissonanzen hervorgerufen hatte.

Es kam endlich dazu, daß Irene auch Madwigs erwähnte. Dieß zog die Aufmerksamkeit Sydows an sich. Die Abgespanntheit, in welcher die Gesellschaft sich befand, ermöglichte den kurzen Ideenaustausch zwischen Sydow und Irenen, welchem letztere sich, freundlich bis zur Erschöpfung, lieh.

Irene hatte mit ernster Pietät Madwigs Lehrvortrag mehr angedeutet, als wiederholt, Sydow das lebhafteste Interesse an der Erscheinung gezeigt.

„Jene bleiche Gräfin Marie,“ belehrte er, „welche Ihre Phantasie, Ihr Gemüth so liebend sorgsam uns vorführen, nimmt einen interessanten Theil von Herders Thätigkeit in Anspruch. Mit wenigen Worten läßt sich diese so bezeichnen, daß er die krankhaften Gefühle der Gräfin einer gesunden Frömmigkeit entgegenführte.“

„Sydow verwandelt doch Alles, was ihm in das Gespräch kommt, in eine Homilie,“ spottete Herr von Berlepsch leise Theonen in's Ohr.

Er erhielt keine Antwort. Der Prinz war im Begriffe sich zurückzuziehen.

„Irene,“ sagte er scheidend, indem er noch einmal die Hand der zarten Gestalt ergriff, „es wäre eine Alltagsphrase zu sagen, daß Sie die Königin unserer Feste sein werden. Aber als den Genius werde ich Sie betrachten, welcher uns auf der goldenen Straße geistiger Veredlung erhält.“

Die Wagen rollten fort, nahebei in derselben Ordnung, in welcher sie gekommen waren. Dem Prinzen und den Cavalieren folgte Gräfin Theone, dann schied Herr von Berlepsch, gefolgt von Sydow und Gattin. Der Oberhofprediger trug ein bedeutsames Lächeln in den sonst ausdruckslosen Zügen. Er schien es als einen persönlichen Sieg zu betrachten, den vom leisem Jugendübermuthe angeflogenen

Kreis zuletzt noch, ohne Absicht, durch geistige Ueberlegenheit und Sicherheit beherrscht zu haben.

Eberhard zog sich in sein Arbeitsgemach zurück. Er stützte den Kopf in die Hand. Er gestand es sich nicht völlig, aber es lag ein Wort brennend auf seiner Zunge — das Wort Entweihung. Er hatte Irenen seit Monaten vernachlässigt, verleugnet. Nun war Aergeres geschehen. Fürstlich jugendlicher Uebermuth zog den Schleier von dem Geheimnisse seines Lebens. Seine Beziehungen zu Irenen, dieser halbvergessene Lebensroman, waren Irenens Herzen entrissen, das stille, von leisen Klagelauten durchzogene Heiligthum der die Standesvorurtheile so hart verletzenden Ehe war preisgegeben. Sydow, Herr von Berlepsch, die Gräfin, mochten sie den höchsten Kreisen des Landes, der Regierung angehören, ihr Erscheinen, das Erscheinen dieser heuchlerischen, hochmüthigen Bildungsträger eines spärlich ausgestatteten Hofstaates war Eberhard peinlich, wie das Eindringen der rohesten Elemente es ihm nur hätte sein können.

Zum erstenmale hatte er, wenn auch nur in den äußersten Umrissen Irenens Lebensgeschichte so gehört, wie sie sich in ihrem Herzen, ihrem Geiste spiegelte. Er hatte nie daran gedacht, daß es ihm unmöglich sein würde, die Aufgabe, welche

diese Verbindung ihm auferlegte, zu lösen. Er war eigentlich nie daran gegangen. Er hatte nur so zufällig neben, nicht mit Irenen gelebt. — Lag darin nicht ein Vorwurf, den zu erheben es zu spät war? Dann, andererseits, warf das Schicksal in der unüberlegten Freundschaft des Prinzen nicht eine zweite, gleich kostbare Perle in seinen Schooß? Ihm fehlte der goldene Reif, die eine wie die andere darein zu fassen, ihm fehlte der Muth, der Beruf seine Stirne in einen solchen Schmuck einzuklammern.

Die Schicksalsmächte stürmten — er glaubte es zu sehen, — langsam und geisterhaft an ihn heran. Hatte er sie wach, heraufgerufen? Lag es nicht in ihrem Wesen, sich zu zeigen, da eine unvorsichtige Hand die Pforten erschlossen? Was sie bringen konnten — es ließ sich ahnen — daß Katastrophe auf Katastrophe folgen müsse.

Ein tiefer Schmerz lag in Eberhards Brust. Er fühlte, daß er schuldig werden konnte und doch an der eigenen Schuld kein Verschulden tragen, daß er nur der willenlose Träger unnennbaren Unglückes werden könne. Hatte vielleicht sein von Jugend auf in der tobenden Brust nie ruhender Gewaltruf die dunklen Mächte heraufbeschworen? So lange Sclave, war er im Begriffe Sclaven zu machen; Irene, der

Prinz, das Land lagen unter seiner Hand, ohne daß er es wünschte, gesucht hatte. Er sah trübe vor sich hin. Wie eine Reihe von Gräbern zog es sich vor seinen Blicken hin. Den Schluß mußte sein eigenes bilden. Mehr konnte er an Sühne und Genugthuung nicht versprechen — geben.

Wie widrig, disharmonisch, unläuterbar war doch das Leben, wie hoch hinauf es sich ihm auch zeigte.

Er war im Begriffe sich zu erheben, zur Ruhe zu gehen, wenn sich diese finden ließe. Das Blatt, welches die Anklage gegen Reiligrath enthielt, fiel ihm in die Hände.

Nicht Reiligrath, nicht Heik, welcher, wie er seitdem erfahren, es beschrieben und eingesendet hatte, Johanna stand vor seinen Augen. Wie ein heller Tag, wie das gefahrlose, heilige, Segen erfüllte Tageslicht selbst erschien sie ihm. Das einfache arbeitsame, schuldlose Leben streckte die Arme nach Schutz flehend und Schutz bringend ihm entgegen.

Er erinnerte sich an seine Pflicht. Reiligrath mußte beobachtet, gleichzeitig aber auch bewahrt, gerettet werden. Wie war das möglich? Nur dadurch, daß er, Eberhard, sich selbst Johanna näherte, daß er den Wächter der staatlichen Sicherheit und

den Freund des Angeklagten in einer, seiner Person vereinigte.

Der Gedanke schien Eberhard nicht allein die einzig mögliche Auskunft zu bieten, er gab ihm den verlorenen Muth zurück. „Ein Schritt echter Menschlichkeit, eine Handlung voll redlichen Geistes und alles Andere läutert, bessert, — wendet sich zum Guten,“ sagte er sich.

Eberhard suchte Johanna am anderen Morgen auf, ehe er in's Bureau ging. Er fand sie bei der häuslichen Arbeit, gedrückt, sichtbare Spuren des Kummers in den Zügen, mit halbverweinten Augen. Reiligrath war fast jede Nacht abwesend, schrieb, wenn er heimkam fast bis gegen Morgen und wurde unverkennbar kränker. Er mußte sich Gewalt anthun, um mit Johanna so freundlich, innig zu verkehren, wie sonst; am liebsten saß er still, in sich gekehrt, vor sich hinstarrend. Johanna ahnte mehr, als ihr Reiligrath es zugestand, daß er die dunklen Wege seiner fast vergessenen früheren Thätigkeit wieder betreten, daß er, der sonst froh, frisch, fröhlich und offen gearbeitet, gewirkt, jetzt mit fieberhafter Hast dem tiefen, unauslöschlichen Gefühle des Hasses, der Rache nachhing. Johanna versuchte es vergebens, einen Strahl freundlicheren Gefühles in die Seele des Gatten zu leiten. Er war nicht mehr dafür

empfänglich. Er umarmte, küßte Johanna, er dankte ihr für die unerschütterliche Liebe, er sagte ihr aber auch, der höchste Beweis derselben sei, daß sie ihm den Labetrunk der Vergeltung gönne, welchen das Schicksal jetzt an seine Lippen gedrückt. Es sei zum erstenmale, daß er sie vergessen, — hintangesetzt! —

„Ich komme nur für Minuten," sprach Eberhard, gedrückt und ängstlich.

Johanna stand mit gebeugtem Haupte vor ihm. „Herr Rath," erwiderte sie, „die Ehre, welche Sie mir erweisen, erdrückt, beschämt mich."

„Nennen Sie mich nicht so," erwiderte Eberhard. „Nennen Sie mich so wie früher. Johanna! die Minuten sind kostbar. Ich will das Verständniß, so viel ich es vermag, in meine Worte legen. Theilen Sie den Groll, den Haß Ihres Gatten gegen den wohlwollenden Prinzen, gegen die Reformen, welche angebahnt sind, gegen den neu erwachenden Geist nicht. Erhalten Sie ein Band, welches nie zerreissen sollte, ich könnte es zum zweitenmale nicht anknüpfen. Ich kann Sie hier nicht mehr sehen — wenn ich Ihnen schreibe — Johanna — werden Sie antworten — wenn ich sie zu sprechen benöthige, werden Sie sich einfinden?"

Johanna sah ihn mit klarem, ruhigem Blicke an. „Ich werde es" — erwiderte sie fest, ernst.

Eine tiefe Bewegung ergriff Eberhard. Er streckte die Hand nach ihr aus, — sie verweigerte die ihrige. „Johanna,“ rief Eberhard aus — „Sie willigen ein? Sie geben mir das Leben wieder. Wenn ich in einem Kerker säße und sähe nur ein Stück blauen Himmels über mir, dorthinauf, wo die Lenzeslüfte wehen, die weißen Wolken ziehen, die Sonnenlichter spielen, so ist mir das Wort, das Sie mir verpfänden. Johanna, sagen Sie noch einmal“ —

Johanna erröthete leise. „Ich habe versprochen, mit Ihnen in Verbindung zu bleiben,“ sprach sie mit zitternder Stimme, „und ich werde dem Versprechen treu bleiben.“ Ein tief innerer Kampf bemächtigte sich ihrer Brust, Thränen drückten sich gewaltsam im Auge zurück.

Eberhard wollte noch einmal sprechen.

„Sie werden mich verstehen lernen,“ fuhr Johanna fort und trat einen Schritt zurück. Eberhard besann, verbeugte sich und schied. Er drückte die Hand gewaltsam an's Herz. Er sah gegen Himmel. „Ein Anker ist mir geblieben,“ sprach er vor sich hin. „Bewahre ihn mir ein gütiges Geschick.“

Johanna hielt in der Arbeit inne und sah gedankenvoll vor sich hin. „Auch ich habe mein Opfer gebracht,“ sprach sie traurig, „Reiligrath, —

ein Opfer, dessen Größe Du nicht kennst. Eberhard kann einen Augenblick glauben, daß ich für ihn fühle“ —

Sie setzte sich auf einen Stuhl, sie fühlte Schwäche durch die Glieder ziehen. Sie dachte daran, wie Reiligrath ihr einst an einem hellen Morgen in der neuen Welt zum zweitenmale den Brautkuß gegeben, als sie sich für immer von Aeltern, Geschwistern, Verwandten lossagte, um nur für ihn zu leben. Sie erinnerte sich, wie er damals stark, hoch, lebenskräftig vor ihr stand. Nun schlich er gebeugt über die Schwelle aus und ein. Bald konnte er sie zum letztenmale überschritten haben, bald auf ihre Schultern für Gatte und Kinder die Sorge des Hauses legen. Ein starkes Weib, wie sie war, sah sie auch diesen trüben Stunden muthig in's Auge. Sie sagte Eberhard in Gedanken noch einmal zu. Er allein konnte dann helfen.

Der Prinz hatte im Residenzschlosse die prachtvollsten, geräumigsten Gemächer eröffnen lassen, um sein am Christabende angekündigtes Project, den Gesellschaftskreis des Schlosses zu erweitern, in Erfüllung gehen zu lassen. Maskenfreiheit war zugestanden. Ein Theil der Geladenen gehörte der Bürgerclasse an und diese waren es vorzüglich, welche davon Gebrauch machten. Theils bewog

dazu die Freude an der ungewohnten Verkleidung, theils barg man die Besorgniß darunter, in der ungewohnten Nähe des Hofes sich zeigen zu müssen. Der letztere erschien ohne Maske, theils um der Pflicht der Gastlichkeit zu genügen, theils um der Unbeholfenheit der mit Hofsitte weniger vertrauten Gäste zu entgehen. Wie leutselig auch der Prinz auftrat, wie sehr Gräfin Theone oder Herr von Berlepsch sich bemühten, liebenswürdig zu erscheinen, sie waren in jedem Augenblicke sicher, sich zurückziehen, in einem der Nebengemächer ungestört sich dem intimsten Ideenaustausche hingeben zu können.

Herr von Berlepsch folgte der Gräfin Theone auf dem Fuße. „Ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen,“ flüsterte er ihr zu.

Theone ließ sich von dem Vertrauten der Regentin Mutter willig in eines der letzten, kleineren Gemächer führen. Ein vereinsamter Spieltisch mit schweren, silbernen Leuchtern, — ein Kranz von Karten auf dem grünen Tuche stand vor ihnen. Theone und Herr von Berlepsch setzten sich an denselben. Erstere begann gedankenlos Karte für Karte an sich zu ziehen.

„Herr Wesendonk macht Fortschritte,“ begann Herr von Berlepsch. „Bis jetzt haben wir seine Politik nur nach dem Journale beurtheilen können,

welches er mit möglichster Unvorsichtigkeit leitet. Nun hat er einen Schritt weiter gethan, um seine Bedeutsamkeit darzulegen. Er stellt heute Abend dem Prinzen den schwedischen Oberst Gustavsson vor."

„Fremde hat es immer in der Residenz gegeben," erwiderte Theone zerstreut.

„Der Oberst," fuhr Herr von Berlepsch fort, „ist mit einer Prätension aufgetreten, welche beabsichtigt, dem Rathe Wesendonk mehr Gewicht zu geben, als er bisher besaß. Er will ihn auf dessen Reisen in Schweden kennen gelernt, seine Beförderung erfahren haben und eilte nun hieher, um vielleicht längst entworfene Pläne durch ihn durchzuführen."

„Also sollen wir eine Partei der Fremden haben?" erwiderte Theone lächelnd. „Ich glaube, Ihre Besorgnisse gehen zu weit, Herr von Berlepsch. Unser Ländchen wird zu enge befunden werden, um selbst nur den Sturm in einem Glase Wasser abzugeben. Zudem kann das Erscheinen des Obersten nur uns dienen, weil man sich desto schneller mit der wahrhaft patriotischen Partei der Einheimischen versöhnen wird."

„Sie haben eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen die gewitterdrohenden Anzeichen der Zeit. Es kann zu Verwicklungen kommen," erwiderte Herr von

Berlepsch. „Vielleicht hat meine zweite Mittheilung mehr Reiz für Sie.“ Er zog ein Blatt aus der Tasche. „Seit heute Morgen ist dieses Flugblatt in Umlauf gesetzt. Es ist überschrieben: „Der neue Struensee,“ und überfließt von Bitterkeit und Galle gegen den vortragenden Rath Wesendonk.“

„Die Ueberschrift ist jedenfalls ungeschickt,“ erwiderte Theone. „So weit mir die Struensee-Tragödie gegenwärtig ist, mangelt an diesem Hofe jeder Stoff und Anhaltspunkt zu ihrer Wiederholung. Eine Struensee-Tragödie ohne Königin, wie lächerlich.

„Das mag ganz richtig sein,“ erwiderte Herr von Berlepsch. „Es soll damit auch nur der Ehrgeiz des nach unbeschränkter Macht strebenden, das Ministerportefeuille ersehnenden staatsmännischen Frischlings bezeichnet werden. Je bitterer die Ausdrücke, desto angemessener.“

„Sie haben doch nicht das Blatt selbst veranlaßt?“ frug Theone mit fast spöttischer Besorgniß.

„Im Gegentheile,“ erwiderte Herr von Berlepsch eifrig. „Wenn ich einerseits der Unerfahrenheit des Herrn Wesendonk diese unerwartete Züchtigung gönne, muß ich andererseits das Symptom auftauchender Gährung fürchten. Das Erscheinen des Blättchens weist auf das Vorhandensein einer geheimen Presse,

deren Ueberwachung in das Ressort des vortragenden Rathes fällt.“

„Dann muß man ihm das Blatt so bald als möglich in die Hände spielen,“ erwiderte Theone sorglos, „wäre es nur, um auf die Freude der heiteren Ballnacht einen Schatten zu werfen.“

Herr von Berlepsch war im Begriffe lebhaft einzustimmen und nach dem Blatte zu greifen. Theone hielt es hoch in der Hand über die Achsel zurück.

„Wollen Sie diesen Scherz durchführen?“ frug er.

In demselben Augenblicke sah sich Theone betroffen um. Eine Maske, ein Irrlicht darstellend, mit schwankendem, bläulichem Flämmchen auf dem Haupte, hatte ihr das Blatt stillschweigend entrissen und huschte damit durch die weitgeöffnete Thüre.

Theone erhob sich rasch, Herr von Berlepsch wollte der Maske nacheilen.

Beide starrten den Prinzen und Oberst Gustavsson an, welche ebenso geräuschlos wie die Maske auf den Teppichen herangekommen waren. Der Prinz stellte den Oberst, welcher Uniform trug, vor und frug nach der Ursache der Störung. Theone gab vor, die Maske habe ihr ein Blumenbouquet aus der Hand gezogen,

welches sie den Bitten des Herrn von Berlepsch vorenthalten hatte.

„Ein Blumenbouquet," lächelte der Prinz, welcher die Scene genau beobachtet hatte, ungläubig, „und Sie wollten es Herrn von Berlepsch entziehen. Eine ungewohnte Galanterie. Ich werde der Maske folgen, es von ihr zurückverlangen," fuhr der Prinz fort. „Unterhalten Sie zunächst den Obrist."

Während sich zwischen der Gräfin, dem Schweden und Herrn von Berlepsch ein peinliches, träges Gespräch entspann, war der Prinz in den Ballsaal zurückgekehrt. Er hatte dunkle Kunde davon erhalten, daß ein gegen Eberhard gerichtetes Flugblatt unter den Gästen in Umlauf gesetzt worden sei. Er wollte um jeden Preis in den Besitz desselben gelangen.

Der Saal war überfüllt. Die dunstige Atmosphäre verdüsterte den Kerzenschimmer. Der Prinz gab sich für einen Augenblick den heiteren, bunten Eindrücken hin. Ein höherer Einfluß war dem Geschmacke der bürgerlichen Kreise zu Hülfe gekommen. Parisermaskenbilder waren in der Residenz vertheilt worden. Die Nacht, das Feuer, ein Epheustock, Blumenmasken erschienen in geschmackvoller Weise.

Endlich erblickte der Prinz das Irrlicht. Von mittlerer Größe in feuerfarbenem Mantel mit breitem

erdbraunem Saume kreiste es mit wunderlicher Behendigkeit durch die dichtesten Reihen. Das Flämmchen auf dem Haupte schien zur Vorsicht zu mahnen. Die leichtfüßige Gestalt fand fast nirgends Widerstand.

Der Prinz folgte der Maske. Sie schien es zu bemerken und wollte entfliehen. Endlich erblickte sie Eberhard, welcher düster in einer Ecke stand und abgespannten müden Auges das bunte Treiben betrachtete. Das Irrlicht strebte ihm zu. Der Prinz trat dazwischen, ergriff die kleine Hand und zog die Maske in die an den Saal anstoßende, matt erleuchtete Gallerie.

„Das Papier, das Papier,“ drang er in die Maske.

In demselben Augenblicke sah er das Flugblatt auch über dem Flämmchen, rasch entzündet, verkohlt, auf das Parquet geworfen, in Asche verwandelt.

Ein zürnender Blick des Prinzen traf die Maske. Er herrschte ihr zu, sich erkennen zu geben.

Eine Stimme traf sein Ohr. „Ereifern Sie sich nicht, Prinz, achten Sie Maskenfreiheit.“

Oberst Gustavson war an ihn herangetreten. Der Prinz ließ die Hand der Maske fahren. Diese zog sogleich die Larve vom Gesichte.

„Gustel," rief der Prinz enttäuscht aus. „Was enthielt das Papier?" frug er barscher.

„Es war ein Brief an den Prinzen," sagte das Mädchen demüthig, indem es mit gekreuzten Armen in die Kniee sank.

„Kinderspiel, das Sie nicht so sehr beschäftigen sollte," mahnte der Oberst.

„Sie haben Recht," erwiderte der Prinz beruhigt. „Wir wollen zum conventionellen Scherze zurückkehren."

Bald darauf kam Theone an dem Arme des Herrn von Berlepsch durch die Gallerie. Der Oberst hatte ihnen den Inhalt der Scene mitgetheilt.

Theone blickte suchend auf die Stelle am Parquete. Der Luftzug stäubte etwas graue Asche auf. „Das Ende eines Günstlings," flüsterte ihr Herr von Berlepsch zu.

„Und die Lehre," erwiderte Theone, „Staatsgeschäfte nicht auf Maskenbällen abzumachen."

Der Prinz empfing am anderen Tage den Obersten. Er hatte Eberhard beigezogen, verdankte man doch das Ereigniß, welches Aufsehen erregte, den früheren Reisen des vortragenden Rathes. Nicht ohne Absicht hatte der Prinz ein Appartement dazu gewählt, welches mit den Bildern seiner Vorfahren geschmückt war. Feldherrn im Harnische, in der

veralteten Uniform des achtzehnten Jahrhundertes waren darunter vertreten. Andere saßen gedankenvoll an grünbedeckten Tischen, auf welchen Erdkugeln, Astrolabien, Bücher zu sehen waren, andere wieder, zeigten sich in Jagd- oder Hofkleidern.

Der Oberst betrachtete Bild für Bild stillschweigend. Er war schlank gewachsen, blond, hatte ausdruckslose, fast harte Züge, ein trockenes, starrendes blaues Auge. Er hörte die Erzählung des Prinzen, welcher bei jedem Bilde etwas Biographisches anzugeben wußte, aufmerksam an. Früher Militärbevollmächtigter an größeren Höfen, machte der Oberst gegenwärtig eine Reise an den kleineren deutschen Residenzen ohne bestimmte diplomatische Mission. Ein leises Wort war ihm auf dem Maskenballe entfallen, der Gedanke einer diplomatischen Mission sei zu drückend für die deutschen Kleinstaaten. Ihre Regierungen würden diese nicht ertragen.

Der Prinz hatte das Verletzende dieser Aeußerung, welche ihm Herr von Berlepsch zutrug, nicht überhört und der Oberst dieß von Gräfin Theone, welche ihm in der ersten Viertelstunde die tiefsten, politischen und Standessympathien widmete, durch eine in einigen Zeilen abgefaßte briefliche Mittheilung erfahren. Der Oberst nahm diese Mahnung lächelnd

auf, schon deßhalb, weil er mißverstanden worden zu sein glaubte. Dann weil er dieses rasche Entgegenkommen auszunützen nicht unterlassen wollte.

„Meine Vorfahren," schloß der Prinz eine längere Erklärung der Ahnenbilder, „waren nicht ohne Bedeutung. Sie fochten entweder in der Reichsarmee, oder sie gaben sich geräuschlosen Studien hin. Ganz nutzlos verging fast keine Existenz."

„Es kann auch im Kleinen eine Bedeutung liegen," erwiderte der Oberst. „Nur muß man die rechte Form, um sich zu nähern, zu benützen finden. Die Form, in welcher die Großstaaten arbeiten, kann dazu nicht gewählt werden. Ist unser Schweden doch in derselben Lage. Den Großmächten gegenüber muß es seinen Einfluß, seine diplomatische Action auf ein beschränktes Maß zurückführen."

„Es kann dafür in der Idee, durch die Ideenströmung Großes vollführen," fiel Eberhard ein. „Eben wir Deutsche sind es, welche sich das leuchtende Bild Ihres Gustav II. Adolf angeeignet, es in einen Rahmen lichter Erinnerungen liebend eingewoben haben."

Der Oberst schüttelte bedenklich und zweifelnd den Kopf. „Sollen die Zeiten Gustav II. Adolph wiederkommen," erwiderte er, — „die Welt in ein katholisches und ein protestantisches Lager zerfallen?

Wird man eine solche Auffassung nicht als einen Rückschritt gegenüber den Ideen der Toleranz, der Aufklärung betrachten?"

„Der Protestantismus," antwortete Eberhard, „ist der Ausdruck der Religion des Friedens, der Bildung in der edelsten, bedeutungsvollsten Form. Der Protestantismus hat eine Mission, aber er anerkennt, er treibt keine Propaganda. Er begräbt seine Dulder, seine Opfer, ohne sie im Vatikane mit dem Goldglanze der Märtyrerkrone, mit dem abgeschmackten Apparate von Wundern zu umgeben. Er müßte angegriffen, er müßte zur Vertheidigung gezwungen werden, um sich zu einer über die gesellschaftliche Action reichenden Bemerkbarkeit aufzuschwingen. Er würde aber dann in der Verherrlichung, welche Schleiermacher — die modernen Theologen überhaupt ihm verliehen, als Ausdruck der Humanität, der allgemeinen Bildung in ihren Beziehungen zum Idealen herrlicher, verklärter, als je dastehen."

„Allerdings," erwiderte der Oberst nachdenklich, „und eben weil unser Schweden noch viele orthodoxe Elemente in sich trägt, zweifle ich doch nicht, daß es die Mission, den Ruf einer solchen Zeit verstehen, die Aufgabe historischer Erinnerung in anderer Weise, in modernerer Auffassung fortsetzen würde. Die Wasa's haben nahebei geendet wie die

Stuart's. Nur die Adoption des siegreichen napoleonischen Feldherrn, Bernadotte's durch Carl XIII. rettete das Andenken der verwiesenen Idee und knüpfte den Faden des kriegerischen Heroismus wieder an. In allen Fällen würde aber die diplomatische Idee überwiegen, Rücksichten auf die Großmächte, welche auf Schweden drücken, England, Frankreich und Rußland, maßgebend sein. Um unsere civilisatorische Idee ganz zu erfüllen, müßten unsere Verhältnisse zu Dänemark geordnet werden. Die scandinavische Cultur, so reich ihre Elemente sind, ist noch nicht in den wahren Fluß gekommen. Zunächst muß das aristokratische Schweden noch das wahre Maß der Volksfreiheiten in sich ausbilden, dann nicht sowohl die Herrschaft, als die Vertheidigung der dänischen Lande gegen veraltete staatsrechtliche Verhältnisse, gegen die Uebergriffe der deutschen Diplomatie übernehmen. Das südliche Kopenhagen wird unsere, wird die Hauptstadt der scandinavischen Union, der Lieblingsaufenthalt des schwedischen Adels, der Einigungspunkt der drei nordischen Länder in Politik, Kunst, Jugendaufschwung, in dem geheimnißvollen Fortbaue der nordischen Einigung überhaupt werden. Man muß von uns eben das Rechte, man muß es aber nicht zu früh erwarten. Wir werden weder revolutionär, noch

erobernd, weder kirchlich fanatisch, noch abenteuerlich waghalsig auftreten. Wir standen unter Carl XIV. Johann, als Kronprinzen, bei Leipzig gegen den ersten Napoleon nahe bei auf den Schlachtfeldern Gustav II. Adolph. Wir können noch einmal schwedisches Eisen dem Welfenthume entgegenkehren, wie unsere Diplomatie das Königreich Italien vertritt, wo dieses nicht unmittelbar anerkannt ist. Wir werden vielleicht eine allgemein gültige, allgemein zu empfehlende politische Anschauung vertreten. Die demokratische Strömung der Gegenwart ist leicht zu schwellen. Wir könnten sie nicht unbedingt acceptiren, der militärische Geist des alten Schweden würde da einen mäßigenden Einfluß ausüben. Wir würden auf dem Schlachtfelde, in unseren Plänen, die Vorsicht eines Oxenstierna mit der Uneigennützigkeit unseres Helden- und Dulderköniges verbinden, die Schlachtlinie eines gemäßigten nordischen Liberalismus darstellen."

„Ihre Regierung," erwiderte Eberhard entschieden, „ist vorurtheilsfrei. Nennen Sie zum Beispiele einen Görtz Abenteurer, weil er seinen und Gustav XII. Entwürfen zum Opfer fiel?"

„Ich liebe starke, ausgesprochene Charaktere," erwiderte der Oberst. „Aber Sie müssen in ihrer

Selbstständigkeit doch sich der nöthigen Mäßigung nicht ganz entziehen."

Eberhard schüttelte ernst den Kopf. „Sie dürfen der deutschen Nation ihr vielleicht letztes und schönstes Erbgut nicht entziehen, das, sich aus den Tagen des Mittelalters, der Reformation eine Unmittelbarkeit erübrigt zu haben, welche eben geeignet ist, die Formen der Diplomatie, der erdrückenden Fesseln zu überflügeln, ein neues, frisches nationales Leben herzustellen. Der Deutsche hat etwas vom Braminen, vom Philosophen unter den Nationen Europa's. Er hat die Aufgabe, mitunter an vergessene Größe zu ermahnen, versunkene Anschauungen aus dem Schachte der Zeit wieder hervorzuholen, an die immateriellen Güter des geistigen Aufschwunges, des großen Fortbaues in Kunst und Literatur zu erinnern. Es gäbe für die deutsche Nation noch eine andere ganz bestimmte, große, ernste Aufgabe. Im Ganzen liegt doch über allen scientifischen, künstlerischen, poetischen Anschauungen eine leise Schichte von Staub. Unser ganzes Leben geht von der Vergangenheit aus, greift auf dieselbe zurück. Dieß mit einem starken Risse der Gegenwart, dem Heute, dem Bedürfnisse entgegenzuführen, das geistige Leben und die Wirklichkeit sich nahe zu bringen, bis zum leuchtenden Ausbruche des electrischen Funkens, die

Farbe des Tannensprossengrün der fahlen, übernächtigen Gegenwart zurückzugeben, das wäre eine hohe, schöne, leuchtende Aufgabe. Dazu kann jedes Talent, jede Regierung, das kleinste deutsche Ländchen beitragen. Anregung, Ausdauer, Festigkeit geleiten zum Siege. Am Ziele ist allgemeine Einigung, unabsehbares Zuströmen, der Ueberblick einer Völkervereinigung um das Standbild des namenlosen, das heißt noch unbenannten Genius zu erwarten."

Der Prinz drückte lebhaft seine Zustimmung aus. „Die Vertreter des Ländchens," schloß er, „werden demnächst nach einem neuen Wahlgesetze, als constituirende Versammlung zusammenkommen, die Vorlagen, theilweise aus der Feder des Rathes Wesendonk in freisinnigster Richtung abgefaßt, zeigen, — daß wir uns verständigen können, mein Herr Oberst."

Noch am Abende desselben Tages hatte ein Bote des Prinzen Eberhard die Erhebung in den Adelsstand überbracht. Er hatte nicht den Muth, diese neue Veränderung Irenen mitzutheilen. Er sorgte dafür, daß sie das ämtliche Journal erst dann in die weißen Hände nahm, als er in seinem Arbeitsgemache die Glückwünsche der Untergebenen, Herr von Berlepsch, welcher sich nun einige Zolle tiefer bückte, an der Spitze, entgegennahm.

„Wir haben einen erklärten Günstling," schrieb Herr von Berlepsch, nachdem er von Eberhard zurückgekommen war, an Theone. „Er wird seine Partei gründen, wir müssen daran denken, ihn zu gewinnen, zu versöhnen — oder zu bekämpfen."

Eine Stunde darauf hatte Herr von Berlepsch die Antwort Theones vor sich. Sie war mit feiner Schrift auf rosiges Papier geschrieben. Das Briefchen trug ein lächelndes, freundliches Gepräge an sich. „Wie kann man nur in dieser Zeit," sagte sich Herr von Berlepsch kummervoll, „so sorglos und leichtsinnig sein." Er las.

„Unterhaltender als die Theeabende des ancien régime, reinlicher als die Maskenbälle unserer bürgerlichen Regierung wird jedenfalls der geregelte Parteikampf sein. Den Emporkömmling gewinnen? Wofür sollte man eine solche Träumerseele voll Universitätserinnerungen und Bücherstaub interessiren. Bekämpfen? Bei den zahllosen Blößen, welche zu erwarten sind, wird dieß sehr ermüdend sein." —

Herr von Berlepsch nickte. „Das heißt weder zusagen, noch ablehnen," sagte er sich selbst. „Abwarten ist gefahrlos und ich will an dieser Muße theilnehmen."

Seit mehreren Tagen stand der Wagen des Prinzen regelmäßig zur selben Stunde vor dem Hause, welches Eberhard bewohnte. Man hatte es bereits in der Residenz bemerkt und fing an, davon zu sprechen. Irene, welche bisher nicht beachtet worden war, wurde nun Gegenstand der sorgfältigsten Beurtheilung von Seite der Frauenwelt. Eigentlich wußte Niemand genau über ihre Aeußerlichkeit Rechenschaft zu geben. Hie und da war sie vorübergehend gesehen worden. Der schlanke Wuchs, die blassen Züge, das stille, verschlossene Wesen, Zug für Zug wurde zusammengetragen, bis sich ein ideales Bild entwickelt hatte, bei welchem es für den Augenblick sein Bewenden haben mußte. Man tadelte den Geschmack des Prinzen. War man über Eberhards rasches Emporkommen erstaunt, nahm man es eben als eine politische Laune hin, so verurtheilte man diese, wie man glaubte rasch aufkeimende Leidenschaft des Prinzen für Frau von Wesendonk. Der Prinz, feurig, jung, rasch, sollte doch an jeder anderen Erscheinung mehr Gefallen haben, als an dieser nonnenhaft prüden Gattin eines Günstlings.

Doch war dem nicht so. Der Prinz hatte im Gegensatze zu vielen seiner Standesgenossen eine Hinneigung zu träumerischer Sinnigkeit. Er war

weder dem Felddienste geneigt, noch wollte er sich unter Büchern begraben. Aber er hatte eine schwärmerische Neigung Glückliche zu machen. Er sah Eberhard und Irenen, als die beiden ersten Glückswürfe, als die Frage seiner eigenen Regierungsschicksale im Beginne derselben an. Die Geschäfte konnten ihm nicht genügen. Sie mußten einen Beigeschmack erhalten, um ihm anziehend zu erscheinen.

Der Prinz begegnete dabei einem jener Entwicklungsstadien in Irenens Seelenleben, welches er sicher nicht zu beurtheilen wußte. Die Epoche des Liebelebens, die innige Herzenseinigung mit Idelette war abgelaufen. In Irenens Innerem hätte sich der goldene Faden vielleicht fortgesponnen. Es wehte der warme, poetische Hauch noch in den Briefen, welche sie an Idelette schrieb. Diese war selbst jedoch nüchterner, praktischer geworden. Sie vermied es, vielleicht mit Irenens Charakter vertraut, aus weiter Entfernung die wohlbekannte Exaltation der Freundin zu steigern. Viele Sorgen ganz materieller Natur lagerten auf dem Gemüthe der ernsten, strengen Idelette, ihr Inneres verschloß sich wie die Sensitive und was darin vorging, blieb Geheimniß der auf sich und ihre kluge Thätigkeit einsam Angewiesenen.

Irenens Verhältniß zu Eberhard hatte ebenfalls manche Wandlung erfahren. Lange Zeit hindurch hatte das Eigenthümliche Irenens Eberhard gefesselt. Er konnte sich nicht satt sehen an dem holden, milden Wesen, das wie eine Symphonie fortklang. Eberhard hatte früh genug bemerkt, daß er Irenen nicht in die Stürme seines Gemüthes, in die Gewitterbrände seiner oft zügellosen Leidenschaftlichkeit verwickeln durfte. Er fühlte, daß diese mondlichtartige Natur, diese blaßrosige, unentschiedene Färbung an Irenens Wesen ihm früher oder später lästig werden, daß eine Uebersättigung eintreten würde. Diesen Augenblick wollte er vermeiden. Daher die sorgsame Trennung der Gemächer, diese Gründung eines doppelten Heiligthums. Irene konnte Eberhard in dem Studiergemache belauschen, Eberhard sie am Arbeitstischchen überraschen, wenn Stimmung und leise Beobachtung den Gatten harmonische Momente zu bringen schienen. Eberhard konnte aber auch in aller Zurückgezogenheit grollen, brüten, sich verschließen, ohne daß Irene auch nur mit der Miene eines Vorwurfes ihn gestört hätte.

So hatte es Irene auch ursprünglich mit dem beginnenden Geschäftsleben Eberhards gehalten. Erst als sie sah, daß dieses immer bedeutsamere Formen annahm, zur Lebensfrage wurde, die Zukunft zu

beherrschen sich anschickte, sah sie, daß es nothwendig geworden sei, noch einmal mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüthes, wie eine verklärende Sonne hervorzutreten und die Verbindung der Gatten mit wahrem Seelenreichthume in diese neue Epoche von Eberhards Leben zu übertragen.

Sie suchte Eberhards Anschauungen über das, was nun nöthig geworden wäre, zu erlauschen, sie erbat sich den Rath über das Benehmen im Salon, in der Gesellschaft des Prinzen. Eberhard war in den Antworten sehr kurz. Er fing an, Irenen mit Schmeicheleien zu überhäufen, meinte Irenens geistvoller Tact werde den rechten Weg zu finden wissen.

Es war dieß eine Ablehnung, welche Irenen mit Kummer erfüllte. In die Unentschlossenheit, welche sich Irenens zunächst bemächtigte, fiel des Prinzen erster Besuch.

Der Prinz kam mit jener fürstlichen Unbefangenheit, welche Alles für ihr eigen hält, keinen Widerstand besorgt, Rücksichten, Hemmnisse nicht kennt. Das fröhliche, jugendliche Gemüth, die Erbtradition, welche selbst bei vernachlässigter Erziehung dem Prinzen innewohnte, das romantisch chevalereske der Erscheinung gewann nicht sowohl Irenen, als es sie entwaffnete. Sie lächelte nicht, sie grollte nicht, als der Prinz Tag für Tag erschien. Die

stillen, friedlichen Züge hätten in ihrer äußerlichen Gleichgültigkeit einen erfahreneren Besucher zurückgeschreckt. Der Prinz war noch nicht gewöhnt, die Hieroglyphen des Gemüthslebens zu entziffern. Er sah, fühlte, beurtheilte nur sich.

Irene mußte zunächst ihren kurzen und doch interessanten Lebenslauf noch einmal ausführlich erzählen. Den Prinzen fesselte zumeist ihr Aufenthalt in England.

„Wie weit liegt er hinter mir," antwortete ihm Irene. „Es sind verklungene Glockentöne des Mädchenlebens. Damals rang das Herz noch nach Formen des Gotteslebens, welche reich und exotisch der Entzückten, wie ein stilles, süßes Geheimniß, erschienen, das sie mit Niemanden zu theilen hatte. Jetzt hat das Leben seine rauhe Enttäuschung herbeigebracht und läßt für diese wählerische Sehnsucht keinen Raum."

Der Prinz griff nach einem Bande Geibel'scher Gedichte, welche auf dem Tische lagen und blätterte darin.

Dann wünschte er wieder, Irene möchte eine jener Beethoven'schen Piecen wiederholen, welche sie am ersten Theeabende gespielt.

Kaum war sie dazu bereit, so hielt sie der Prinz, dessen unstätes, flatterhaftes Haschen nach

Eindrücken, welche ihn interessirten, nur zu oft eintrat, zurück.

„Sie sind eine schöne Seele, Irene," sagte er hastig. „Ich erinnere mich genau der Bilder des Frauenlebens, welche Ihnen Madwig entwarf. Welches entspricht jetzt Ihrem Gefühle, Ihrer Geistesrichtung?"

Irene konnte das Lächeln nicht unterdrücken. Sie trug das Ideal der bleichen Gräfin Maria in sich; sie wagte, wollte es nicht aussprechen, obwohl es sich mit einem leise anklingenden Danke für die Erhebung in den Adelsstand verband.

„Sie wollen nicht sprechen," fuhr der Prinz fort. „Ich komme jetzt täglich. Das ist wohl sehr indiscret, lästig."

„Sie sollten reisen, Prinz, erwiderte Irene leise.

Der Prinz sah kummervoll auf sie hin. „Sie wollen mich wohl erinnern," erwiderte er, „daß das: „Zu spät" eine trübe Rolle in meinem Leben spielt. Auch für Reisen ist es zu spät, wie für die Universitätsstudien. Nun ich einmal vor das Land getreten bin, muß ich Ernstes, Großes vollbringen und erst im Schatten der neuen Aera kann ich das Versäumte nachholen. Ja, Irene, Sie sollen dabei die Egerie sein, Sie sollen in unseren stillen Beziehungen mir die Kraft geben, die Lücke nicht zu

fühlen, welche unverschuldetes und nicht zu entschuldigendes Versäumniß in mein Leben legte."

Irene war ernst geworden. „Die Freundin eines Prinzen zu sein, ist eine schwierige Aufgabe," erwiderte sie.

Der Prinz faßte rasch ihre Hände und hielt sie gewaltsam fest. „Sind Sie völlig glücklich, Irene?" frug er hastig und leidenschaftlich. „Erfüllt Eberhard Ihr ganzes Herz?"

Irene sah den Prinzen ruhig an. „Wenn ich nicht ganz glücklich wäre, wenn in meinem Leben eine Lücke bleiben sollte, Prinz — was sich daraus ergäbe, gehört einsamer Betrachtung — der Einsamkeit und ihrem lohnenden Glücke."

„Glauben Sie, daß Eberhard glücklich ist?"

Irene zuckte und bedeckte das Gesicht mit den schmalen weißrosigen Fingern.

„Wenn er es nicht wäre," erwiderte sie, „müßte ich mich für verurtheilt halten."

„Sie würden aber dem Geschäftsmanne die Zerstreuung, die Schule nicht entziehen, deren er bedarf," drängte der Prinz.

Irene verstummte. Sie fühlte die Willkühr, welche leise aus den Worten des Prinzen tönte, unentschieden und doch schon vorhanden sich in seiner Brust regte.

„Ich werde morgen wieder kommen," rief ihr der Prinz lächelnd zu und schied.

Irene setzte sich gedankenvoll an ihren Schreibtisch und stützte das kleine Haupt in die bleiche Hand. Wolken des Kummers, der Sorge zogen über ihre schöne Stirne. Sie war entschlossen gewesen, den Prinzen zu ertragen, sie hatte sich einige leichte Grundzüge der Beziehungen, des Benehmens gegen ihn entworfen. Ein wahres, warmes Interesse, Sympathien fühlte sie nicht für ihn. Sie sah stumm vor sich hin. Im Interesse Eberhards mußte sie den Prinzen nicht allein ertragen, sondern auch in freundlicher Stimmung zu erhalten suchen — und nun war eine leise Anspielung gefallen, daß er ihr Eberhard entziehen könnte. Sie hatte geglaubt, mit ihrem warmen Herzensleben diese Verhältnisse in die Harmonie des früheren Stilllebens einflechten zu können. Sie sah neue Prüfungen, Stürme heraufziehen. Die Aufgabe reichte über ihre Kräfte. Sie faßte nur einen Entschluß — als schuldloses Opfer, ohne Klage und Vorwurf zu unterliegen. „Vielleicht," sagte sie sich bitter lächelnd, — „reiht sich mein kurzes Dasein an jene Erinnerungen, welche ich so hoch und hehr hielt, in welche ich mich so oft zurückdachte. Eines konnte ich bisher nicht hoffen, statt der Nachbildung — Urbild zu

werden. Und wenn es nun doch würde! Es würde der Immortellenkranz sein, welcher sich auf ein vollendetes Dulderleben legt.“

Der Prinz hatte Eberhard von dem räthselhaften Flugblatte erzählt; es bedurfte nicht der sich häufenden Berichte Heik's über Reiligraths geheime Thätigkeit, um diesen als den Urheber desselben errathen zu lassen. Daß Gustel mit ängstlicher Hast es Theonen zu entreißen gesucht, war Eberhard nahebei ein sicherer Beweis, daß das Mädchen, welches in inniger Freundschaft an Johanna hing, den arglosen Blick in die geheimnißvolle, düstere Thätigkeit des unversöhnlichen Gegners gesenkt. Eberhard sah besorgt Gefahren für Reiligrath immer drohender heraufsteigen. Das Unternehmen erschien ihm nutzlos. Die Bevölkerung der Residenz und des kleinen Ländchens konnte doch nie den Anhaltspunkt zu ernsten Unternehmungen abgeben, immer nur das Ergebniß sein, daß Reiligrath das Opfer seines an Verzweiflung grenzenden Muthes würde.

Dieß gab Eberhard selbst die Kraft dem verlorenen Freunde gegenüber noch, wie aus weiter Ferne, die Rolle eines schützenden, weiseren Genius zu spielen. Er hoffte Johanna ganz für seine Anschauungen zu gewinnen, durch sie den Gatten, wenn auch nicht von den betretenen Pfaden abzulenken

doch vom Aeußersten zurückzuhalten, vorläufig ihn zu überwachen. Er schrieb ihr einige Zeilen, er bat sie, ihm den Ort anzugeben, wo er sie ohne Zeugen sprechen könne.

Johanna antwortete ebenso kurz und gab die Wohnung des Gewürzwaarenhändlers und die Abendstunde, als Ort und Zeit der Zusammenkunft an. Wie seltsam war Eberhard bewegt, als er den Brief las, die einsame, nächtige Löwenstraße durchschritt. Hier hatte der Roman seines neuen Glückes begonnen, der Ritt des Prinzen durch diese Straße die alte und neue Zeit in dem Ländchen geschieden, den tief verborgenen Ideen, welche Eberhard hegte, die leise Hoffnung des Hinaustretens in das stürmisch bewegte Leben erschlossen.

Eberhard fand Johanna harrend in der matt erleuchteten Stube. Sie war bleicher als sonst. Die dunklen Haarflechten hingen halb aufgelöst herab, der Kopf sank wie müde auf die beunruhigte Brust.

„Johanna,“ sprach Eberhard sie freudig erregt an. „Sie sind gekommen!“

„Mußte ich nicht!“ erwiderte Johanna düster und entzog Eberhard die Hände, nach welchen dieser leidenschaftlich gehascht hatte.

„Sie mußten nicht, Johanna,“ antwortete ihr Eberhard fast bittend. „Sie konnten mit Ihrem

Gatten stolz den Weg des Widerstandes, der Verschwörung, des Verrathes gehen. Vielleicht erreichten Sie mit ihm ein Ziel, welches die Glorie der äußersten Aufopferung umfloß, vielleicht standen Sie zuletzt mit ihm vor Deutschlands Augen als die Gerechten, die Ausharrenden, vielleicht gelang es Ihnen, mich mir selbst gegenüber unmöglich zu machen."

Johanna antwortete nicht.

„Haben Sie keine Antwort für mich?" drängte sie Eberhard.

„Reiligrath ein Verräther!" betonte Johanna vorwurfsvoll.

Eberhard zuckte zurück. „Wir wollen uns setzen," sprach er leise und rückte die Stühle so nahe aneinander, daß er Johannas Athemzug belauschen, ihn in seine Brust aufnehmen mußte. „Es gibt Worte," fuhr er fort, „ich gebe es Ihnen zu, welche wie zweischneidige Messer sind. Vielleicht nennen die Freunde Ihres Gatten mich Verräther. Jede Partei hält sich für die beste, vollkommenste, welche die wahre Mission in sich trüge. Jede Partei, der Staatsmann, wie der Flüchtling leben sich so sehr in ihre Anschauungen ein, daß der eine, wie der andere das Entgegengesetzte verdammt. Das will ich eben vermeiden. Ich will nicht in's Extreme

verfallen, meinen Ausgangspunkt nicht verlieren. Dazu sollen Sie mir behülflich sein."

Johanna sah ihn starr an.

„Ja, Sie, Johanna!" fuhr Eberhard leidenschaftlich fort. „Sie, meine Germania, das leuchtende Bild, das mein Gedächtniß nie verließ, die mahnende Göttin, welche mich an die Nation nicht vergessen läßt, welche mir das höhere Ziel vor Augen hält, das über persönlichen Interessen nicht vernachlässigt werden darf. Johanna! Meine Bemühungen sind redlich. Das Land, dessen Geschicke ich fast ausschließend in Händen habe, ist kein großes. Es verträgt den Sturm der Parteien, die principiellen Conflicte nicht. Ich verlange von Ihrem Gatten nicht, daß er sich vor mir beugen, daß er seinen Grundsätzen untreu werden soll. Wenn er jedoch so gegen mich zu arbeiten fortfährt, wie ich glaube, daß er es jetzt thut, nützt er nicht sich, nicht seinen Freiheitsideen, sondern der zurückgedrängten Partei der Regentin Mutter, der Partei des Stillstandes, der absoluten Gewalt."

„Herr von Wesendonk," erwiderte Johanna mild, „Sie vergessen, daß Sie nur die Gattin Reiligraths und nicht seine politische Parteigängerin vor sich haben, die trauernde, besorgte Gattin, welche seit einiger Zeit von dem Vertrauen, das sie sonst

genoß, ausgeschlossen, nur Befürchtungen äußern, nicht Mittheilungen machen kann."

„Doch, doch," fuhr Eberhard dringend fort. „Sie müssen mir sagen, was Sie wissen, ich kann sonst Reiligrath nicht beschützen."

Auf Johannas Stirne traten kleine Perlentropfen. Sie rang fast die Hände. „Die Verrätherin des Verräthers nach Ihren Begriffen," erwiderte sie tonlos.

„Nein! die Beschützerin ihres Gatten und seines Freundes," bekräftigte Eberhard lebhaft.

Johanna besann sich. Allmälig schien ihr, was Eberhard ihr sagte, wahrer, vortheilhafter für Reiligrath, als das Schweigen. Was konnte sie auch erzählen, mittheilen. Daß Reiligrath sich fast jede Nacht meist in Begleitung Franke's entfernte, dann in den Morgenstunden heimkehrend — noch am Pulte arbeite — und sichtlich zum Schatten schwinde, welcher bald bleich, todeskrank, gebrochen vor dem Hahnenrufe in die Tiefe sinken würde.

Johanna erzählte, sprach abgebrochen, nie Pausen. Eberhard lauschte ihren Worten. Franke, dieser Name, diese Persönlichkeit fehlte in Heiks Berichten. Das fiel ihm auf. Er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Johanna schwankte — da sie

aufstehen wollte. Eberhard zog sie einen Augenblick an seine Brust.

„Johanna," sagte er feierlich, schmerzlich bewegt. „Warum konnte ich Sie nicht auf meinen Lebenswegen finden. Wie eine Morgensonne wären Sie über denselben aufgegangen, einen dauernden, hellen, fruchtbringenden Tag heraufführend, welcher Saat, Reife, Aernte, Arbeit und Lohn in sich getragen hätte. Alle Quellen meiner Seelenkräfte wären aufgebrochen, um diese goldenwogenden Aehren groß zu ziehen. Seligkeit wäre es mir gewesen, ein Dasein an Ihrer Seite zu gründen, ein Dasein, hehr, golden, verklärt auf Erden, wie eine noch nicht entdeckte neue Kirche des Lebens. Nicht Ehrgeiz, nicht Ruhm, Stellung, nur der Menschenberuf in seiner schönsten Unmittelbarkeit hätten mich geleitet."

Eberhard sprach so warm, so bewegt, daß Johanna sich für kurze Augenblicke dem Traume hingab, ihn fast mit Eberhard theilte. Statt des wildleidenschaftlichen, kränkelnden, ihr selbst gefahrbringenden, den Lebensunterhalt erschwerenden Reiligrath, die glänzende Erscheinung Eberhards voll Feuer, Kraft, Hoffnung. Gleich darauf machte sie sich jedoch wieder die bittersten Vorwürfe. Sie war zu sehr mit Reiligrath in dem tiefsten, innigsten

Leben verwachsen. Eine Trennung war nicht einmal durch den Tod denkbar. Sie war ihm verbunden, bis in die schwärzesten Loose.

„Johanna," nahm Eberhard wieder das Wort. „Sie können mich nicht mehr verlassen. Sie werden jetzt freiwillig, eine Freundin wiederkommen, wenn ich dessen bedarf. Sie werden" —

„Den Gatten schützen, wie ich muß," sprach sie geheimnißvoll und düster.

„Sie schützen ihn, indem sie mir vertrauen," rief Eberhard der rasch Enteilenden nach.

Theone hatte dem Wunsche des Herrn von Berlepsch willfahrt und ihren eleganten Salon zum Vereinigungspunkte von Gleichgesinnten, der Gegner Eberhards erhoben. An Nachmittagen, wenn die sinkende Sonne ihr Gold durch die hohen Fenster streute, versammelte sich ein enger Kreis, welcher wie meist die von politischer Thätigkeit Entfernten sich mit Wiederholung des schon oft Erörterten oder allgemeinen Hoffnungen unterhielt, welche einem Unbefangenen wohl kaum genügt hätten. Dann war Gräfin Theone wohl die wenigst Befangene. Auf den bleichen Zügen lag oft der Ausdruck von Kummer, welcher die Strenge derselben milderte. Theone sprach selten und wenn sie die meist langen Erörterungen unterbrach, geschah es meist nur, um

einen frischeren Ton, annähernd Heiterkeit in das Gespräch zu bringen. Auch dießmal schlich sich dieselbe Ermüdung ein. Sydow hatte sich eingefunden und saß neben Oberst Gustavson. Herr von Berlepsch hatte soeben die Maßregeln des Prinzen, die Einberufung einer verfassunggebenden Versammlung durch Urwahlen der schärfsten Kritik unterworfen. Er hatte bei der Vertreibung der Stuarts begonnen, England als den Kessel bezeichnet, in welchem der betäubende Hexentrank seit Jahrhunderten gebraut werde, welcher Völker und Monarchen betäube, berausche, Deisten, Encyclopädisten, Freimaurer und Sectirer in ein Verdammungsurtheil verwickelt und für jede Form der menschlichen Thätigkeit, des Denkens und Strebens das Festhalten am Gegebenen, an der Autorität, an dem von Oben Festgestellten als maßgebend bezeichnet.

Der Eifer, mit welchem Herr von Berlepsch das oft Gesagte wiederholt hatte, als ob es ganz Neues, nie Aufgestelltes wäre, entlockte Theone ein leichtes Lächeln. Die Abendsonne umgoß die hohe, stolze Gestalt mit rosigen Lichtern. Das dunkelgrüne Seidenkleid schimmerte im düsteren Lichte. Es lag über Theonen etwas unheimlich Schattenhaftes, das verbunden mit der Verschlossenheit des

Charakters eine große Ueberlegenheit ihrer Umgebung gegenüber nicht verkennen ließ.

„Ihre Theorien und frommen Wünsche," sagte Theone bedächtig, sich gegen Herrn von Berlepsch wendend, „sind von den Zeitereignissen längst überflügelt. Was hilft es, darauf zurückzukommen, sie in ein rosiges Licht zu stellen, wenn die Gegenwart sie nicht mehr anerkennt. Die Zeit ist praktisch. Wir müssen es auch sein, weil wir in ihr leben. Unsere Aufgabe kann nur sein, einen kleinen Kriegsrath abzuhalten und das darin Festgestellte mit Ausdauer, Besonnenheit, Vorsicht durchzuführen."

„Einen Kriegsrath abzuhalten," wiederholte Gustavson billigend. „Das ist eine Aufgabe, welche ich unter meinen besonderen Schutz stelle. Sie werden als Amazone an demselben theilnehmen, Theone."

Die Gräfin überhörte den Scherz.

Wir müssen damit beginnen," fuhr sie fort, „uns die Charaktere klar zu machen, mit welchen wir zu verkehren haben, — dann die Richtung aufzufinden, in welcher wir entweder denselben entgegentreten oder sie benützen wollen."

„Ganz richtig," fiel Herr von Berlepsch ein. „Zunächst der Prinz."

„Der Prinz," unterbrach ihn Theone, „muß außer dem Kreise der Erörterung bleiben. Soll das kleine Staatsleben nicht ganz zu Grunde gehen, so müssen Grundlage und Spitze desselben und diese vereinigen sich doch im Erbfolger, unberührt bleiben. Wir haben es daher zunächst mit Herrn von Wesendonk zu thun, welcher sichtlich immer mehr darnach strebt, das vorhandene, geringe Maß von Einfluß ganz in seinen Händen zu vereinigen."

„Es vergeht kein Tag, an welchem er nicht seine Geschäftsunkenntniß glänzend bekundet," fiel Herr von Berlepsch abermals ein.

„Geschäfts-Unkenntniß," erwiderte Theone lächelnd, „man würde sie verzeihen, durch einen Untergebenen ersetzen, wenn Herr von Wesendonk ein Mann von Genie wäre. Man würde ihn als solchen sogar ertragen, die Stellung des Günstlings erträglich finden, vielleicht die romantische Lage der Dinge mitgenießen."

„Herrn von Wesendonk mangelt leider im Gegentheile Alles, was zu einem Günstlinge gehört. Er ist keiner Erhebung fähig. Die Leidenschaft, welche ihn bisher trug, verglüht allmälig in seinem Inneren. Er neigt sich dem Gemeinen zu. Sein Verkehr mit Frau Reiligrath ist längst bekannt.

Er wird seiner Zeit einen Anhaltspunkt geben, ihn als unverläßlich, zweideutig zu verdächtigen.

„Der Prinz dürfte seiner bald überdrüssig werden,“ warf Sydow hin.

„Ich fürchte, daß dieß nicht so bald eintreten wird,“ erwiderte Theone bedächtig. „Der Prinz hat eine gewisse Hartnäckigkeit in sich, welche ich sogar als zweckmäßig anerkennen möchte. Er fürchtet den Wechsel, er will das einmal Begonnene auch bis zu einem gewissen, greifbaren, sichtbaren Ziele führen, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, zu entschuldigen. Dann fesselt ihn Irene. Die bleiche, nervös leidende Frau mit ihrer spröden Hingebung interessirt den Prinzen mehr als eine offen eingestandene Leidenschaft.“

„Wir haben es also mit dem Ehepaare Wesendonk zu thun,“ spottete Herr von Berlepsch.

„Wir haben es mit dem Staate, dem Lande, mit den Interessen desselben, mit den Interessen der Dynastie zu thun,“ fuhr Theone fort. „Der Prinz wird mit der Zeit noch zu uns zurückkommen. Er muß dann erkennen, daß wir seine wahren Freunde waren, er muß mit Dank im Herzen zu uns zurückkommen. Herr von Wesendonk selbst wird uns dazu behülflich sein. Sein Dilettantismus, die Sucht des Eindringlings, durch Neuheit, Sonderbarkeit der Ideen

zu glänzen, wird es dahin bringen, ihn als das Haupt einer Partei des Auslandes bezeichnen zu können, gegen welche die Tradition, der Instinct des Landes, die richtig verstandenen allgemeinen Interessen sich erheben werden. Irene wird durch ihre Zurückhaltung den Prinzen bald ermüden."

„Wir haben eben die Stelle einer Aebtistin zu besetzen," scherzte Sydow. „Sie kennen das adelige Damenstift, welches den Namen des Katharinen-stiftes trägt" —

„Man hat mir die Ehre erwiesen, mich zu diesem Ehrenamte zu berufen," erwiderte Theone, sich leicht verbeugend. „Ich sollte an die Spitze dieser alternden Damen treten und die nichts weniger als lebensfrische Gesellschaft überwachen und leiten. Der Gedanke ging vom Prinzen aus, welcher es als ein einfaches Mittel ansah, mich zu beseitigen."

„Wie nun," frug Sydow lauernd — „wenn man die Sache umkehrte, und Irenen dafür zu interessiren bestrebt wäre?"

„Was soll dann mit Eberhard geschehen?" frug Theone streng.

„Sie sehen seinen Sturz ja ohnehin als gewiß an," erwiederte Sydow.

„Ich bin nicht so grausam, als Sie es annehmen," erwiderte Theone fast melancholisch. „Ich betrachte es als ein Unglück, daß der Prinz seinen Regierungsantritt durch Unvorsichtigkeiten bezeichnete, daß Herr von Wesendonk ihm möglicher Weise für längere Zeit das Vertrauen des Landes, der befreundeten Regierungen entziehen könnte. Wozu dann auch noch Familienunglück herbeiführen, zu dem ohne unser Zuthun ohnehin der Keim gelegt ist. Herr von Wesendonk und seine leidende Gattin verstehen sich schon lange nicht mehr. Begnügen wir uns, den Antheil am allgemeinen Unglücke zu beschwören, welcher uns droht, ohne die Anderen drohende Gefahr zu erhöhen."

„Ganz recht," erwiderte Herr von Berlepsch. „Aber der Kriegsplan?"

„Er besteht einfach in ruhiger Betrachtung der sich rasch entwickelnden Verhältnisse, treuem Festhalten am Prinzen und unseren Principien. Das Uebrige lenkt der Zufall, reift die Zeit."

Die Residenz schmückte sich an einem schönen Junimorgen in festlicher Weise. Es lag dieß außerhalb der Strömungen der Zeitgeschichte, welche farblos, ohne sonderliches Ereigniß verlief. Die prachtvollste Ausschmückung hatte der Residenzplatz erfahren. Die theuren deutschen Farben, die Landesflag-

gen, die Landesfarben aller deutschen Länder und Ländchen wogten und wehten in leisem Lufthauche. Reiches Tannicht und Laubwerk zog sich an den Häusern dahin. Auf hohen Piedestalen waren die Büsten Arndt's und Jahn's, lorbeerbekränzt aufgestellt. In den engeren Straßen gestaltete sich das Bild noch anziehender. Der Flaggenschmuck, das Laubwerk reichten zeltartig ineinander. Hie und da konnte man in Prosa und Versen Inschriften in großen, bunten Buchstaben lesen. Sie galten der Wiedergeburt der Freiheit, begrüßten das theure, große, deutsche Vaterland und die Vertreter des Ländchens, deren Zusammenkunft der Prinz mit festlicher Rede heute eröffnen wollte.

Die Bewohner der Residenz waren dem festlichen Impulse gefolgt. Sie erschienen in den Frühstunden in Feierkleidern. Musik fand sich auf dem Residenzplatze ein, Marktbuden erschlossen sich, ein heiteres, frohes Leben entfaltete sich. Man bemerkte unter den geputzten Gestalten, der jubelnden Menge zwei Menschen, welche fast scheu und besorglich die Bilder des Freudentages betrachteten. Es war Reiligrath, welcher auf Franke gestützt, hervorgekommen war, die Stimmung der Bevölkerung zu ergründen. Franke war äußerst elegant gekleidet. Der schwarze Frak, die weißen Beinkleider, der feine,

glänzende Hut, die weißen Handschuhe gaben ihm das Gepräge eines Diplomaten. Franke fühlte sich ganz in seinem Elemente. Er versicherte Reiligrath, daß er eigentlich der höhern Gesellschaft angehöre, unter angenommenem Namen lebe, viel mit Diplomaten verkehrt habe und nur nach monatelangen Mühen, eines sicheren Erfolges gewiß sei.

„Wir sind schon fast am Ziele“ flüsterte er Reiligrath zu. „Die Bühne erweitert sich, die Parteiung tritt ein. Wir können uns offen zeigen.“

Reiligrath war anständig, jedoch ärmlich gekleidet. Das bleiche abgehärmte Antlitz trug den Ausdruck des trotzigen Widerstandes an sich, welcher Reiligraths Seele nie verließ. Das blasse, durchsichtige, müde Auge sah mit grollendem Blicke auf die festlich bewegten Gruppen.

Er drückte leise Frankes Arm. „Ich habe eine neue Parole erhalten“ flüsterte er ihm zu.

„Welche“ frug Franke.

„Die Partei des Auslandes“ antwortete Reiligrath. Der Brief ist ohne Unterschrift, die Schrift zierlich, wie die früheren Mittheilungen. Warum sind diese nun unmittelbar an mich gerichtet. Warum umgeht man Sie?“ frug Reiligrath besorgt.

„Ich glaube, daß man sich Ihnen zu nähern wünscht“ antwortete Franke. „Es ist kaum zu zwei-

feln, daß Sie in Bälde einen hohen Gönner entdecken dürften, welcher sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen bestrebt ist.“ —

„Einen Gönner!“ grollte Reiligrath durch die Zähne. „Habe ich einen gesucht? Ein Gönner! Ich werde ihn nicht ertragen. Mich drückt das Joch jedes Einflusses. In der Einsamkeit, in der Stille, in der Dunkelheit mag man es hinnehmen. Wenn er sich zeigte — wenn er mir, mit frecher Offenheit auftretend, den Stempel der Sclaverei aufdrücken wollte“ — Reiligrath versagte die Stimme.

Franke sah ihn aufmerksam an. „Ihr Ungestüm“ erwiderte er „wird nicht allein Ihnen, sondern auch mir das Spiel verderben. Vergessen Sie das nicht.“

Ungeheurer Jubel, Zuruf, Tücherschwenken unterbrachen Franke. Es war mit der Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung des Ländchens auch ein Schützenfest verbunden. Aus benachbarten Gebieten hatten sich büchsenbewehrte Gäste eingefunden. Sie versammelten sich auf dem Residenzplatze. Schranken waren gezogen, innerhalb welcher sie sich aufstellten.

Eine laubgeschmückte Tribune war an einem Ende derselben aufgerichtet. Flaggen wehten, die

Musik spielte Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland" zweimal unter stürmischer Begeisterung.

Reiligraths Auge haftete auf der Tribune mit grünfunkelndem Grollesblicke. Er erwartete eine ihm feindliche, widerstrebende Gestalt, auf derselben erscheinen zu sehen. Milde Freude übergoß den matter werdenden Blick, als Gustav in deutscher Studententracht, das dreifarbige Band um die schlanke Gestalt geschlungen, dieselbe betrat. Man hatte den Dichter des Festspieles: „Germania" zum Redner bestimmt.

Gustav sprach mit heller, weittönender Stimme. „Ich knüpfe an das verklingende Lied an," sprach er: „Es sucht des Deutschen Vaterland. Kann diese Frage noch gestellt werden? Ist es möglich mit deutscher Zunge, deutschen Lippen das heilige, hehre Wort auszusprechen, ohne daß die Antwort darauf gegeben wäre, müßten alle Adern das letzte Herzblut dafür vergießen, der Kinder und Frauen Athemzug dafür vergeudet, das Höchste und Letzte dafür hingegeben werden. Das deutsche Vaterland! Wo ist es? Tragen wir es nicht in uns, in unserem Bewußtsein, in unserer Bruderliebe, in unserer mannhaften Wehrkraft. Wir, wir selbst, die wir uns treuherzig in die Augen blicken, die Hände reichen, die Seelen verschwistern, wir sind des Vaterlandes

Stützen, das Vaterland selbst, wir bilden es geistig und lassen uns den Boden nicht entreißen, auf welchem wir seine Grenzen — das ganze Deutschland — einzeichnen. Das ganze Deuschland muß es sein, mit seinen Flüssen, Wäldern, Städten, mit Arm und Reich, mit allen Ständen, Jung und Alt, Hoch und Niedrig, liebumflossen, — von Hingebung durchglüht und hingerissen."

„Wo ist Deutschland's Feind und Gegner? Wo sind die trennenden Mächte? Stehen sie an Frankreichs Grenzen? Ueberschattet sie der nordische Adler? Hindert uns der neu gekräftigte Südländer? Was soll, was darf uns hindern, wenn wir einig, stark im Willen sind? Der innere Feind — ich nenne ihn und er verschwindet. Wie Schatten vor dem Tagesanbruch versinkt er, wie einst der dunkle Nachtgeist von dem Kreuzeszeichen fühlt er sich gebannt. Ich gehe von Land zu Land, von Schloß zu Schloß, von Hütte zu Hütte, Germanias Namen auf den Lippen, wer wagt zu sagen, daß er der hehren, großen Völkermutter Feind und Gegner sein will."

„Deutschland ist stark, einig, groß, wenn es wagt sich zusammenzufinden. Wir brechen die Fesseln des Argwohns, der Entfremdung, der Trägheit. Wir öffnen nur den Mund. Der gleiche Wohlklang

der Sprache entzückt uns. Können wir uns anders als Brüder — geeinte, untrennbare Brüder nennen! Kampfesmuthig voran, — zu Sieg und Tod — mit entfalteten Fahnen, die Edlen von Blut und Gesinnung als Führer — Führer des Heeres deutscher Brüder und bald ist die alte Herrlichkeit wiedergefunden, Germania, strahlenumflossen, segnet ihr theures, herrliches Volk!" —

Begeisterter Zuruf unterbrach Gustav. Tücher wehten, Hüte ohne Zahl wirbelten durch die Luft, Salven knallten.

Reiligrath sah stumm vor sich hin. „Kinderspiel im Herzen — das Vaterland auf der Zunge" sprach er trübe vor sich hin und zog Franke in das Residenzschloß, wo unmittelbar darauf die Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung durch den Prinzen stattfinden sollte.

Eine Loge für den Hof war eingerichtet worden. In dem engen, purpur ausgeschlagenen Raume hatte die Gräfin Theone im Vordergrunde, neben ihr Herr von Berlepsch in voller Uniform Platz genommen. Oberst Gustavson stand hinter Theonens Stuhle.

Theone sah aufmerksam auf die Versammlung. Sie mochte an fünfzig Abgeordnete in sich fassen. Die meisten waren in elegantem Gesellschaftskleide erschienen.

Herr von Berlepsch gab sich alle Mühe, Theonen die ihm bekannten Abgeordneten zu bezeichnen, ihre Verhältnisse, so weit er sie selbst kannte, zu entwickeln.

„Dieser dicke Herr," sagte er „mit der Glatze und goldenen Brillen, runden, man könnte sagen, fetten Augen, welche wie matte Kugeln in die Welt glotzen, ist ein Landwirth, welcher vor einigen Jahren den Versuch machte, spanische Schafe zu akklimatisiren, sein Geld dabei verlor und dann Unterstützung vom Hofe verlangte. Ich habe sie ihm abgeschlagen" fügte er mit triumphirend, spöttischem Lächeln hinzu. — „Der Nächstfolgende, welcher sich ihm näherte," fuhr Herr von Berlepsch fort, ohne zu bemerken, daß Gräfin Theone ihm eine kaum oberflächliche Aufmerksamkeit widmete, „ist der Buchhändler Otto hiesiger Residenz. Ich glaube er hat einmal eine Brochüre über Glaubersalz veröffentlicht, welche unser Landwirth abfaßte und dafür von der Ackerbaugesellschaft die goldene Medaille als Prämie für gemeinnützige Schriften erhalten wollen. Das habe ich auch hintertrieben." Herr von Berlepsch lächelte abermals vergnügt vor sich hin.

„Dort in der Ecke versammeln sich ruhige, friedliche Erscheinungen, welche Grund- oder Hausbesitzer ohne Neigung zu kostspieligen Experimenten und Ver-

fassung von Brochüren zu sein scheinen. Daraus bildet sich die compacte verläßliche Majorität, mit welcher der erfahrene Staatsmann nützliche Gesetze zu vereinbaren versteht."

Herr von Berlepsch zeigte durch sein perfides, kaltes Lächeln, daß er den letzten Satz auf sich beziehe.

Theone erblaßte und sah scheu vor sich hin. Reiligrath und Franke waren in der entgegengesetzten, dem Publikum bestimmten Tribune erschienen.

Herr von Berlepsch, welcher es bemerkte, schwieg einen Augenblick.

„Sie sind sehr allgemein in Ihren Betrachtungen," fiel Theone ein, als er seinen Vortrag fortsetzen wollte. „Wissen Sie, womit ich mich beschäftigt habe, während Sie in den Tag schwätzten?"

Herr von Berlepsch sah demüthig vor sich hin während Theone dankte. Sydow, welcher ebenfalls gewählt worden war, hatte sie von seinem Sitze aus gegrüßt.

Herr von Berlepsch biß sich in die Lippen. „Daß Sydow gewählt wurde" sprach er langsam, indem er die Augenbrauen verzog, „ist ein Zeichen, daß er das Vertrauen der Conservativen besitzt, daß es noch Conservative im Lande gibt. Sie werden vorläufig in der Opposition sein. Ich

wünschte, Sie könnten errathen, wer den Führer dieser Partei abgeben wird."

Herr von Berlepsch sah mit funkelnden Augen vor sich hin. „Meine Stellung erlaubte mir nicht, mich zur Wahl zu melden," schloß er lebhaft, — „sonst hätte ich mir diese Ehre sicher nicht entgehen lassen."

Theonens Aufmerksamkeit war auf einen einzeln Eintretenden gefallen. In mittleren Jahren, noch schlank, hatte derselbe einnehmende, scharf ausgeprägte, unverkennbar aristokratische Züge. Die etwas eingefallenen Wangen, die lange Nase, das ovale Gesicht, das dichte, vom Scheitel auf beiden Seiten herabfallende schwarze Haar, das dunkle, brennende Auge in etwas eingesunkenen Kreisen — es sprach das geniale Wesen eines Denkers aus dem Allen.

„Herr von Welsheim," sagte Herr von Berlepsch fast laut, „mein Freund Welsheim, Gutsbesitzer, Tory vom reinsten Wasser, weitgereist, hat eine aristokratische Engländerin zur Frau, liest stets Boz Dickens — Feder und Zunge gleich spitz." —

Die Flügelthüren des Saales flogen auf, die Abgeordneten eilten auf ihre Plätze, Gesellschafts-Cavaliere traten ein — Eberhard in Uniform — der Prinz schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust folgten.

Nach lebhaftem Zurufe las der Prinz die Eröffnungsrede. Seine Stimme war bewegt.

Die deutsche Nation, so hieß es darin sei auch in großen Entscheidungen fast nach innerem Wesen und heilbringender Fügung nicht selten von geringen, unscheinbaren Anfängen ausgegangen. Nicht immer habe die Krone der Staufen, das Schwert der Zollern vorgeleuchtet. Ein einsam lebender Mönch, der Sohn eines Bergmannes reifte die riesige, welterschütternde Idee der Reformation. Die Kleinstaaten bargen Hochschulen, welche ein Asyl der Geistes- und Lehrfreiheit abgaben. Man habe nicht zu befürchten, daß die geistige Bewegung, welche in diesem Lande anbrechen wolle — ein Sturm in einem Glase Wasser genannt werden müsse. Die Stadt, deren innere Bewegung der französische Freidenker so bezeichnete, habe der neuen Welt die Lehre ihrer ersten Staatsgründer gegeben, sei jetzt noch ein Brennpunct der edelsten Geistesentwicklung. Eine Fahne zu erheben, bedürfe es nur e i n e r kräftigen, starken Hand. Dann schauten Tausende auf das einmal aufgepflanzte Panier. So verstehe er, der Prinz, diesen feierlichen Act. — Wenige stünden zu ihm in der Morgenstunde des Rütli. Einmal die Sonne aufgegangen, werde die deutsche Nation auf den anglühenden Bergpunkt junger Freiheit blicken.

„Ein Träumer mehr“ murmelte Reiligrath unverstanden in den Jubel, womit die Versammlung und die Tribunen den scheidenden Prinzen entließen. — Er hörte nicht mehr, als Eberhard den Verfassungsentwurf mit einigen einbegleitenden Worten vorlegte. — „Eine neue Parole“ flüsterte er schneidend Franke in's Ohr. „Diese Halbheiten morden die Freiheit. Wozu ein neues Grab. Es entheiligt nur das erste.“ —

Spät am Abende eilte Eberhard durch die Löwenstrasse, Johanna aufzusuchen. Noch hingen die Flaggen in die tiefe Dunkelheit, noch duftete das Tannicht. Eberhard war, als athmete er berauschende Würze. Das Bild des bewegten Tages trat ihm vor die Seele, Er sah wie in eine Zaubernacht, welche ihm seinen Sieg in magischen Bildern noch einmal zeigte. Gustel erwartete ihn auf der Schwelle. Ihr Auge leuchtete. Sie fiel Eberhard fast um den Hals. Er errieth den Ungestüm des Mädchens. Dießmal feierte Alles den Prinzen, dießmal konnte nur ein Gefühl der Huldigung sein. Eberhard ließ sich vorübergehend täuschen. Er glaubte, Johanna müsse in derselben Stimmung sein, er eilte auf sie zu.

Das Gemach war schwach erhellt. Johanna saß in der Ecke tief gebeugt. Die Züge, bleicher als sonst, trugen den Ausdruck tieferen Kummers. Eber-

hard ergriff ihre Hände, hielt sie lange schweigend fest und sah ihr in die trüb geweinten Augen.

„Ich verstehe Sie Herr von Wesendonk,“ begann Johanna zögernd. „Sie sind trunken von Glück, Sie stehen auf einer sonnigen Höhe und wollen den Widerglanz Ihrer Seligkeit in Jedem finden, welchen Sie begegnen.“

„Nein Johanna“ erwiederte Eberhard ruhig „ich bin nicht geblendet von einem leicht errungenen Erfolge. Die Schwierigkeiten beginnen erst. Aber ich hoffe — auf Gerechtigkeit.“

Ein leises Lächeln glitt an Johannas Lippen vorbei. Sie sah ihn mit dankbarem Ausdrucke an. „Ich habe nicht umsonst auf Sie vertraut“ erwiederte sie. „Sie selbst sind gerecht. Möge Ihnen auch Gerechtigkeit dafür zu Theil werden. — Denn Sie erwarten sicher nicht“ — Johanna wandte das Haupt ab, um ihre Thränen zu verbergen.

Eberhard glaubte sie zu verstehen. Er drückte ihr die Hand, er zog die leise Nachgebende näher an sich. „Sprechen Sie Johanna,“ sagte er tröstend. „Von Ihrem Munde ist das Verletzendste noch erträglich.“

Johanna faßte Muth. Sie sah Eberhard klar, offen an. „Ja,“ antwortete sie „Herr von Wesendonk, ich will Ihnen Alles, Alles sagen. Sie er-

warten Versöhnung, Anerkennung, Gerechtigkeit. Ihr Erfolg hat nur Haß, blinden Haß, zügellose Leidenschaft geweckt. Wenn Reiligrath bis jetzt einer idealen Anschauung der Freiheit huldigte, sich von ihr leiten ließ, wird er jetzt Alles annehmbar finden, das seiner Feindschaft gegen Sie einen Ausdruck geben kann."

Eberhard sah schmerzlich vor sich hin. „Und was werden Sie beschließen, Johanna?" frug er gedrückt.

Johanna richtete sich auf und sah Eberhard mit leuchtendem Auge an.

„Es gibt ein Wort," sprach sie dann tonlos „welches man leicht ausspricht, ohne zu erwägen, wie viel daran hängt. Es ist das Wort: Pflicht. Es gibt eine Pflicht der Liebe, welche das Herz erfüllt, es gibt aber auch eine Pflicht, welche wie eine Dornenkrone sich um das Haupt schlingt. Als ich Ihren Bitten nachgab, Herr von Wesendonk, Sie zu sprechen, hatte ich nur dieses eine Wort, die Pflicht vor Augen. Im Anbeginne war es für mich noch eine Pflicht der Liebe, der Hoffnung. Ich glaubte an eine Möglichkeit der Versöhnung. Mein Herz zitterte bei jedem leisen Schwanken der Verhältnisse. Ich hatte, ich habe auch jetzt nur Einen Gedanken, Reiligrath zu schützen — bis in den Tod. Er ver-

galt bis jetzt meine Liebe, meine Sorgfalt mit Gegenliebe. Der Haß, welcher ihn jetzt erfüllt, zieht auch diese weg. Ich werde meine zitternden Hände nicht von seinem Haupte abziehen, bis dieses sich zur ewigen Ruhe gesenkt hat. Aber dem unerbittlichen, tödtlichen Grolle, welchen er fühlt, zu folgen, — bin ich nicht verpflichtet, nicht fähig."

„Johanna!" rief Eberhard tief bewegt aus. „Sie wollen also dieses letzte Morgenroth sich nicht verdüstern lassen, das mir in Ihnen leuchtet, Sie wollen mich nicht verurtheilen, verdammen, wie meine Gegner, wie Ihr Gatte? Sie wollen mir erlauben an Ihnen, durch Sie hinüberzureichen zu den freundlichen Genien, die ich nie verlassen, deren Herrschaft ich erst völlig gründen zu können glaubte. Johanna! Sie wollen mir treu bleiben?"

Eberhard schwieg erschreckt über seine Leidenschaftlichkeit.

„Helfen Sie mir den Gatten retten" flüsterte sie ihm zu. „Legen Sie diese jetzt machterfüllten Hände in die meinen schwachen. Versprechen Sie, das geknickte Rohr nicht zu zertreten — nicht hinwelken zu lassen."

Feierlich erwiderte Eberhard: „Ich will es! Ich will es, müßte ich mit meiner Ehre, mit meinem ganzen Wesen eintreten."

Johanna blickte selig in die Höhe. „Eberhard" sie nannte ihn zum erstenmale so, „wüßten Sie, was ich leide. Der Gatte, welcher sich von dem Herzen des Weibes losreißt und das Opfer nicht ahnt, das es zu seinem Schutze bringt, die vergebliche Bemühung, eine Harmonie herzustellen, welche den Freund und Beschützer erhielte — es wühlt wie ein Sturm in den Saiten meines Inneren. Schmerz, Prüfung, Thränen, wohin mein Auge blickt. Das entsagendste Gemüth begehrt endlich nach einer Secunde Trost und Hoffnung."

„Sie zweifeln an jedem lichten Augenblicke, Johanna?" fiel Eberhard düster ein.

„An jedem, Eberhard. Sie haben Wetter heraufbeschworen," erwiderte Johanna, „welche erst losbrechen werden, wenn sie die Wipfel der Eiche erreichen."

Eberhard betrachtete Johanna stumm. Seine ganze Lebenserfahrung drängte sich in diese Minute zusammen. Der fatalistische Zug seiner Geschicke, welchen er im Schimmer der Erfolge zu vergessen anfing, trat ihm wieder klar vor die Seele. Er sah Johanna in das dunkle, schöne Auge.

„Vielleicht" sprach er nachdenklich im Scheiden „ist mir die tröstende Gestalt schon erschienen, welche

mich von den Höhen, nach welchen ich nie verlangte, wieder tröstend abwärts führt."

Eberhard sah nicht mehr, daß Johanna heftig verneinend den Kopf schüttelte und gewaltsam das tobende Herz zurückdrückte. —

„Was will Herr von Wesendonk eigentlich, was ist sein Zweck, sein Programm," frug Herr von Welsheim, als er in tadellosem, schwarzen Fracke, weißer Atlascravate, ein Bändchen im Knopfloche, zum erstenmale im vertrauten Kreise der Gräfin Theone erschienen war und lange Zeit die wogenden fast lärmenden Discussionen angehört hatte. Theone lächelte. Die Frage war eine so glückliche Bekräftigung ihrer Ansicht, daß ihre Freunde weder zu einer klaren Anschauung über die Tendenzen des Gegners, noch zu einem genügenden Gegenprogramme zu gelangen fähig waren. Sie blickte zuerst auf Herrn von Berlepsch, welcher zuletzt gesprochen hatte — dann auf Welsheim.

Herr von Berlepsch wollte antworten. Theone hielt die Antwort für zu wichtig, um sie ihm zu überlassen.

„Herr von Wesendonks ganze Kunst besteht darin, kein Programm, oder doch ein so dehnbares, unbestimmtes, nebelhaftes zu haben, daß man hineinlegen kann, was man will. Wesendonk will eine

allgemeine, nationale Bewegung entzünden, welche vom Norden, von den skandinavischen Königreichen unterstützt, altlutherische Traditionen wach rufend, gewissermaßen da anknüpfen müßte, wo der Faden der echt deutschen Reformationsbewegung abriß, — um in die hauptsächlich von England und Frankreich beeinflußte Epoche der Aufklärungsbestrebungen einzutreten. Die Frage der Führung und Leitung, der obersten Spitze der Bewegung läßt er offen. Begreiflicher Weise denkt er sich dabei betheiligt und macht unserem geistreichen Prinzen nebenbei das Compliment, gleich einem Oranien ein volksthümlicher Heerführer, ohne eigentliche monarchische Gewalt werden zu können."

Herr von Welsheim blieb einige Augenblicke nachdenklich. Dann sprach er mit Bestimmtheit. „Das Programm ist nicht sowohl unbestimmt, nebelhaft, als revolutionär, gefahrbringend. Es ließe sich stundenlang über die Ausführbarkeit, die Gefahren desselben sprechen. Das will ich Ihnen ersparen anzuhören, da keine Wahrscheinlichkeit der Inscenesetzung vorhanden ist. Angenommen selbst, das Programm wäre durchführbar, so müßte doch in Bälde das so hergestellte, höchst gebrechliche Werk der Strömung äußerster revolutionärer Consequenz weichen. Es wäre einfach die Vorhalle der Republik."

„Republik“ fiel Herr von Berlepsch ein. „Das ist das Wort, welches wir Herrn von Wesendonk längst hätten entgegensetzen müssen.“

Theone erröthete leicht. Sydow, welcher wohl bemerkte, daß Welsheims Darlegung der Gräfin nicht allein interessant schien, sondern ihr auch als durchführbar eine Wichtigkeit haben möchte, wie keine der bisher aufgestellten Theorien, forderte Welsheim lebhaft auf, fortzufahren, da er thätiger Unterstützung von Seite der Zuhörer sicher sein könne.

Welsheim fuhr heiter fort. „Ich spreche offen, da ich sehe, daß ich Freunde um mich versammelt habe. Ich billige nur ein bestimmtes Maß von Liberalismus, eine beschränkte Auffassung der Volksfreiheiten unter der Garantie einer kräftigen, besonnenen Regierung. Die deutsche Freiheit ist ein Ergebniß der Reformation — sie kann nur durch den protestantischen Staat par excellence — durch den protestantischen Großstaat — durch Preußen fortgeführt werden. Ob wir nun ein preußisch-deutsches Kaiserthum, oder die protestantische Spitze und Hegemonie nur formell aufstellen — im Ganzen und Großen müssen wir an dem Staate, der Macht, dem Programme des Hauses Zollern festhalten. Ich bin Gothaer, Anhänger des Erfurter Parlamentes mit Leib und Seele. Die Traditionen des deutsch-prote-

stantischen Universitätslebens und des gemäßigten Parlamentarismus fließen darin zusammen."

„Wir stecken im Geiste die schwarz-weiße Cokarde auf," unterbrach ihn Theone."

Sydow ergriff das Wort. „Preußen" sprach er „ist in den letzten Jahren, ob seiner langen Unthätigkeit hart angegriffen worden, seine Verfassungszustände sind schwankend. Dessenungeachtet bleibt es der Musterstaat Deutschlands. Fragen Sie irgend einen deutschen Patrioten, ob er in der äußersten Bedrängniß, in der letzten Noth nicht lieber unter die Fahnen des absoluten, protestantischen Preußen, als unter jene des zweifelhaften, katholischen Einflüssen ausgesetzten, süddeutschen Constitutionalismus treten möchte. Alte Liebe rostet nicht. Diese Pietät für den Staat Friedrichs des Großen ist aus dem Herzen des Deutschen nicht zu reißen. Die Geschichte verklärt die geschiedenen Könige aus dem Hause Zollern, wie sie allmählig hinabgezogen sind und läßt sie der Erinnerung freundlicher, heller erscheinen. Die bürgerlichen Tugenden Friedrich Wilhelms III., die engelgleiche Königin Luise an seiner Seite, der geistreiche Friedrich Wilhelm IV. mit seiner segensreichen Liebe für Kunst und Wissenschaft, — ich sehe die Schatten von ihren Gestalten fallen und das Urtheil über ihre Regentenlaufbahn freundlicher, in-

niger sich gestalten. Eine gewisse Herbigkeit, Schroffheit, Eigenheit und Eigenthümlichkeit ist dem Hause der Zollern unmittelbar und familienmäßig in das Wesen gelegt. Immer und immer aber haben sie sich zur rechten Zeit mit ihrem Volke wieder zusammen gefunden. War endlich Luther ein Hofmann, — Cromwell ein Dandy — ließ sich je die Gewissensfreiheit — selbst der Fortschritt auf allen Gebieten ohne Kampf und Abwehr durchführen — aufrecht erhalten? Preußen ist uns Allen, die wir hier versammelt sind, gleich theuer. Wir stehen zu seiner Fahne — wir stehen zu Ihnen, Herr von Welsheim, wenn sie diese kräftig erheben — eine ruhige, stetige Entwicklung unserer Verfassungszustände unter den Schutz des protestantischen Militärstandes stellen wollen."

„Das gilt für eine Nachmittagspredigt," sagte Herr von Berlepsch laut genug, um von Sydow gehört zu werden.

„Sie haben uns jetzt aus der Seele gesprochen," fiel Theone rasch ein. „Oberst Gustavson und Herr von Welsheim sind mit mir darin einverstanden, daß wenn wir das leidige Wort Partei schon auf uns nehmen müssen, doch die Durchführung unserer Aufgabe einer milden, wohlwollenden Aeußerlichkeit nicht entbehren soll. Ich wünsche uns und Ihnen zum Ergebnisse dieser Versammlung Glück,

Herr von Welsheim. Ich glaube, daß das praktische Staatsleben und unser Land um einen geistreichen Vertreter reicher und die Durchführung Ihres Programmes nur eine Frage der Zeit ist.“ —

Eberhard hatte Johanna wiederholt in den Abendstunden gesprochen. Er hatte nicht den Muth auf die früheren Fragen zurückzukommen. Er gestand es sich nicht, — aber er war in eine träumerische Stimmung gerathen. Johannas Unterwürfigkeit, ihr stiller, leidender Gehorsam täuschten ihn.

Er kannte Johanna zu genau, um Neigung, Leidenschaft in ihr vorauszusetzen. Er versenkte sich deßhalb aber mit nicht minderer Innigkeit in die tiefe Lichtgluth der Empfindung, welche jede Begegnung mit Johanna in ihm weckte, fortspann. Johanna war betroffen, als eine erste Stunde zwischen ihr und Eberhard verlief, in welcher weder die Sorgen um Reiligraths geheimnißvolle Thätigkeit, noch Eberhards eigenstes Interesse Gegenstand der Erörterung waren. Eberhard sprach aber so harmlos, warm mit ihr, ging auf all' die kleinen Erfahrungen, Bedürfnisse, den stillen Kummer der beschränkten Häuslichkeit Johannas ein, daß diese nicht den Muth hatte — Eberhard den Einblick in ihr innerstes Wesen zu versagen. Johanna wurde selbst warm, lebendig. Sie überraschte sich bald mit dem Vorwurfe, daß

sie mehr sprach, mehr erzählte, als sie für nöthig hielt, das ursprünglich festgestellte Maß der Mittheilung überschritt. In Johanna war Alles so gesund, praktisch, lebendig frisch, daß Eberhard sie mit der geprüften nur vorgeschritteneren Fanni Lewald verglich.

Johanna lehnte dieß ab. „Ich habe die Bücher der gefeierten Frau gelesen,“ erwiderte sie. „Ich besitze weder ihr Talent, noch huldige ich der Emancipationstheorie. Ich bin im Gegentheile eine Sklavin der Verhältnisse geblieben. Erinnern Sie sich, Eberhard, was ich Ihnen über die Pflicht sagte, und daß ich die meine jetzt nur mehr freudlos, gleichwie mit dem Dornenzweige um die Stirne erfülle.“ —

Das war auch der wahre, tiefe Sinn, wenn Johanna unterwürfig und doch ohne andere Beziehung sich Eberhards Willen fügte. Sie hatte nur einen Gedanken, das kleine Hauswesen nicht in Trümmer sinken zu sehen, so lange Reiligrath, welcher täglich kränker wurde, siechend an ihrer Seite dahin schwankte. War sie doch die letzte Stütze des geliebten Mannes, hatte er kein sichereres Kissen für das todmüde Haupt als ihre treue Brust.

Eberhard begann dabei allmählig sie zu erschrecken. Sie ahnte eine Leidenschaft in ihm, welche sie nie hätte erwidern können. Der Kummer, welcher

täglich in ihrer Brust nagte, wurde zu stechendem Schmerze. Sie sah eine doppelte Katastrophe nahen. Reiligrath ging, sie ahnte es aus manchen Anzeichen, einer Entdeckung seiner geheimen Thätigkeit entgegen. Nachbarn beargwohnten, Argusaugen verfolgten seine regelmäßigen, nächtlichen Gänge. Er mußte mit der Regierung des Landes, mit Eberhard in offenen Conflikt gerathen. Dann aber brach auch sicher der Zwiespalt zwischen Pflicht und Gefühl in Eberhards Brust selbst mit stürmischer Kraft aus. Johanna wankte, fühlte sich kraftlos, wenn sie an das Eintreten der düsteren letzten Prüfung dachte, welche ihr unvermeidlich schien.

Reiligrath kam eben aus der Schreibstube heim. Er sah so angegriffen, blaß, müde aus, daß Johanna sich nicht zurückhalten konnte. Sie sank ihm bitter weinend zu Füßen.

Reiligrath neigte sich einen Augenblick zu ihr. Er glaubte, Johanna werde sprechen. Sie hatte nicht den Muth dazu. Er zog sie an seine Brust.

„Mußt Du noch in die Nacht hinaus?“ flehte Johanna.

„Es ist eine Sommernacht,“ erwiderte Reiligrath.

„Zu Schlaf und Ruhe gegeben“ bat Johanna.

„Ich habe nur wenige Gänge mehr, für eine

kurze Zeit," flüsterte ihr Reiligrath geheimnißvoll zu. „Dann ist es geschehen."

„Dann willst Du bei uns bleiben?" frug Johanna demüthig. Reiligrath wandte den Kopf ab und bedeckte die heißen Augen mit den Händen.

Johanna faßte sich. Sie legte die Arme um des Gatten Nacken und küßte ihn bange und leise. „Du warst der Altar" flüsterte sie ihm zu, „auf welchem ich Jugend, Glück und Leben niedergelegt. Ich ermüde nicht. Ich bin Deiner würdig geblieben."

Reiligrath nickte stumm. Das gläsern durchsichtige Auge schlug er aufwärts, erhob die Hand und antwortete dumpf: „Bald!" —

Irene saß am Klaviere und spielte Beethoven's Adelaide. Der Prinz trat vorsichtig ein und hörte schweigend zu. Irenens Finger glitten leise über die Tasten. Sie vermied das Forte, ließ die Akkorde voll ausklingen, so daß die Musik einen geisterhaften Charakter annahm. Als sie geschlossen hatte, sanken die Hände von den Tasten zurück; sie blickte gedankenvoll vor sich hin.

Der Prinz eilte auf sie zu. „Eben jetzt sind Sie in der rechten Stimmung mich zu hören," sprach er weich zu ihr. „Ihre Adelaide, wie sie aus dem weichen Anschlage hervorging, erschien mir, wie Ihr Abbild, ein weißes, durchsichtiges, florartiges Ge-

bilde, das langsam in die Höhe zieht und von dort, wie im Abendschimmer, rosig umflossen auf die Erde herabblickt."

„Sie sind in poetischer Stimmung," erwiderte Irene.

„Eben in der entgegengesetzten," klagte der Prinz. „Es steigen Wolken an unserem kleinen politischen Horizonte herauf. Es ist ein Glück und kann uns trösten, daß wir ihn uns selbst geschaffen haben. Die Wetter, welche sich darin bilden, können uns nicht sonderlich erschrecken."

„Sie sollten mich bestimmter unterrichten," fiel Irene ein.

„Prosaisch gesprochen" fuhr der Prinz fort, „begegnen wir — ich und Ihr Gatte, da wir uns identificiren müssen, einer Opposition, welche wir nicht erwarteten. Ein Herr von Welsheim, ein Mann nicht ohne Talent, von bedeutender gesellschaftlicher Stellung, welcher sich bisher nie am Hofe sehen ließ, ist Führer derselben. Er steht nicht isolirt in der Versammlung. Die Gräfin Theone, welche die entschwundene Zeit des Weiberregimentes nicht vergessen kann, unterstützt ihn mit ihrem Einflusse, ihrer Umgebung, ihrer Erfahrung."

„Darauf mußte man wohl gefaßt sein," erwiderte Irene.

„Nicht so ganz" antwortete der Prinz. „Man geht auch noch weiter. Da man mich nicht unmittelbar anzugreifen wagt, sucht man benachbarte Höfe gegen mich in Bewegung zu setzen. Ich erhalte guten Rath, Warnungen, Ermahnungen."

Irene sah den Prinzen, welcher zögerte, fragend an. Der Prinz zog ein schmales Etuis aus der Seitentasche, öffnete und reichte es Irenen hin. Irene betrachte das Porträt, welches im schmalen Goldreife darin enthalten war, aufmerksam.

„Ein wunderliebliches, schalkhaftes Gesichtchen," sagte sie dann langsam. „Diese hellen, vergißmeinnichtblauen Augen sehen so frisch und vertrauensvoll in die Welt, das braune Haar kräuselt sich in kleinen Locken. Es ist der Uebergang vom Kinde zum Mädchen, ein unschuldsvolles Wesen."

„Eine Prinzessin aus unserer Familie, einem Seitenzweige angehörig," erörterte der Prinz. „Man bestimmt sie mir zur Braut."

„Unmöglich" erwiderte Irene hastig.

„Unmöglich," wiederholte der Prinz lächelnd. „Theure Freundin, wie wenig kennen Sie die Höfe, fürstliche Familien. Die Vermählung, welche zu früh für meine Wünsche kömmt, ist nur ein Kriegsmittel mich von Ihrem Gatten, von Ihnen zu trennen."

„Von mir?" erwiderte Irene schüchtern.

„Von Ihnen“ fuhr der Prinz leidenschaftlicher fort. „Man sieht in Ihnen die Vertraute meines Herzens, man glaubt, daß der Umgang mit Ihnen den Einfluß Ihres Gatten stärke, aufrecht erhalte. Man will mich vermählen, weil dadurch eine Schranke zwischen mir und meinen Freunden aufgerichtet würde, weil Entfremdung eine nothwendige Folge sein müßte.“

„Und was haben Sie beschlossen, Prinz,“ frug Irene schüchtern.

„Die volle Unabhängigkeit des Menschen durch die Macht des Purpurs zu wahren. Ich bin indignirt, gekränkt. Der letzte Bettler im Lande hätte mehr Rechte als ich. Er ist Herr seiner Gefühle, er hat die Zeit ihrer Kundgebung zu bestimmen. Will man mich zwingen, anders zu denken, anders zu fühlen, als ich es in mir trage? Man verstand mich nicht, als ich aus meiner Einsamkeit hervortrat, man versteht mich nicht, wenn ich diesen alltäglichen, hausväterlichen engbürgerlichen Gang des Lebens zurückweise.“

„Prinz,“ erwiderte Irene. „Ich besitze Ihr Vertrauen. Darf ich sprechen?“ „Dürfen?“ sprach der Prinz. „Es ist Ihre Pflicht!“

„Prinz!“ fuhr Irene zögernd fort. „Es mag schwer sein, Regent zu sein. Die meisten Ihrer

Standesgenossen haben keinen Begriff von der Last einer Krone, von den Gefahren Ihres Berufes. Ihre Erziehung leitet sie zur Gedankenlosigkeit. Sie erreichen im besten Falle eine gewisse Routine. Ihr Herz verhärtet sich gegen die Zeitgenossen, gegen Land und Volk. Wenn sie Großes wollen, ahmen sie nach. Sie bilden sich nach einem philosophischen Vorgänger und geben Gesetze oder sie versuchen sich auf dem Schlachtfelde. Gewinn und Verlust sind dann wie ein Glückswurf, dessen Wandelbarkeit nicht überrascht. Sie wollen mehr, Prinz. Sie rufen die besonderen Gefahren herauf, welche mit der Regierung eines kleinen Landes verbunden sind. Sie wollen Neues erreichen, der Welt, den deutschen Standesgenossen, der Nation zeigen, daß der Geist Alles, die materielle Macht eine Nebensache sei. Dann müssen Sie es vermeiden, Prinz, die gefürchtetsten Abwege der Höfe zu betreten, mit Günstlingen zu herrschen."

Der Prinz sah düster vor sich hin. „Irene" sprach er vorwurfsvoll, „von Ihnen habe ich diese Lehre nicht erwartet!"

Irene senkte das Köpfchen und blickte mit mildtrauerndem Blicke auf den Prinzen.

„Prinz" fuhr sie leise fort. „Wenn dieses Haus Ihnen offen stand, — wer hätte es Ihnen

verschließen können — wer hätte den Muth, das Recht dazu, — so habe ich doch nie vergessen, daß es nur — verzeihen Sie den Ausdruck — ein leichtes, flüchtiges Spiel sein konnte, das Sie hieher führte. Es konnte hingehen, so lange es die Welt nicht beachtete, so lange es keinen Widerstand fand, nicht höhere Interessen in Frage stellte. Bei der ersten leisen Anregung muß es wie ein Nebelbild zerfließen. — Prinz — jetzt habe ich eine Bitte."

„Irene" unterbrach sie der Prinz erschreckend.

„Die Bitte," fuhr Irene muthig fort, „nicht mehr zu kommen."

Der Prinz erbleichte. Er vermochte nicht zu antworten. Irene war im Begriffe weiter zu sprechen.

„Nein, nein," sprach der Prinz nun gewaltsam. „Sie dürfen nicht forfahren. Soll ich Ihnen sagen, was ich hier fand — ich kann nicht sagen, daß ich es suchte. Ich bin kein Schwärmer. Ich glaube, eine gesunde kräftige Natur zu sein, welche edle, große, nützliche Eindrücke voll in sich aufnimmt und sich ihnen ganz, frei, — unumwunden hingibt. Der Prinz fühlt sich hier als Mensch. Menschliches fand ich hier, das edle, hohe, schöne Menschliche, das mich erquickte, hob, mit dem ich einen Bund der Herzen schloß. Wir haben nicht davon gesprochen, — wir haben musicirt, gezeichnet, Bücher gelesen, weil sich

das Uebrige von selbst verstand. Ich wollte weder Sentimentalität treiben, noch Gefühle wecken."

Der Prinz stockte —

„Prinz," unterbrach ihn Irene, „was Sie fanden, stand für Sie zu tief. Sie kamen und sahen meine Beziehungen zu Eberhard mit unbefangenem Auge. Sie glauben, daß Eberhard mich nicht glücklich mache. War auch je von Glück zwischen mir und ihm die Rede? Es war ein Opfer, welches ich brachte, als ich die Verbindung mit ihm schloß. Wir gingen lange, ruhig, friedlich nebeneinander. Die Vergangenheit, der Ursprung versank — man sah dem ungetrübten Wasserspiegel den Wellenbruch nicht mehr an, der einst schmerzlich klagend sich erhoben; — dieses Verhältniß ist aber keines, welches beglückt, keines, das auf die Höhen des Lebens gerückt werden kann, — es ist ein Verhältniß, welches zerbrechen muß, wenn die Voraussetzungen, auf welchen es beruht, erschüttert oder hinweggeräumt werden."

„Sie dulden, Irene?" frug der Prinz schmerzlich.

„Ich dulde," erwiderte Irene entschieden. „Ich lebe nur für Eberhard. Er hat längst aufgehört für mich zu leben. — Daran muß ich allmälig zu Grunde gehen. Bis jetzt sind es die Geschäfte,

welche ihn fesseln. Bald kann eine Leidenschaft hinzutreten —

Der Prinz sah Irene forschend an. „Wie wenn Theone auch auf ihn Einfluß gewonnen hätte,“ sprach er dumpf vor sich hin.

„Ich kann und werde nie nach Namen fragen,“ fuhr Irene fort. „Ich weiß nur, daß Stürme, Leiden seine Brust durchtoben, welche zu lindern er mir nicht erlaubt.“

Der Prinz erhob den Kopf und sah ernst und streng vor sich hin. „Irene,“ nahm er das Wort wieder auf, „Sie wissen nicht, was Sie thun. Sie wecken in mir das wahre Gefühl des Herrschers. Sie verweisen den Menschen, Sie ziehen den Prinzen hervor. Der Regent des kleinsten Landes ist — doch Regent. Im Regentenwesen, wie in aller Macht, beschränkt oder schrankenlos, liegt etwas vom kalten, wilden — bis zum leisen Blutdurste reichenden Wesen des reißenden Thieres. Ich fühle diesen Zug von Grausamkeit, Willkühr, Herrschsucht in mir erwachen. Bisher sprach, bat, rieth ich. Ich kann — befehlen!“

Ein leises Zittern ging durch Irenens Glieder.

„Befehlen,“ wiederholte der Prinz. „Irene, Sie sind ein Theil des Systemes geworden, welches der Herr des Landes eingeführt hat. Die

Beziehungen zu Ihnen können nicht geändert werden, ohne das System zu beeinträchtigen. Ich habe mit dem Adel, der Vergangenheit, den Traditionen gebrochen. Ich muß in bürgerlicher Umgebung erscheinen, welche Sie und Ihr Gatte darstellen. Sie dürfen mich nicht zurückweisen, weil Sie dem Regenten damit eine Niederlage bereiten. Dazu ist es zu früh."

Irene nickte zustimmend. „Eberhard," sprach sie leise, „ist der Träger des Systems. Ich weiß, was ich seinem Glücke schuldig bin."

„Und mir, Irene," bat der Prinz weich.

„Mir werden Sie immer mehr der Prinz sein," erwiderte Irene muthig, „weil Sie es sein müssen. Ich werde mich unter Ihren Befehlen beugen, ich werde tragen — so lang ich kann."

Der Prinz wollte noch einmal sprechen. Er konnte es nicht mehr. Er sah in Irenens bleiche Züge, den milden Adel ihres Ausdruckes, wie in ein engelhaft leichenartiges Bild. „Irene," zwang es sich ihm schmerzlich aus der Brust. Er ahnte zum erstenmale, daß dieser kleine Planet, ohne von ihm gestört worden zu sein, seine stille Bahn zurückgelegt hatte, — daß selbst er diesem verschlossenen Seelenleben gegenüber — nicht mehr als jeder andere Fremde gewesen war.

„Ihr Gatte war glücklich,“ sprach er endlich, fast furchtsam — „er durfte Sie finden — und ich weiß, wie er Sie fand, — nur ich soll arm bleiben.“

Irene nahm das Etui, das der Prinz vergessen hatte, auf und reichte es ihm hin. Unwillkührlich sank ihr Haupt ermüdet an des Prinzen Brust. Er widerstand dem schmerzlichen Gefühle nicht mehr. Er hauchte einen Kuß auf die bleiche Stirne.

„Sie werden glücklich werden, weil Sie es verdienen“ — schloß Irene mit warmem, langem Händedrucke.

In dem von Theone beherrschten Kreise war ein bedeutsamer Beschluß gereift worden, Welsheim offen hervorgetreten. Nach mehrmonatlichen Debatten, welche meist fruchtlos waren, hatte er eine fast unüberlegte, mehr begeisterte, als haltbare Aeußerung Eberhards benützt, um ein gewaltsames Hervorbrechen lange zurückgedrängten Grolles in der Landesversammlung anzubahnen.

Er beklagte zuerst die Unklarheit, die Unfruchtbarkeit der Debatte. Er suchte nach den Gründen derselben. Er fand sie in der Unklarheit, in der Unhaltbarkeit des Systemes.

„Wer sind wir, was wollen wir?“ so frug er mit starker, wohlbetonter Stimme. „Sind wir eine Großmacht, — befinden wir uns mitten in den

Strömungen einer allgemeinen Revolution? Kömmt uns das Bedürfniß von Millionen, der Zuruf einer geweckten Nation entgegen? Ist vielmehr nicht die Herzensgüte, das Wohlwollen eines jugendlichen Regenten zu einer bizarren Laune zu einem unerkennbaren Zerrbilde verstellt worden? Noch einmal! — Was wollen wir erreichen, wem dienen wir?"

„Schämen wir uns nicht, es uns zu gestehen, wir gehören einem Kleinstaate an, wir gehören einem Gebiete an, über welches der Humor jedes Schriftstellers ungestraft seine Lauge, seine ätzende Kraft ergießt. Wir stehen unverschuldet, unverdientermaßen an der Grenze des Lächerlichen, welches wir aber sicher abwehren, wenn wir besonnen, klug, ohne Aufsehen vorgehen."

„Man muthet uns zu, das Gegentheil zu unternehmen. Wir sollen uns zum Musterstaate erheben, wo wir kaum die Bedingungen des Staatslebens auf der ersten Stufe erfüllen können. Ist ein großes Bedürfniß vorhanden, welches die Nation eben dringend empfindet? Befriedigt unsere Befriedigung jene Millionen, welche es mitfühlen sollen? Im Gegentheile! Man hält uns Ideale vor, welche kaum in Büchern existiren — man muthet uns zu, unreife Theorien als Zukunftsideen zu verfolgen. Wir verlieren den Boden, gerathen in's Phanta-

stische, ja, wir laden eine Gehässigkeit auf uns, welche große Parteien — mächtige Staatsmänner auf sich zu nehmen, sich scheuen."

„Sprechen wir das Wort offen aus, wir werden zu einer Partei des Auslandes gestempelt, ohne daß irgend eine Macht des Auslandes uns offen, nachhaltig dazu aufgefordert, uns die Hand dazu geboten hätte."

„Kehren wir zum ehrenvoll Beschränkten — zum nützlich Erreichbaren zurück."

Welsheim zeichnete nun die Grenzen dieses Programmes, ungefähr wie es in den Gemächern der Gräfin Theone geschehen war. Mehr als zwei Drittheile der Versammlung stimmten ihm rasch bei. „Die Partei des Auslandes," diese Bezeichnung schien Anklang zu finden. Ein Flugblatt folgte dem anderen. Sie besprachen unter dieser Ueberschrift die Angelegenheiten des Landes in unerbittlicher Weise. Eigentlich war jedes Blatt nur eine Umschreibung der Rede Welsheims, welche selbst weite Verbreitung gefunden hatte. Auswärtige Blätter nahmen das Thema in gleich ironischer Weise auf. Es verlautete noch mehr. Man schrieb, der Prinz dulde als Mitregent den Verkehr amnestirter Flüchtlinge in seiner Residenz mit der Propaganda in London. Bald werde sein Ländchen eine Etappe

ein Waffendepôt, ein Asyl der revolutionärsten Parteigänger, der Ausgangspunkt einer größeren Bewegung sein, welche zuletzt ihn selbst in die Höhe tragen, seinen ungemessenen Ehrgeiz befriedigen solle.

Heik's Berichte wurden dringender, sprachen um so mehr unumwunden, als Franke, welcher eine nahe Katastrophe voraussah, die Residenz verlassen hatte. Alles wies auf Reiligrath, als den vereinzelten Urheber der Flugschriften, den geheimnißvollen Correspondenten der Londoner Flüchtlinge.

Der Prinz, zu welchem Mahnungen aller Art drangen, konnte die steigende Mißstimmung am Hofe, in den Kreisen des Adels nicht verkennen. Er drang in Eberhard, das einmal begonnene Werk mit Entschiedenheit aufrecht, aber auch die Bewegung der Geister in Bahnen zu erhalten, welche diese den Vorwürfen der Gegner entzögen.

„Wir erleben das alte Schauspiel," sagte der Buchhändler Otto zu Eberhard, als sie gemeinsam den Berathungssaal verließen, „daß Liberalismus und Demokratie, — Fortschritt und Revolution sich scheiden und bekämpfen. Für Sie, theurer Freund, ist die Situation dieselbe, wie in jenen Anfangstagen, als Sie Mentor, Lehrer des Prinzen wurden. Damals warnte ich Sie vor über-

schwänglichen Theorien, vor der Rolle eines Posa. Dasselbe ist auch jetzt der Fall. Selbst ein Canning mußte sich die Beschränkungen der Regierungsmaschine gefallen lassen. Gefühlspolitik und Idealismus sind gefährlich in der Tagesliteratur, auf der Ministerbank führen sie zum Untergange."

„Der Idealismus, die Gefühlspolitik," erwiderte Eberhard, „waren die Schwingen, welche mich emportrugen, die Mächte, welche die Nation begeistern, in Fluß bringen sollten! — Haben Sie unser Festspiel Germania, die schönen Anfänge des Tagblattes vergessen? Es bedarf nur des Muthes, um vorwärts zu schreiten."

„Sie begingen einen großen Fehler," erwiderte Otto, „den Prinzen unmittelbar zum Theilnehmer, man könnte sagen zum Mitschuldigen Ihrer Entwürfe zu machen. Werden Sie den Muth haben, sind Sie im Stande, Ihren Gegnern entgegenzutreten? Die conservative Opposition hat sich mit den radicalen Auswüchsen verbunden. Es ist eine unnatürliche Allianz, aber deßhalb nicht weniger gefährlich."

Eberhards politischer Sinn trat schärfer, als früher hervor. Er gestand sich selbst, daß er zwei Kreise von Gegnern habe, — Theonen und ihre Freunde, Reiligrath und jene dunkle Verzweigung, welche er vielleicht beherrschte. Er mußte mit Rei-

ligrath beginnen. Er wollte mit ihm beginnen, ihm entgegentreten, ihn widersehen, ihm die Hydra des Verrathes zeigen, welche ihm an der Ferse sitze, — ihn — versöhnen. Er täuschte sich aber auch. Er sagte sich vor, daß eine richtige Politik dieß erfordere. Er gestand sich nicht, daß Johannas Bild erschütternd vor seiner Seele stehe, daß in ihr die nie vergessene Germania die weißen Arme himmelwärts weisend erhebe, daß sie der goldene Faden sei, welcher zur Rettung seiner innersten Gefühle, zu den Penaten seines im tiefsten Inneren fortglühenden Freiheitsglaubens fortlief, daß er ohne sie kaum mehr sein, arbeiten, leben wolle. Da lag der verwundbare Punkt seines Lebens, in welchem Vergangenheit und Gegenwart zusammenhingen — der lebende Frühlingshauch unklarer Hoffnungen, die Rechtfertigung seines mühsamen Strebens. Er wollte, er durfte Johanna, die Trägerin seines Muthes, den leuchtenden Lebensstern seiner Poesie nicht verlieren. Reiligrath war für ihn nur eine vorübergehende Gefahr. Ueber ihn hinaus lag die politische Krisis. Es gab Augenblicke, in welchen er sich nach dieser sehnte. Sie gab ihn sich selbst zurück. Sich selbst wieder zu finden! Es lag eine düstere, von noch unerkennbaren Opfern begleitete Größe darin! Und doch. Er beschritt den Pfad, der immer dornen-

voller, steiler wurde — freudiger — weil der letzte Abschluß ein tragischer — und deßhalb auch ein großer sein könnte.

Eberhard trug den Entschluß, welchen er einmal gefaßt hatte, nicht lange in sich. Es erweckte ein geheimes Behagen in seiner Brust. Ihm war, als erschiene ihm Germania mahnend, trauernd, mit Johannas Zügen. Er gestand sich, daß sein ganzes Leben bis jetzt ohne eigentliche Grundlage, ohne bestimmte Richtung, etwas Abenteuerliches an sich trug, daß er eine Katastrophe mit der ganzen Zweideutigkeit heraufbeschwor, welche so oft sein Leben beherrscht hatte, welche er sich jetzt ganz klar machte. Er sah voraus, daß er nicht Reiligrath retten, sondern nur sich schützen würde, er gestand sich, daß er über Reiligraths Untergang hinaus sich nach Johanna sehnte, wie nach dem wahren Juwel seines Lebens, nach dem starken, gesunden, kräftigen, verständigen Weibe, das jede Arbeit, jeden Gedanken, jedes Unternehmen mit ihm theilen, ihn so ganz glücklich und selig machen könnte, wie er es noch in der Dachstube, unter des Vaters Dache, in dem einsamen Gemache des Herrnhauses zu Elbing geträumt, als er Irenen zum erstenmale einsam und in sich versunken nach dem seltsamen Dorfe gehen sah. Er gestand sich, daß er Johanna so unendlich

lieb hatte, — wie noch nie ein Weib, nicht allein sinnlich, leidenschaftlich lieb, sondern auch mit der sonnigen Ahnung des Gefühles, welches wie vorausſehend ein wahres, langes Glück verspricht. Er vergaß, daß derselbe Ungestüm ihn zu Irenen geführt — er fühlte nur das Eine, daß alle innere Herrlichkeit zusammenbrechen müßte, wenn Johanna ihm entzogen würde.

Gegen Mitternacht geleitete Heik Eberhard in die abgelegene Schenke, in deren Keller Reiligrath an der kleinen Handpresse arbeitete. Der Mond schien gespensterhaft auf die alten Giebeldächer, tiefe, grabesgleiche Stille lag über der Stadt. Heik hatte seit mehreren Tagen sich in der Schenke eingefunden, die kleinsten Umstände genau ausgeforscht und endlich den Wirth durch einige Goldstücke gewonnen. Dieser hatte gestanden, daß er Reiligraths und Franke's unheimlichen Treibens müde, der unerlaubten Beschäftigung gerne ein Ende gemacht sehen würde. Der Verabredung gemäß verschloß er die Thüre der Kneipe nicht und sorgte dafür, daß in einer Ecke ein Lichtstümpchen brannte. Den Weg zum Keller kannte Heik genau. Es war ihm nun leicht, Eberhard an die Treppe zu führen, welche in die Tiefe geleitete. Eberhard ergriff den alten eisernen Leuchter, welchen ihm Heik reichte und

befahl ihm sich zu entfernen. Dann stieg er leise und vorsichtig die ausgetretenen Steinstufen hinab.

Das Kellergewölbe war niedrig, dumpf. Einige leere Fässer standen an der Mauer. An einem Tische, mit Schreibgeräthen bedeckt saß Reiligrath auf einem Stuhle ohne Lehne. Er stützte den Kopf mit der Hand; er schlummerte. Ein zur Hälfte beschriebenes Blatt Papier lag neben ihm. Die Handpresse war in eine Ecke des Kellergewölbes gerückt.

Eberhard blickte beklommen um sich. Er entdeckte allmälig die armseligen Geräthschaften, deren sich Reiligrath und Franke bedient hatten. Wie war ersterer gealtert, seitdem ihn Eberhard nicht gesehen — sein Haar gebleicht, die Züge eingefallen. Eberhard ergriff ein anderer, schmerzlicherer Gedanke. Er mußte an das Festspiel denken. War damals nicht die Erfindung der Buchdruckerei eines der schönen, hellen Bilder aus den Jahrhunderten von Germania's Geschichte. War es nicht ein Bild des größten, unsterblichen Rechtes, das vom Himmel herab der deutschen Nation in den Schooß gelegt worden war! Die freie Presse! Wer durfte es verletzen? Und er sollte den edlen, geprüften Freund richten, wegen einiger armseliger Blätter, welche ein willkürliches Gesetz verletzten.

Er war im Begriffe beschämt fortzuschleichen.

Reiligrath erwachte. „Johanna,“ flüsterte er.

Nun gewöhnte sich das erwachende trübe Auge an die matte Beleuchtung. Nun erkannte er Eberhard.

Reiligrath war aufgesprungen, krampfhaftes Zittern ergriff ihn, er streckte die Hände gegen Eberhard aus, als ob er ihn fassen wollte — dann sanken diese wieder kraftlos herab.

„Wo ist die Wache geblieben?“ frug er dumpf.

„Ich bin allein gekommen,“ antwortete Eberhard düster.

„Allein,“ fuhr Reiligrath auf. „Zurückgekommen?“ schrie er fast. Es lag wie Freude in dem Tone der Stimme. Er starrte athemlos Eberhard an, die Antwort erwartend.

„Zurückgekommen!“ erwiderte Eberhard. „Wie Sie es nehmen wollen! Zurückgekommen, wenn Sie es möglich machen wollen, mich Ihnen zu nähern.“

„Also nur Verrath!“ schrie Reiligrath und sank bitter weinend am Tische zusammen.

Eberhard schwieg.

„Eine Heldenthat,“ fuhr Reiligrath fort, fast weich und innig, „Herr von Wesendonk! Ich bin erfahren genug, um zu wissen, daß Sie diese Räume

nicht betreten, diese Handpresse nicht sehen, dieses Blatt Papier nicht betrachten konnten, ohne daß Sie, der Mann des Staates, der Regierung davon Act nahmen. Sie können und dürfen vor sich selbst nicht schweigen. Sie müssen mich nun verhaften, in den Kerker werfen, verurtheilen. Und weßhalb? Weil der alternde Reiligrath kindisch geworden ist."

Eberhard starrte Reiligrath fragend an. Dieser stand auf und hielt sich an Eberhards Armen fest. „Sie glauben wohl," fuhr er mit zitternder Stimme fort, „daß der Mann des Volkes, der Gewaltthat an die Theorien des Verbrechens glauben soll, welche der Staat aufstellt, daß der Mann mit der leeren Tasche die echte und die falsche Banknote, wie Tugend und Laster unterscheiden, der Bewohner des amerikanischen Urwaldes einen Messerstich in den Leib des Menschen für wichtiger halten soll, als den Schuß, welcher den stolzen Hirsch oder den Steinadler tödtet? Was nützt, ist gut, Herr von Wesendonk, wenn man einmal unter jener Linie steht, welche Erbarmen, Wohlthätigkeit, Liebeswärme, Lebenszauber ausschließt."

„Die Frage ist nur, ob ich nütze. Nun, Herr von Wesendonk, ich habe mich selbst verdammt. Ich nütze so wenig, als Sie. Was ich unternahm, war Kinderspiel, Zeitvertreib, das ohnmächtige Schatten-

spiel dessen, das Größere, Edlere, Bessere, Muthigere in ganz anderem Maßstabe vor mir versucht und ausgeführt hatten. Ich weiß, daß ich, ohne es zu wollen, zum Verräther geworden bin, wie Sie, daß ich den Gegnern der Freiheit diene, indem ich Sie angreife, — wie Sie die Freiheit zu Grunde richten, indem Sie mich preisgeben. Wir haben ein Schicksal.“ —

Reiligrath sank erschöpft auf den Stuhl nieder.

„Welchen Ausweg gibt es dann?“ frug Eberhard dumpf.

Reiligrath fuhr auf und zeigte mit starrendem Auge in die Höhe.

„Fragen Sie dort!“ schrie er fast. „Hätte ich einen Ausweg gekannt, ich hätte ihn längst eingeschlagen. Schweigen, Sterben, Vermodern! Wie kömmt man dazu? Durch den Selbstmord! Konnte ich ihn vor meinem Weibe, meinen Kindern wagen? Losbrechen — kämpfen — wo war ein ehrenhafter Tod möglich? Das Schaffot wagen? Es hieß Verrath an den darbenden Meinigen. Der Ausweg,“ er klopfte heftig an die Brust, „er war da drinnen. Da hämmert und pocht es. Gram, Verzweiflung, Kummer, Wahnsinn, das sind die stillen Arbeiter, welche langsam das morsche Gerüste abtragen. Selbstmord, ja! aber ein mühsamer, ver-

stohlener, doppelt schmerzlicher Selbstmord — mit Stunden der Verzweiflung, des Undankes."

Reiligrath warf einen Blick auf die Handpresse.

„Es war ein kindisches Spielzeug," fuhr er fort, „aber es erheiterte, zerstreute mich. Es war nicht edel von Ihnen, Herr von Wesendonk, es mir zu entreißen" —

Reiligrath dachte einen Augenblick nach. „Wie viel Jahre Kerker habe ich zu erwarten?" frug er dann.

Eberhard war nicht im Stande zu antworten.

Reiligrath wurde bleicher und bleicher. „Johanna," rief er aus. „Sie hat auf Sie vertraut, Herr von Wesendonk. Kann, darf ich ihr erzählen, daß Sie hier erschienen sind? Es wird sie tödten."

Eberhard sah, daß er sprechen mußte. Er suchte den widerstrebenden Reiligrath allmälig in die Arme zu fassen, ihn zu beruhigen. Er fühlte, daß den kränkelnden Mann Schwäche ergriff, daß er allmälig fast an ihm niederzusinken begann.

„Reiligrath," sagte er halblaut. „Fassen Sie den Muth mich anzuhören. Wir sind verschiedene Wege gegangen und doch an dasselbe Ziel gelangt. Für unsere Gegner gibt es nur ein Ziel, den Untergang der Freiheit, nur ein Mittel, den Verrath. Ich will Ihnen offen, rückhaltslos schildern, was

vorgegangen ist. Doch muß ich mich kurz fassen. Von dem Augenblicke, in welchem ich das Amt des vortragenden Rathes übernahm, überhäufte man mich mit Anzeigen, Anklagen, welche Sie, Ihre geheime Thätigkeit betrafen. Ich mußte Sie überwachen, — aber ich schwieg, ich ließ Sie gewähren. Eines wußte Ihr Verräther nicht — daß ich ihn selbst als solchen ansah, ihm allein nicht vollen Glauben schenkte — meine Nachforschungen weiter ausdehnte. Jener Franke, welcher die Handpresse aufstellte, das Gewölbe miethete, Ihre Correspondenzen einleitete — sich als Ihren Freund, Gesinnungsgenossen darstellte — steht im Dienste einer auswärtigen Macht, welche die selbstständige Entwicklung des Ländchens, wie jene von ganz Deutschland mit steigender Eifersucht überwacht. Franke wurde mit meiner entschiedensten Gegnerin, der Gräfin Theone, in Verbindung gesetzt. Sie munterte ihn auf — sie schützte ihn, sie leitete die Angriffe auf mich. Sie haben nicht der Freiheit, Sie haben der gestürzten Partei der Regentin Mutter, der Partei des Adels, des Absolutismus, der Verfinsterung gedient!“ —

„Der Beweis, der Beweis, Herr von Wesendonk“ kreischte Reiligrath.

„Ich verdanke diese Mittheilung dem Prinzen,“

erwiderte Eberhard, „welcher mir heute Morgens die entsprechenden Eröffnungen mündlich machte, gleichzeitig mir auch seine Gnade für Sie antrug, wenn Sie sich entschließen könnten, Ihr Ehrenwort zu geben — diese geheime Thätigkeit für immer einzustellen.“

Reiligrath starrte Eberhard mit brechendem Auge an. „Gnade, Gnade mir, dem Betrogenen,“ stieß er schmerzlich, wie aus wunder Brust hervor.

„Darf ich dem Prinzen sagen, daß Sie einwilligen?“ fuhr Eberhard entschieden fort.

Reiligrath raffte seine letzte Kraft zusammen und erhob sich starr und hoch. „Herr von Wesendonk,“ sprach er. „Ihnen fehlt nur Eines, um sie vollständig kennbar zu machen — ein Ordensband um die Brust. Sie spielen die Rolle eines Ministers so vortrefflich, daß ich nicht einmal zwischen Kerker und Gnade mehr zu wählen haben werde. Ihre Geschicklichkeit wird mir die Dulderkrone vom Haupte reißen und mir und den Meinigen den Hungertod im Elende der Fremde nicht gönnen. — — O! heiliges, heiliges Licht — sei gegrüßt! Du sinkst langsam in die todkranke Brust — der Ausweg ist gefunden. Der lange, mühsame Pfad geht dem Ende entgegen. — — Ehe der Prinz mein Gemach noch einmal betritt, — mir die Hand der Versöhnung reicht“ — schrie er furchtbar

— und sank zusammen. Ein Blutstrom quoll über die Lippen. Heftige Zuckungen schlossen die abgemagerten Hände.

Eberhard sah still auf den Sterbenden hin. Er dachte einen Augenblick nicht daran, ihm zu helfen. Er hätte sich zu ihm niederknien, den kämpfenden Geist entfliehend belauschen — lange und heiß auf der gebrochenen Hülle weinen mögen.

Es schlug Ein Uhr Nachts. Eberhard entschloß sich rasch. Zu verweilen war unmöglich. Das Licht auf dem Tische brannte nieder, leises Röcheln wurde hörbar. Eberhard erklomm die Steintreppe und empfahl Reiligrath der Sorge des Wirthes.

Er konnte die Nacht hindurch nicht schlafen. Wirre Gedanken, Entwürfe, Beschlüsse durchkreuzten sein Haupt. Er wollte seine Stelle niederlegen, sich mit Irenen zurückziehen. Konnte er es thun? Durfte er den großmüthigen, besonnenen Prinzen dem Eindrucke dieser Katastrophe opfern? Vertrat Reiligrath noch die hehre, große, schöne Göttin der Freiheit, Germania, die seit Jahrhunderten Waltende, in ferne Zukunft zur Geistesherrschaft Berufene? War er nicht vielmehr nur ein dem Elende, der Verzweiflung anheimgegebenes Kind jener gleißenden, heuchlerischen Civilisation, welche sich Allmacht beilegt und nur Bevorzugte krönt und erhebt? Und blieb

ihm nicht eine schöne, milde Pflicht, welche seinem Herzen so nahe lag für Reiligraths Johanna, für die blühenden Kinder zu sorgen, die auch die seinen werden sollten?

Eberhard erhob sich früh wieder, er suchte die brennende Stirne in der Morgenluft zu kühlen. Er sah auf Irenens Gemächer. Es trat wie ein neuer Vorwurf, wie die Ahnung eines anderen Schlages an ihn heran, welcher ihn treffen konnte. „Vielleicht," sagte er sich selbst, „ist dieß Alles nur eine Läuterung, eine Prüfung. Vielleicht fallen nur die zwecklosen Aeste und Zweige, um die höchste, bergende, schattige Krone desto herrlicher sich entfalten zu lassen. Klarheit, Entschiedenheit — fordert der Augenblick." Er betrat sein Arbeitsgemach im Regierungsgebäude. Die dumpfe Luft, welche ihm sonst die Brust bedrückt hätte, schien ihm jetzt wie eine Mahnung an seine Pflicht. Er fühlte sich wieder fest im Bewußtsein des gewohnten Lebensganges. Er setzte sich an das Arbeitspult. Ein versiegeltes Schreiben lag darauf. Er erbrach es. Es enthielt den Befehl des Prinzen — zur Verhaftung Reiligraths.

Ein bitteres Lächeln überflog Eberhards Lippen. Er blickte gegen den Himmel, welcher sich über Fürstenbefehle hinaussetzt und die Treue des Dieners mit der Pflicht des Menschen aussöhnt.

„Heil, heiliges Licht, Heil,“ sprach er leise vor sich hin.

Wer Johanna in derselben Morgenstunde in ihren niederen Gemächern gesehen hätte, möchte geglaubt haben, daß sie das friedlichste, heiterste häuslichste Walten begonnen habe. Eine düstere Ahnung hatte sie den langen, vorhergehenden Tag über gequält, die Nacht hindurch den Schlaf von ihrem Kissen verscheucht. Es war ihr klar, daß es so nicht fortgehen konnte. Sie glaubte Reiligrath längst entdeckt, sie sah sein steigendes Leiden. Aus einer oder der anderen Wetterwolke mußte der Schlag erfolgen. Es dämmerte kaum, so klopfte es an die Hausthüre. Sie öffnete behutsam. Man brachte die Leiche Reiligraths. Nur einen Augenblick hindurch übermannte Johanna der Schmerz, daß sie wie todt neben ihm niederfiel. Dann faßte sie sich. Die freundlichen Morgenstrahlen eines Sommertages glänzten durch die Fenster, als Johanna die Leiche des Gatten reinigte, kleidete. Sie lag nun verhüllt auf dem Bette. Johanna war mit den erwachenden Kindern allein. Sie standen so fröhlich auf, sie umhalsten die Mutter, frugen nach dem Vater.

Johanna faßte sich, erzählte ihnen ruhig und traurig, ein gewaltiger Herr sei vorübergegangen und habe dem Vater befohlen, mit ihm zu gehen.

Der habe folgen müssen. Die Kinder wurden still und trübe. Dann führte Johanna sie zur Leiche, kniete mit ihnen nieder, schlug das Tuch von dem bleichen, entschlafenen Antlitze zurück. Die Kinder erkannten — daß der Vater todt sei.

Es drang etwas zum Himmel wie das Wimmern der Waisen, wie das leise Beten der Witwe. Die Welt wurde deßhalb nicht freier, der Himmel blieb unbewölkt und heiter.

Gegen neun Uhr kam Gustav durch Zufall vorüber. Er trat ein. Jäher Schreck, unnennbare Erbitterung erfaßten ihn, als er den Freund todt vor sich sah.

„Ich habe jede Falte seiner Stirne gezählt," sagte ihm Johanna leise. „Sie sind wie die Schmerzensjahre, welche er zurückgelegt hat. Warum mußte er so, warum im tiefen, dunklen Keller sterben. Er sehnte sich darnach zu sterben, wie Götz von Berlichingen, in der friedlichen Maienluft, — umgeben von den Seinen. — Das Maß mußte anders voll werden."

Der Verhaftsbefehl war mit einigen bitteren Zeilen von Johannas Hand an Eberhard zurückgelangt. Eberhard war tief erschüttert, aber nicht muthlos. Eben die letzte Unterredung mit Reiligrath, die letzte, welche der Flüchtling, der nie mehr Ruhe

auf Erden fand, überhaupt auf dem Schauplatze seiner Leiden gehabt, hatte ihm die Ueberzeugung befestigt, daß Reiligrath weder eine Partei, noch ein System, noch überhaupt eine maßgebende Anschauung vertrat. Reiligrath erschien Eberhard krank — seine Gedanken, seine Leidenschaft, sein ganzes Wesen von fremder Eingebung verdorben, nur von dem phosphorescirenden Lichte seiner sich verzehrenden Innerlichkeit düster seltsam umleuchtet. Eberhard glaubte, es könnte nun sogar besser werden, besser für ihn, der einen Läuterungsproceß durchschritten, besser für das Land, welchem ein düsteres Phantom drohte, während nun die alte Hofpartei eines getäuschten, mißbrauchten Werkzeuges beraubt war.

Irene trat mit kummervollem Lächeln zu Eberhard. Sie faßte seine Hand, legte das Köpfchen auf seine Schulter. Leise Röthe überzog Eberhards Wangen. Er fühlte zum erstenmale, daß in der Tiefe seiner Brust der Keim der Untreue lag, daß zwischen ihm und Irenen etwas stand, das nicht mehr Gleichgültigkeit, Entfremdung, — sondern Abneigung war.

„Du bist bewegt, Eberhard?“ begann Irene vorsichtig.

Eberhard theilte ihr in kurzen Worten die Scene der Nacht, den Tod Reiligraths mit.

Irene wußte davon. Sie erzählte Eberhard, wie die Nachricht bis zu ihr gelangt, wie sehr das Ereigniß die Stadt beschäftige, welche verschiedenen Urtheile über den Verstorbenen, Eberhard, die Ereignisse der letzten Monate gefällt wurden.

Eberhard hörte aufmerksam zu. „Es wird immer erkennbarer, daß wir gestiegen sind," sprach er nach einer Weile bitter. „Es liegt zu unseren Füßen, was früher neben uns stand. Wir sind uns um eine Lücke näher angewiesen."

Irene drückte sich weich und innig an Eberhards Seite. „Du hast also nicht vergessen, daß nicht der Zufall, sondern Prüfung, Schicksalslenkung uns zusammengeführt hat?"

Eberhard nickte stumm. „Die Geschäfte," sagte er dann," entziehen mich oft dem Umgange mit Dir. Diese Erinnerungen erlöschen dessenungeachtet nicht."

„Erinnerungen," fuhr Irene bedächtig fort, „welche freundlich und doch ernst sind. Vielleicht bieten sie Dir nicht jene Zerstreuung, deren Du bedarfst. Und doch, lieber Eberhard, könnte die ernste Färbung derselben bald das Uebergewicht erhalten."

Eberhard sah Irenen betroffen an.

„Du weißt, daß der Prinz die Freundschaft, welche er Dir widmet, auch auf mich überträgt. Der Prinz entwickelt viel Verstandesleben. Er sieht den Umgang mit mir als einen Theil des Systems an, welches er befolgt. Diese Ansicht theilt der Hof nicht. Seine Umgebung, Sydow, die Gräfin Theone haben diese Beziehungen in leidenschaftliche Formen gekleidet, welche sie nicht an sich tragen. Man ging so weit zu glauben, der Prinz könne meine Trennung von Dir verlangen und eine morganatische Ehe mit mir eingehen wollen, bloß deßhalb, weil er eine Vermählung ausschlug, welche Gräfin Theone mittelbar in Vorschlag gebracht haben soll."

Eberhard sah düster vor sich hin.

„Wirst Du der Ruhe Deiner Gattin das Opfer bringen, ihr zu erlauben, sich von Dir zu trennen, wenn sie ihre Ehre bedroht glauben sollte?"

„Irene," rief Eberhard bestürzt aus. Er drückte die Hand aufs Herz.

„Ist es noch ein Opfer des Herzens, welches Du bringst, Eberhard," fuhr Irene bittend und drängend fort. „Wirst Du die Lücke fühlen, welche meine Entfernung von Dir verursachen würde?"

Eberhard sank Irenen zu Füßen. „Von Engeln umgeben" sprach er mit weinender Stimme, „konnte ich vergessen, daß mir das Opfer eines Lebens

das Paradies erschließen sollte. Irene vergib, wenn ich nicht glücklich bin, — ich werde aber nie undankbar sein.“

Irene erhob Eberhard und drückte ihn leise und innig an's Herz, „Warum bist Du unglücklich, Eberhard?“ frug sie.

„Die Bahn, welche ich betreten habe,“ erwiderte er, „ist eine unheilbringende, eine mir nicht zusagende, welche den Zwiespalt in mein Herz, in mein Leben warf. Das ist aber Alles. Du darfst Dich nicht von mir trennen. Du darfst selbst den Prinzen nicht verlassen. Er darf jetzt nicht gestört werden. Der Erfolg der verwickeltetsten, mühsamst entworfenen Pläne hängt davon ab. Irene, Du wirst mir versprechen“ —

Eberhard wurde unterbrochen. Eine Meldung Heiks war an ihn gekommen. Er blickte starr auf die verhaßten Schriftzüge. Doch mußte er das Schreiben erbrechen, lesen. Es war eine Meldung, daß das Leichenbegängniß Reiligraths unmittelbar stattfinden werde, die unerwartetsten Vorbereitungen dazu getroffen seien. Eberhard legte die Hand auf die Stirne. Er begriff recht wohl, was vorging. Die Hofpartei, welche Reiligrath im Leben mißbraucht hatte, benützte nun auch sein Begräbniß, welches sonst in stiller, lautloser Einsamkeit vor sich gegan-

gen wäre, zu einer durchaus künstlichen Demonstration gegen den Günstling des Prinzen.

„Ich kann mich nicht mehr aufhalten," bat Eberhard Irenen. „Du darfst die heilig ernste Angelegenheit unserer vereinten Lebensbahnen nicht mit diesem Werke der Gehässigkeit vermengen. Für jetzt Irene, Ausdauer! Vielleicht lege ich bald selbst diese Dornenkrone ab."

Irene verhüllte die Augen mit der weißen Hand. War doch dieser Zwischenfall für Eberhard nur eine erwünschte Störung, ein Vorwand, ihren Bitten auszuweichen. Sie sah starr und still vor sich hin. Die Entscheidung lag fest beschlossen in ihrem Herzen. Sie würde sie ausführen, das wußte sie recht wohl. Nur rieselte eine Ahnung durch ihre Glieder, daß diese wie mit den Wehen des Todes verknüpft sein könnte.

Eberhard eilte auf die Straße und näherte sich vorsichtig dem Hause Reiligraths. Er fand Maßregeln der Ordnung und Sicherheit getroffen, aber nicht, um die Demonstration zurückzudrängen, sondern um ihr Bahnen einer reicheren Entfaltung zu erschließen. So war es möglich geworden, daß allmählig eine überraschende Zahl der Abgeordneten unmittelbar an der Thüre der Wohnung des Verstorbenen sich aufstellen, ein Musik- und ein Sän-

gerchor sich einfinden, Blumenkränze zum Schmucke des Sarges in das Haus gebracht werden konnten. Die meisten der in unmittelbarer Nähe Harrenden waren in Trauerkleidern.

Gedämpfte, klagende Musik erscholl. Eberhard sah, an der Ecke der Straße sich hinzudrängend, daß man fast überall das Haupt entblößte. Nun zeigte sich der Sarg, mit Blumen und Laubgewinde bedeckt, über den Köpfen — er erkannte Johanna, mit den Kindern an der Hand, in tief-schwarzen Trauerkleidern, Gustav mit dem breiten deutschen Bande.

Thränen traten in Eberhards Auge. „Germania“ flüsterte es klagend und vorwurfsvoll in seinem Herzen.

Trauerfahnen wurden erhoben, in der Eile angefertigt, einer der Abgeordneten trug die Bibel im Arme. Der Zug nahm immer feierlichere Formen an.

Als er aus der engen Straße heraus kam, hatte sich Johanna auf Gustavs Arm gelehnt. Sie schwankte mehr als sie ging. Ein leises Weinen ging durch die Reihen. Das Begräbniß wurde zum Ereignisse. —

Eberhard traf Otto. Der Buchhändler sah den Freund ernst und forschend an. „Haben Sie den Muth, bis zum Friedhofe mitzugehen?“ frug Otto.

„In dieser Frage liegt eine Verurtheilung" erwiederte Eberhard, „welche ich nicht verdiene!"

Otto antwortete nicht, sondern legte schweigend den Arm des Freundes in den seinen, um ihn zu geleiten. Eberhard ließ es stillschweigend geschehen.

Die Musik währte fort. Der Zug ordnete sich immer mehr. Die Trauerfahnen kamen an die Spitze desselben, dann folgten die Sänger, das Musikcorps, die Abgeordneten, der Sarg. Das offene Grab befand sich an der Kirchhofsmauer. Ein weiter Kreis bildete sich um dasselbe, dann sank der Sarg langsam hinab. Nun erscholl Choralgesang — der Student Gustav trat vor — um zu sprechen.

Die Abendsonne sandte ihre Friedenslichter über den mit zahllosen Blumengräbern, Lebensbäumen und kleinen Gartenanlagen bedeckten in frischem Grün schimmernden Friedensraum. Ihr röthliches Licht umgoß selbst Gustav's blühende Gestalt — obgleich jetzt seine Züge den Anflug bleichen Grames trugen.

Er sprach laut, ruhig, besonnen!

„Es gibt Augenblicke, in welchen das Verkannte, Vergessene, Verschmähte wieder zu hoher Geltung kömmt, das Herz sich liebend an ein Symbol klammert, welches bisher verworfen, verachtet, vielleicht mit Füßen getreten war. Dieses Verkannte, Verworfene — zu dem ich jetzt mit unnennbarem —

nie zu stillendem Schmerze emporblicke, ist das Kreuz mit der bleichen, noch jugendlichen, milden Duldergestalt — dem schuldlos Leidenden."

„Ja Du bist aufgerichtet auf Moria, um zu Dir emporzublicken, vor Dir anzuklagen, wenn das reinste Herz gebrochen, das Opfer des Frevels gebracht, die Missethat erneuert, das Edelste in den Staub getreten ist."

„Ja es hat sich wiederholt. Der edle Geist, voll des Himmelsfunkens der Freiheit, Menschlichkeit, des Fortschrittes, dieses nährenden Pelikans ward gequält bis zum Tode — der Held, der Prophet der neuen Zeit, die wie ein Morgenroth in jedem reinen Herzen aufbrechen muß, mußte verfolgt, verkannt, geächtet sterben — seinen Mund schließen — weil die Gewaltthat, die Lüge, die Einseitigkeit heuchlerischer Freisinnigkeit ihn nicht ertragen wollten."

„Er schweigt, er ist verstummt. Er hat den Willen seiner Quäler erfüllt. Ein armseliger, mehr als einfacher Sarg umschließt die Hülle, entzieht die theuren Züge dem Auge. Unkenntlicher Staub wird bald der Erde gleich vergessen lassen, daß den freiheitsdurstenden Geist eine fesselnde Form umfing."

„Und doch hat auch er einen Stein in den großen Tempelbau eingefügt. Doch ruft uns sein stummer Mund zu: „Setzt das Begonnene fort."

Die Freiheit ist eine Arbeit der Menschheit, welche nie endet. Was die Concile von Basel und Constanz begonnen — setzte der Convent der französischen Nation fort. Das brechende Auge des Sterbenden irrte nach einem solchen neuen Ruhepunkte wieder aufgenommener Freiheitsarbeit. Aus dem Schooße welcher Nation wird sich dieser erheben. Es kann nur jener der Deutschen sein!" —

„Die Bergpartei eines deutschen Conventes wird Reiligrath nennen, als das verblutende Opfer auf dem Berge Moria, das der Nation die erste Ahnung ihrer eigenen Erhebung wieder einflößte." —

„Ich sehe furchtbare, drohende, rächende Gestalten, leuchtend wie die Engel Gottes, mit dem Richtschwerte in der kräftigen Hand, — die befreite Nation zu ihren Füßen — die Männer des deutschen Berges. Todtbringend ist ihr Blick, unerbittlich ihr Urtheil — rächende Genugthuung ihr Walten, Jubel begrüßt sie — das Ostern der Freiheit Deutschlands begann, die Sturmglocken läuten die gewaltsame Auferstehung ein. Weißer Marmor ist über diesem Grabe errichtet, goldene Inschriften leuchten — es ist die Feier des Opferschmerzes für Unabhängigkeit, Freiheit, Fortschritt — die Apotheose des zum göttlichen Heros erhobenen Todten."

„Schlummere bis zu dem Tage der Erfüllung, der Gerechtigkeit, theurer, edler Entschlafener. Schlummere bis eine deutsche Jugend, Deiner würdig, die Waffen an Deinem Grabe erhebt — die Kronen und Fesseln zugleich zerbrechen, der Mensch zum Gotte wird, indem er aufhört Sklave zu sein. Ruft es dann den Nationen der Erde zu: Es waren die Deutschen, welche sich erhoben, unversöhnlich, todesmuthig, wie sie es Dir schuldig waren, Du gemordeter Dulder der Willkühr und Tyrannei, — die Deutschen, mit welchen alle Völker frei wurden wie diese selbst."

Gustav schwieg. Nach lautloser Stille ergriff einer der Abgeordneten die Schaufel und warf Erde auf den Sarg. Er sprach dann. Eberhard erkannte an der Stimme, daß es Welsheim sei.

„Du starbst zu früh" so hörte Eberhard, „zu früh für unsere Wünsche. Das Vorurtheil des Parteikampfes tödtete Dich, das Werk der Versöhnung ereilte Dich nicht mehr. Wir strecken bittend die Hände nach Dir aus, nimm es an den Deinigen als Sühne an. Dein Muth, ging er auch zu weit, ist auch der unsere, Deine Sorge ist unsere Arbeit geworden. Wir erkennen Dich an, als den der Du warst, den Helden, welcher ein Winkelried Deutschlands die Stahlspitzen in der Brust begrub, ehe man

Dir sagen konnte, daß sie sich freiwillig vor Dir senken wollten."

Eberhard athmete schwer. „Seine Mäßigung" flüsterte er Otto zu, „deckt Gustavs Unbesonnenheit. Es ist doch nur eine planlose Demonstration." — „Es ist mehr Eberhard" erwiederte Otto mild. „Es ist jenes Ausnahmsrecht, welches der Tod der Ueberzeugungstreue früher oder später gewährt. An diesem Sarge ist jedes Wort gerechtfertigt, weil es ohne denselben nicht wiederholt werden kann."

Eberhard drückte Ottos Hand. „Gericht des Volkes, Gottes Gericht, Wort der Jugend — Wort Gottes, so will ich es hinnehmen."

Die Nacht sank hernieder, das Abendgold verblaßte, der schwermüthige Choral tönte von Neuem, der Friedhof wurde leer, still und stumm.

Eberhard entfernte sich einer der Letzten. Es war ihm dunkel im Gefühle, als wäre dieses Grab offen und harrte eines Zweiten. „Oeffnete es sich für mich" dachte er voll unnennbaren Schmerzes.

Die Begräbnißscene hatte, wie es nicht anders sein konnte, den tiefsten, mächtigsten Eindruck hervorgerufen und wurde von den verschiedensten Seiten in der verschiedensten Weise beurtheilt, ausgebeutet. Gustav war unmittelbar darauf an die Universität abgegangen. Der Prinz nahm längere Rücksprache

mit Eberhard, welche sich wiederholte, als von Seite des Bundestages eine ernste Mahnung, sowohl die Entwicklung des Verfassungswerkes, als die Reiligrath, wie es hieß, zu Theil gewordene Nachsicht in strenger, eingehender Weise beleuchtend einlief. Die Stimmung blieb nachhaltig eine gedrückte.

Der Prinz trat düster und verstimmt bei Irenen ein. Eine tiefe Bewegung verrieth sich in seiner fast zitternden Stimme.

„Die Prüfungen meiner Regentenlaufbahn beginnen früh,“ sagte er. Ich werde verkannt, angefeindet. Ich werde den Muth nicht verlieren. Thun aber auch Sie, Irene, das Ihrige. Ihr Gatte bedarf der Aufmunterung. Stehen Sie ihm entschieden, stark zur Seite.“

Irene schwieg und beugte das Haupt.

„Prinz,“ erwiederte sie dann mit weicher Stimme. „Ich möchte Sie an ein Wort des großen Dichterfürsten erinnern, es sei nicht gut unter Palmen zu wandeln.“

„Göthe wendete es auf Frau von Stein an,“ sagte der Prinz lebhaft.

„Ich beziehe es auf Sie und auf mich,“ fuhr Irene fort. Es beginnt Vieles im Leben, das einem Spiele ähnlicher sieht, als dem Ernste. Das Beginnen mag den Charakter des Spieles noch an sich

tragen können — endlich muß der Ernst sein Recht geltend machen. Je mehr ich seinen Einfluß fühle, desto unenthüllter tritt mir auch die Kluft entgegen, welche mich von Ihnen scheidet. Eberhards Talent, seine Arbeitskraft, seine Jugend, können ihn geistig ebenbürtig an Ihre Seite stellen. Ich habe nichts in mir, an mir, das diesen Vorzügen Eberhards anzureihen wäre. Ich trenne mich nicht von Ihnen allein Prinz — ich trenne mich auch von meinem Gatten."

„Sie trennen sich?" fuhr der Prinz auf.

Irene bejahte es, legte die Hände auf jene des Prinzen und sah ihn lange mit wehmüthig dunklen Augen an. „Wie oft" sprach sie dann, „muß ich es Ihnen wiederholen, daß mein Verhältniß zu Eberhard ein so bestimmtes war, daß es nicht nach Willkühr der Welt und ihren Interessen Preis gegeben werden konnte. Ich hoffte auf ein friedliches, namenloses Stillleben, auf ein Vergessenwerden. Ihre Gunst hat Eberhard gehoben. Heller Tagesschein fiel auch auf meine Verhältnisse. Ich gehöre einem Hause an, welches untergangen ist. Der Adel, welcher sich an den Namen Wesendonk knüpft, erinnert an das Haus Maltiz. Man verlangte von mir mehr, als ich geben konnte, mehr als in meiner friedlichen, stillen Natur lag. Ich habe Eberhard bis hieher

begleitet. Bis jetzt konnte er mich ertragen, — von jetzt an würde ich ihm eine Last, ein Hemmniß sein."

„Und wohin wollen Sie sich zurückziehen?" frug der Prinz.

„In meine Vergangenheit" antwortete Irene. „Meine Freundin, Idelette Fonterive, schreibt mir, daß in der von ihr geleiteten Pension Raum genug zur Verwirklichung meiner idealen Anschauungen sei. Es ist ein alter Wunsch, mich der Erziehung zu widmen."

Der Prinz sah mit düsteren Blicken auf Irenen. Diese noch immer ätherisch leichte Gestalt, der schlanke Wuchs, das anmuthige Haupt, die zarten blassen Züge, sollte dieses schöne Frauenleben, dieser quellende, melodische Lebenston nur dem Verstummen entgegen geführt werden können?

„Irene," antwortete der Prinz altklug, „Sie leiden an einem krankhaften Gefühle, Sie sind verstimmt und verstimmen. Ihre gegenwärtige Stellung ist die günstigste von Allen. Zur deutschen Hausfrau, welche waltet, ordnet, das bürgerlich alltägliche Leben vertritt, sind Sie zu poetisch, zur Salondame zu schüchtern."

„Ich scheide Prinz," erwiederte Irene mit Bestimmtheit.

„Ich kann Ihnen nicht ganz Unrecht geben," schlug der Prinz nach Ton der Stimme und Charakter der Rede um. „Wenn Sie den Muth zum Opfer fühlen, warum es nicht bringen. Das Geheimniß Ihres Lebens ist, daß Sie keiner Liebe fähig sind. Sie sind zu stolz dazu gewesen, um Eberhard zu lieben, Sie waren zu stolz, um für mich zu fühlen. Sie werden vielleicht auch zu stolz sein, um meinen Antrag ruhig anzuhören."

„Soll er meinen Entschluß ändern?" frug Irene ruhig.

„Könnten Sie sich mit Sydow befreunden," fuhr der Prinz etwas trocken fort. „Da Eberhard doch in meinen Diensten bleiben soll, kann mir Ihr Loos nicht gleichgültig sein. Meine Mutter kränkelt. Mit Ihrem Scheiden, mit der Uebernahme der vollen Regierungsgewalt habe ich Eberhard ein neues Zeichen meines vollen Vertrauens bestimmt. Ich hätte gewünscht, daß Sie daran Theil nehmen."

Irene machte eine ablehnende Bewegung mit der Hand.

„Es ist nahebei lächerlich" ergänzte der Prinz „aber es ist in meinem Lande mit der Leitung eines Damenstiftes auch der Titel einer Aebtissin zu vergeben. Wäre es nach Ihrem Geschmacke, diese Stellung einzunehmen?"

„Wie sehr verkennen Sie mich Prinz,“ erwiederte Irene geduldig, „wenn Sie glauben, daß ich mit irdischem Glanze umgeben, vom Hofe zu scheiden begehre.“

„Antworten Sie nicht für sich,“ erwiederte der Prinz rasch und streng „antworten Sie für die Zukunft Ihres Gatten — und antworten Sie mir schriftlich.“ Der Prinz schied rasch.

Irene sah ihm lange nach. Ein heftiger Schmerz faßte ihr Herz. „Ein Bruch“ sagte sie leise vor sich hin. Es legte sich wie ein Flor über Irenens Auge. „Er verlangt, daß ich für ihn fühlen sollte, er verlangt ein Opfer für Eberhard.“ Sie faltete die weißen, kleinen Hände fest, erhob sie gegen Himmel. „Ein Opfer“ wiederholte sie leise. „War nicht vor wenig Tagen eine Leiche? Es gäbe ein Opfer — das Allem ein Ende machte. Aber es kann nicht gebracht — es müßte genommen werden.“

Sydow hatte Johanna zu sich bitten lassen. Sie war mit schwerem Herzen dem einem Befehle gleichkommenden Rufe gefolgt. Sydow empfing sie mit seinen gewöhnlichen Amtsmienen, welche ein kaltes Wohlwollen milderte. „Sie sind nun in die Lage versetzt“ begann er, „einer ruhigeren Zukunft entgegen zu gehen. Die Verbindung mit Ihrem Gatten war eine stete Gefahr. Die Vorsehung hat

Sie davon befreit. Kehren Sie jetzt auf die Bahnen eines christlichen Lebenswandels zurück."

Johanna schwieg und senkte die Augen.

„Die Gnade des Prinzen hat Ihnen eine lebenslängliche Pension bestimmt, welche Sie und Ihre Kinder der Sorge entreißt. Sie werden dafür versprechen, das Bild des Vaters, welches leider kein Vorbild war, nach Möglichkeit zu verhüllen, diese in Gottesfurcht und Ergebung für das Regentenhaus zu erziehen."

Sydow machte eine kurze Pause, um zu erforschen, ob Johanna antworten wollte. Diese schwieg beharrlich. „Um Sie völlig zu beruhigen," schloß Sydow mit feinem Lächeln „kann ich hinzusetzen, daß es Herr von Wesendonk ist, welchem Sie diese Gnade des Prinzen verdanken."

„Herrn von Wesendonk" fuhr Johanna erschreckt auf. „Dann kann ich sie völlig nicht mehr annehmen. — Herr von Sydow," setzte sie nach einer Pause hinzu, „das beste und einzige Erbe, welches ich und die Kinder besitzen, ist das Andenken an den Vater, welcher für uns starb. Es wird mich stärken, es wird in milderem Lichte, tröstend, segnend seine Kinder zu wahrhaften, guten, arbeitsamen, aber unabhängigen Menschen machen."

„So habe ich dem Prinzen nur Ihre dankende Ablehnung zu melden?“ frug Sydow scheinbar bestürzt.

„Dem Prinzen und Herrn von Wesendonk“ betonte Johanna schmerzlich. Sydow nickte leise und stolz mit dem Kopfe wandte sich ab und ließ Johanna allein.

Eberhard wußte von Sydows Schritte. Nach langem Zagen und innerem Kampfe entschloß er sich Johanna in ihrer einsamen Wohnung aufzusuchen, zu erwarten. Er hatte sie seit Reiligraths Tode nicht gesprochen.

Die Kinder empfingen ihn mit stiller, stummer Scheu. Er hatte Muße die engen Gemächer zu betrachten. Wie war Alles verlassen, stille, das Pult geschlossen, der abgenützte Armsessel in die Ecke geschoben. Die Ruhe des Scheidens, der geschlossenen vollbrachten Lebensarbeit breitete die unsichtbaren Schwingen über diese Gemächer. Unwillkührlich sah Eberhard nach aufwärts, unwillkührlich fühlte er dem in schweren Kämpfen geschiedenen Geiste nach, ob er noch zürne.

Johanna überraschte Eberhard durch ihr geräuschloses Kommen. Eberhard faßte sich mühsam, als die tief schwarz gekleidete, bleiche Gestalt vor ihm stand.

Johanna sah ihn stumm und fragend an. „Herr von Wesendonk“ sagte sie dann tonlos. „Sie

scheinen durch den Umgang des Prinzen verwöhnt, auch seine Gewohnheiten angenommen zu haben. Der Besuch des Prinzen, welcher diese Schwelle gewaltsam überschritt, um meinem verstorbenen Gatten seine Gnade aufzudringen, wiederholt sich in der Person seines vertrauten Dieners. Ich habe die Pension zurückgewiesen, welche Sie mir erwirkten.“ Eberhard sah stumm vor sich hin. „Nicht mehr Eberhard,“ flüsterte er dann klagend und leise. Johanna erhob den Blick schmerzlich. „Können Sie noch ein Wort sprechen, Herr von Wesendok,“ fuhr sie fort, „können Sie noch einen Gedanken vor mir, von mir fassen, welcher nicht eine Anklage gegen Sie selbst wäre?“

Eberhard war im Begriffe zu antworten. Er suchte nach Ideen, nach Worten. Die Politik, Parteigezänke, die Lage des Ländchens, wirre Anfänge brannten in seinem Kopfe. Er sah ein, daß er so nicht sprechen konnte. Der Schmerz in seiner Seele begann das uralt klagende Lied, er gestand sich, er war im Begriffe Johanna zu gestehen, daß die tiefsten Regungen seines besseren Ich, sein wahres, schwer zurückgedrängtes Freiheitsgefühl an Johanna wie an einem Heiligenbilde mit abgöttischer Schwärmerei hingen. Mit der Angst eines Erblindenden sog sein Auge diesen schwindenden Lichtstrahl ein.

„Ich habe noch den Muth, Sie um Ihre weiteren Beschlüsse zu fragen,“ sprach Eberhard nach einer peinlichen Pause. „Wohin wollen Sie?“ —

Johanna zögerte zu antworten.

Mit fast verklärtem Lächeln begann sie dann: „Ich würde nicht sprechen, mein Asyl als Geheimniß bewahren, könnten Sie mir nachfolgen, Herr von Wesendonk. So können Sie es nicht und ich antworte: dorthin, wo mein Gatte, wie ein Jünger neuen Lebens wandelte — in die neue Welt.“

„Nach Amerika?“ fiel Eberhard erschrocken ein.

„Vielleicht steht das Blockhaus noch, das er errichtete, am Saume unberührter Wälder. Wenn es dann wieder Weihnachten wird“ — Thränen erstickten Johannas Stimme.

Eberhard konnte sich nicht mehr fassen. Er sank Johanna zu Füßen. „Heilige meiner Tage,“ rief er aus „scheide so — scheide nicht von mir. Streife den letzten Lichtglanz nicht von meiner Arbeit, meinem Wandel. Johanna! Du warst mir Alles, Alles. In Deiner Einfachheit, Deinem klaren, herrlichen Geiste, in der Wahrheit Deines Seins, der Treue Deiner Erfahrungen wehte es mich wie Morgenluft stärkend, heilend an. Rette, rette mich. Ich will Stellung, Fürstengunst, die politische Ehre

von mir werfen. Führe mich zu den Deinen, in die große, freie, helle neue Welt zurück."

„Herr von Wesendonk," erwiederte Johanna streng. „Die neue Welt verschließt sich der ungelösten Aufgabe, in welcher Sie die Frage an das Schicksal stellten. Sie verurtheilen sich selbst — zum Flüchtlinge. — Sie tragen die Ruhe nicht in sich, welche allein ein friedliches Asyl erschließt."

„Kain, Kain," wimmerte Eberhard unhörbar.

Johanna sah mitleidig auf ihn. Dann erhob sie den Arm hoch und zeigte nach oben.

„Selig, die gekämpft bis zum Ende," weinte sie, „denn ihrer ist die Krone des Lichtes."

Dann sank sie betend nieder. Die Kinder knieten an ihrer Seite. Sie sahen scheu nach dem Bette, auf welchem die Leiche des Vaters gelegen.

„Kain, Kain!" schluchzte Eberhard.

„Ich vergebe," sprach Johanna sich erhebend und reichte ihm die zitternde Hand. „Ich verurtheile Sie nicht! Aber scheiden Sie! Leben Sie wohl für immer!"

Eberhard sah noch einmal mit vollem Auge auf Johanna. Dann erhob er sich stolz, kalt und entschlossen. Die Kraft seines Innern kehrte zurück.

„Vielleicht, Johanna," schloß er scheidend, „denken Sie einmal milder, vielleicht sehen Sie mich

von weiter Ferne, über das Weltmeer, wenn auch nicht gerechtfertigt — doch nicht mehr verurtheilt."

Mit welchem Sturme in der Brust trat Eberhard nun vor Irenen. Eberhard war eine gewaltige, starke Natur, in welcher das Begehren, die Empfindung sich klar, kräftig ausdrückten. Er sagte über sich selbst, die Menschen seien in ihrem Leben, wie Maler und Bildhauer, die einen drückten ihr Dasein nur in Farben aus, die andern wüßten es unvergänglich, wie in Stein festzuhalten. Das letztere war bei Eberhard der Fall. Was an ihm vorübergegangen, was ihm einmal geistig oder als Erfahrung errungen war, daran hielt er fest, das stand unauslöschbar in ihm. So war es mit Johanna, so mit dem Prinzen. Er hatte Johannas Leben, ihre starke, ruhige Anschauung als die Glorie seines Wirkens ersehnt, — mit ihrem Scheiden fühlte er den Tod durch seine Seele gehen. Er verglich zum erstenmale Irene, sein Verhältniß zu dem einstigen Fräulein von Maltiz mit der Gattin des Flüchtlings, welche die Luft der neuen Welt gestählt. Er beugte das Haupt vor dem Verhängnisse, das sie ihm entriß, es war, als ob man die Sonne aus dem Himmel gelöst und eine unerhellbare Nacht ihn anstarrte. Sein ganzes Hoffen, sein Schauen in die Zukunft war so ganz in Johanna aufgegangen, daß er

keinen Ersatz dafür hoffte, ja einen solchen mit der Wuth der Verzweiflung zurückwies.

Der vertraute Verkehr mit dem Prinzen hatte ihn gesellschaftlich gehoben. Er verdankte ihn seinem Talente, seinen Kenntnissen, seiner frischen, reichen Geisteskraft. Was er in sich trug, hatte dabei wie zum Piedestal gedient, von welchem aus er in weiter Welt sichtbar war. Man kannte seinen Namen an Höfen, man besprach seine Regierungsmaßregeln, seine Gesetzentwürfe in der deutschen Presse, in mehreren Kleinstaaten sehnte man sich nach seinem völligen Siege, um auf der von ihm betretenen Bahn zu folgen.

Eberhard hatte über diesen Ereignissen und Eindrücken, die Wahrheit zu sagen Irenen vergessen. Er war die zarte Rücksicht gewöhnt, womit sie ihn nur dann ansprach, nur dann ihm nahe trat, wenn er selbst es erträglich fand. Ohne den Verkehr Irenens mit dem Prinzen zu erforschen, zu beurtheilen, genügte es ihm, in ihr eine Stütze seiner Stellung, seines Machteinflusses zu besitzen.

Es konnte keine ungünstigere Stunde geben, als jene, in welcher Irene jetzt an ihn herantrat. Er fühlte den brennenden Schmerz um Johanna, er fing an, mit Befriedigung den Einfluß, welchen er auf die Regierung ausübte, als einen Ersatz für

idealere Wünsche zu betrachten. Herr von Welsheim hatte seit einiger Zeit geschwiegen, der Prinz sich so offen und laut für das System, welches er mit und durch Eberhard angebahnt, ausgesprochen, daß man sich vor dem liberalen Absolutismus des Mitregenten beugte. Eberhard sah die Nothwendigkeit ein — sein geistiges Leben ungestört in erhöhte Thätigkeit zu versenken.

Als nun Irene es schüchtern wagte, ihn aufmerksam zu machen, daß eine erhöhte Geduld von seiner Seite nöthig sein würde, um ihre Bitte anzuhören, fühlte Eberhard zum erstenmale eine tiefe, grollende Abneigung gegen sie. Das stille kränkelnde Wesen, es war wie ein verbleichender Abendschimmer, welcher ihn abstieß, da seine Seele sich in ein wogendes Feuermeer hätte versenken mögen.

Irene ahnte das Gefühl nicht, welches Eberhard übermannte, sie verstand sich vielleicht selbst nicht. Sie wußte, daß sie von ihm scheiden, sich die Erlaubniß dazu erbitten wolle, — sie glaubte aber, daß diese Trennung in milden Formen sich vollziehen, den Dank Eberhards hervorrufen würde.

Sie beging zunächst die Unvorsichtigkeit, in ein Pathos zu verfallen, welches ihr sonst fremd war, indem sie Eberhard auf die innere Entstehungsgeschichte ihrer Verbindung zurückführte. Damit war

eine Saite in Eberhards Innerem berührt, welche lange und schmerzlich klang. Es war die Erinnerung an eine passive Unterwürfigkeit, auf welche er jetzt nur mit Widerstreben zurücksah. Er war damals — er warf es sich jetzt vor — im vollen Sinne des Wortes Frauenknecht, Sclave von Gefühlen gewesen, welche nur die Einsamkeit des Herrnsitzes, die ablaufende Epoche der Romantik, der Idylle in ihm hervorrufen konnte. Indessen hatte das Drama des Lebens begonnen, die edelste der Frauengestalten, welche Eberhard anerkannte, Johanna, war aus demselben bereits geschieden, über Liebe, Gefühl ein eiserner Vorhang gefallen. Irenens beginnender Vortrag rief ein noch unklares Wort auf seine Zunge, welches bald wie ein Pfeil tödtlich von derselben in das zerdrückte Frauenherz fahren sollte.

Irene stellte Eberhard eindringlich die Nothwendigkeit ihrer Trennung von ihm vor. Sie entwickelte zuerst die Gründe, die sich aus ihrem Seelenleben ergaben, wollte dieselben aber nicht als allein gültig hervorheben. Dann ging sie zu Eberhards steigendem Erstaunen auf die letzte Begegnung mit dem Prinzen über.

„Der Prinz selbst empfiehlt diese Trennung, er fordert eine schriftliche Antwort?“ frug Eberhard noch einmal.

Irene bejahte es kalt und ruhig.

Bitteres Lächeln zog über Eberhards Züge. „Es ist zum erstenmale," antwortete er mehr sich selbst, als Irenen, „daß ich darüber nachdenke und spreche, aber wir haben es mit dem Wechsel von Gnade und Ungnade zu thun." Eberhard lachte laut, daß es Irene in der tiefsten Seele verletzte. „Ungnade für Dich, Gnade für mich, eine partielle Sonnenfinsterniß, ein Schauspiel für den alten Hof."

„Um so dringender ist es, meine Bitte zu erhören," fuhr Irene fort.

Eberhard schüttelte den Kopf. „Ich halte diesen Dualismus für unmöglich. Welche Absichten der Prinz auch sonst mit mir haben muß, den Platz an meiner Seite erhalte ich mir frei. Deine Trennung von mir ist mir lästig. Nicht allein beraubt sie mich einer Bundesgenossenschaft — sie setzt mich neuen Verlegenheiten aus."

Irene sah starr und groß auf Eberhard. „So weit kann es nicht gekommen sein," sprach sie dann weich, „daß Du mich politischen Interessen opfern könntest. So viel Selbstachtung hast Du sicher noch vor mir, daß Du mich nicht zum Werkzeuge herabwürdigen wirst, um den Prinzen zu unterhalten."

Eberhard schwankte. Bitten, Vorstellungen, er

fand den weichen Ton dazu nicht in der Seele. „Wenn Du auf Deinem Willen bestehst,“ sprach er nach einer Pause, „kann ich keinen Widerspruch dagegen erheben. Du wirst fortziehen, Irene, an den Prinzen schreiben, das Exil antreten — wo Du willst — Du wirst aber auch mir einen Dienst erweisen — ein Zugeständniß machen — diese Scheidung eine so wahre, dauernde sein zu lassen — daß sie in die Ewigkeit reicht, die Seelen auseinander hält, — die Gräber trennt.“

Irene war schwankend aufgestanden und im Begriffe Zustimmung nickend sich zu entfernen. Sie konnte es nicht mehr; hatte sie auch nie Leidenschaft für Eberhard gefühlt, so achtete sie ihn doch. Das stille, friedliche Gemüth Irenens begriff, faßte diese gewaltsam düstere, dämonische Scheidung nicht. Die Perlen, welche das Dulderleben in ihrem Inneren gereift, waren nahe daran zertreten zu werden. Sie wollte es nicht zugeben.

„So können und wollen wir nicht scheiden“ sagte sie schüchtern. Jähe Röthe überzog Eberhards Wangen. „Es muß schnell, für immer — bis in die letzte Erinnerung geschieden sein,“ antwortete er mit zusammengepreßten Lippen.

„So habe ich Dich unglücklich gemacht ohne es zu wissen?“ frug Irene, wie zerbrochen.

„Unglücklich bis in die letzte Empfindung meines letzten Lebenstages," erwiederte Eberhard dumpf. „Unglücklich bis zu jener Empfindung der Verzweiflung, welche ein letzter Rest von Besonnenheit noch zurückhält, — bis zum Fluche."

Das Wort hatte kaum das Ohr Irenens erreicht — das Bewußtsein, wie ein scharfer dünner Dolch durchschnitten, die Seele wie ein Feuerbrand tödtlich verletzt — als sie auch zitternd, stumm, fahl zusammenbrach.

Drei Tage hindurch wüthete der Sturm des heftigsten Nervenleidens durch den zarten Leib. Vergebens stand der Prinz erstarrt vor der geschlossenen Thüre des Gemaches, vergebens näherte sich Sydow der schwer Erkrankten mit Versuchen der Ansprache. Das Bewußtsein kehrte nicht mehr zurück. Am Abende des dritten Tages, als die rosige Abendgluth auf den Fenstern des Gemaches lag, breitete sich stilles, friedliches, seliges Lächeln über Irenens Züge. Fast eine Stunde hindurch währte es, — die Arme über die Brust gekreuzt, gaben ihr den Ausdruck einer still und innig Betenden. Dann erstarrten die Arme, der Athem hatte aufgehört, die Augen waren geschlossen. Irene war — eine Leiche.

„Heil — heiliges Licht — Heil!" flüsterte Eberhard über die Entschlafene und sah mit unnennbarem Schmerze nach Oben.

Drei gewaltige Schläge hatte das Schicksal an die eherne Pforte gethan, drei Schläge, rasch, mahnend. Gehört das Schicksal doch der ganzen Menschheit an und hat Eile mit dem Einzelnen. Reiligraths Tod, Johannas Scheiden, Irenens bewußtloses Hinübergehen ohne Sühne und Vergeben. Kalt und schwer legte sich ein Etwas auf Eberhards Brust. Er nannte es still in sich versunken — Schuldbewußtsein.

Er saß vor seinem Arbeitstische und starrte über die Papiere vor sich hin. Die wunderbar geheimnißvolle Spieluhr von Irenens Leben, deren fast mechanisches Klingen ihn so oft in träumerisches Vergessen eingelullt, war stehen geblieben. Wie ein Krösus oder wie ein Kind hatte er sie auf den Boden geworfen, zertrümmert. Er fing an nachzudenken, lange, tiefsinnig zu beurtheilen, wie er es seit Jahren nicht gethan. Er lachte bitter, als er fühlte, wie kalt es ihm um's Herz wurde. Kamen ihm doch sogar literarische Erinnerungen. „Schuldbewußtsein," sagte er sich. Hat Freytags Valentine darüber nicht einen dramatischen Commentar geliefert? Ist ein Dieb oder das Verdächtige eines gebesserten Diebes eine Schuld? Ist Mord eine Schuld? Ist es Betrug? Das ganze Gesetzbuch der Verbrechen stand ihm wie ein Becher voll Galle vor Augen. Er konnte jeden be-

liebigen Tropfen daraus wählen, um sich die Zunge damit zu verwunden. Was war endlich Schuld in seinem Leben? Alles oder nichts. Er erinnerte sich an seinen todten Vater, an Katharina, welche er einmal auf dem Jakobshofe gedemüthigt, an das Versprechen, das er Idelette gegeben, an Reiligraths glühenden Haß, Gustavs rasches Abwenden, den Stolz seiner Gegner. War Schuld darin, die er hervorgerufen oder hatte man an ihm gefrevelt? Was hatte Irenens Tod herbeigeführt? Dieselbe Ursache, welche eine Saite an der Violine springen läßt. — Mehr nicht!

Des Prinzen Anordnung ließ Irenens Begräbniß in prachtvollster Weise sich vollziehen. Es sollte die Erinnerung an Reiligraths letztes Vorüberziehen aufwiegen. Düster und schmerzlich klangen die Todtenglocken. Irene ruhte in einem mit weißem Atlas ausgeschlagenen von Außen mit weißem Sammt überzogenen Sarge. Als dieser geschlossen, mit weißen Rosenkränzen behangen, vorüberzog, war er wie eine Wolke leicht, rein, duftig, durchsichtig, welche am Abende in's Weltmeer versinken soll. Die Equipagen des Prinzen, des Hofes, der Abgeordneten folgten.

An dem Thore des Kirchhofes stand ein kleiner, hagerer Mann, welcher den Leichenzug mit glühen-

dem Auge erwartete. Er trug das schwarze Alltagskleid, das heute so passend war, er war fahl, gelb, neidisch, wie immer. Fast Jedermann erkannte Heik in ihm. Heute hatte er sich aufgerichtet und sah hoffnungsvoll vor sich hin. Es war ihm, als wehte nun für ihn Morgenluft. Sein Gegner hatte sich selbst entwaffnet. Er sah Tage der Genugthuung, die Tage des alten Regimentes in verstärkter, verjüngter Kraft wieder heraufziehen. Er grinste ihnen müde entgegen.

Es waren nur wenige Tage vergangen, als Gräfin Theone mit eigenhändig geschriebenen Briefen den Kreis der Treuen um sich versammelte. Sie fanden sich pünktlich ein. Oberst Gustavson kam mit dem Oberhofprediger von Sydow, Herr von Berlepsch schien in der Antichambre zu warten, um die Freunde mit erhöhter Freundlichkeit und listiger Heiterkeit zu begrüßen. Nur Herr von Welsheim ließ einige Minuten warten, wie um das Gewicht seiner Erscheinung zu erhöhen, fühlbar zu machen. Er hatte die leichten Manieren eines gewandten, salonerfahrenen Diplomaten angenommen. Gräfin Theone, bleicher und ernster als sonst, blickte Jeden der Kommenden sorgenvoll an.

Herr von Berlepsch wollte anfänglich das Gespräch beleben. Er sah bald, daß er auf eine Gleich-

gültigkeit stieß, welche den hohen Begriff, den er von seiner Bedeutsamkeit hegte, herabstimmte. Dagegen ließ Theone die Freunde nicht lange in Ungewißheit.

Sie nahm den Faden des Gesprächs sogleich auf, während noch mehrere der Anwesenden die Theetasse in der Hand hielten. „Die Situation," sprach sie, „ist ernster, gespannter als je. Ich habe Aeußerungen vernommen, welche man meinen Freunden zuschreibt und die mir zeigen, daß wenig Klarheit über das, was noth thut, vorherrscht."

Herr von Sydow, sonst der schweigsamste von Allen, ergriff zum Erstaunen der Anwesenden das Wort. Ein leises Lächeln glitt über die sonst theilnahmslosen Züge. „Habe ich vielleicht Mißfallen erregt," frug er zuletzt leiser. „Ich glaube ein Witzwort ganz gegen meine Gewohnheit in die Welt gesendet zu haben, als ich nach Reiligraths und Irenens Tode sagte, die Stadt sei um ein Scandal und ein Grabdenkmal reicher."

„Der Staat ist um einen allmächtigen Günstling reicher," erwiederte Theone ernster, als Sydow es ertragen konnte, denn er sah empfindlich auf sie. „Reiligraths Tod räumte Herrn von Wesendonk eine Verlegenheit aus dem Wege — Irenens unerwartetes Hinscheiden hat ihn uns unmittelbar gegenüber

gestellt. Wir sind Feinde und haben uns nun in's Auge zu sehen."

Herr von Welsheim nickte zustimmend, konnte doch die Aufgabe des sich in's Auge Sehens, wie er annahm, zuletzt nur ihm zufallen.

Theone fuhr fort. „Der Prinz hatte für Irenen eine leidenschaftslose, durch Achtung gehobene und verstärkte Neigung. Ihr Tod ergriff ihn tief. Er erschütterte ihn. Eine lange, ernste Besprechung mit Herrn von Wesendonk war die Folge davon. Der Prinz unterrichtete mich selbst von ihrem Inhalte."

Die Anwesenden wurden aufmerksamer, zeigten erwartende, gesteigerte Spannung.

„Ungefähr," fuhr Theone fort, „lauten die Worte des Prinzen so. Dem Lande drohe Anarchie. Er wünsche eine Versöhnung der Parteien, Entgegenkommen von beiden Seiten. Was Herr von Wesendonk seinerseits versprach, zur Versöhnung beitragen soll, weiß ich nicht. Der Prinz erwies mir jedoch die Ehre, mich als leitende und vermittelnde Persönlichkeit für die Partei seiner und Herrn von Wesendonks Gegner zu betrachten."

Herr von Berlepsch ließ sich nicht abhalten, lebhafte Glückwünsche auszudrücken.

„Sie sehen, Oberst Gustavson und Herr von Welsheim, Sie Beide müssen sich dem Gesammtwohle in ihren Anschauungen unterordnen.“

Theone schwieg, als erwartete sie auf diese Anfrage eine Antwort. Tiefes Verstummen kam ihr entgegen.

„Vorläufig,“ fuhr sie fort, „habe ich die Last auf mich genommen, Herrn von Wesendonk zu sehen. Er ist Witwer, — der Prinz war voreilig und unerfahren genug, ihn auf mich aufmerksam zu machen.“

„Unmöglich,“ fiel Herr von Berlepsch ein.

Theone nickte leise mit dem Kopfe. „Ich zögerte keinen Augenblick, Herr von Wesendonk wohlwollendes Entgegenkommen zuzusichern — da es des Prinzen Wunsch — mir Befehl sei.“

Oberst Gustavson sah mit düsterem Lächeln auf die Gräfin.

Theone nickte ihm leise. „Es kann auch noch weiter gehen,“ fuhr sie fort. „Der Machiavellismus, welchen Herr von Wesendonk unter Sammthüllen nicht anerkennen wollte, kann ihm schweigend die tödtliche Tigerkralle in's Herz senken.“

Die Bitterkeit und Entschiedenheit, mit welcher die Gräfin sprach, zeigte ihren Freunden, daß sie vorgefaßte Entschlüsse anzuhören hatten, an welchen nichts zu ändern sei. Niemand ergriff mehr das Wort.

„Meine Freunde," beschloß Theone, „betrachten es als Endergebniß der Unterredung, daß Herr von Wesendonk hier der Form nach als Freund zum Werke der Verständigung aufgenommen, in Wirklichkeit aber nur den Kampfplatz betritt" —

„Dessen Sand sein Blut röthen wird," ergänzte Oberst Gustavson.

Es vergingen einige Tage, bis Eberhard sich dem dumpfen Schmerze entzogen, welchen Irenens Tod in ihm hervorgerufen hatte. Die Erinnerungen an die Vergangenheit beschäftigten ihn nicht mehr. Er sah abermals eine Zukunft vor sich, welche ihm trüb, einsam, freudenlos, blüthenarm erschien. Er war stets ein Mann geistigen Genusses, ein Freund großer, ergreifender Eindrücke gewesen. Die Orgie des Lebens, Sinnenlust, der Besitz weiblicher Schönheit ließen ihn kalt. Nun war aber auch der Idealismus in ihm im Erlöschen. Was erwachte, das war ein brennender, leidenschaftlicher Ehrgeiz, getragen von trüber, düsterer Rachsucht, von einem oft peinlich wühlenden, unerstickbaren Schmerze. Zum erstenmale erkannte er wahrhaft Feinde, zum erstenmale fühlte er wahrhaft Feindschaft, Haß. Er bereitete sich zu einem Kampfe vor, welcher ihm nicht einmal genügte. Das Wohlwollen des Prinzen hatte ihn an eine Allmacht ge-

wöhnt, welche ihn in diesem Ländchen nicht befriedigte. Er sah seine Feinde als Pygmäen an, welche er nur anerkannte, um sie zu vernichten. Er hätte den Parteien einen mächtigen Kammer gegenüber stehen, Flotten, Armeen zu seiner Disposition haben mögen — er hätte kaum die an Menschenverachtung, Menschenhaß gränzende Bitterkeit seines Inneren dadurch befriedigt.

Der Prinz zog ihn warm in sein engstes Vertrauen. Die Correspondenz, welche der Prinz mit befreundeten Höfen unterhielt, hatten sein Urtheil geschärft, ihm rasch Erfahrungen eingetragen. Er zögerte nicht, sie Eberhard unumwunden mitzutheilen. Es kam so zu einer Kritik der bisherigen Geschäftsführung Eberhards. Sie war mild der Form, klar und einschneidend dem Inhalte nach.

„Das Regieren," sagte der Prinz, „wie ich es bisher kennen gelernt habe, ist das trockenste Geschäft, das sich denken läßt. Es will gelernt, geübt sein. Jeder Aufschwung des Geistes, jede poetische Anwandlung, jedes Ueberwallen der Humanitätsgefühle dürfen nicht an den Kern der Sache reichen. Diese dürfen nur die Einführungsformel, die Sammthülle, die Entschuldigung den Mitlebenden gegenüber sein. Ich will keine Sclaven zu meinen Füßen, ich will nicht Schmeichler um mich her, aber der Pur-

pur darf nicht zum Schlafrocke werden. Die Macht muß mit Illusionen, bekleidet erhalten werden, soll nicht rohe Gewalt an ihre Stelle treten. Was ich von Ihnen fordere, ist, daß Sie die Geschäftsform strenge einhalten. Eleganz, Correctheit des Ausdruckes, sicheres Fußen auf dem vorhandenen Boden des Gesetzes, der Tradition, — mit einem Worte, das bureaukratische Element als Garantie des Liberalismus gegen Uebergriffe, das Festhalten an den gesellschaftlichen Schranken, — die Ueberlegenheit der Amtsführung, das muß Ihren Gegner imponiren.“

Es war eine lästige Aufgabe, welche der Prinz Eberhard stellte, aber sie kam ihm willkommen. Er vertiefte sich in Acten und Bücher, er schrieb doppelt so viel als früher, überwachte seine Untergebenen, er zeigte sich in der Landesvertretung kälter, zurückhaltender, gemessener.

Gräfin Theone hatte sich beeilt, ihr Wort zu lösen und Eberhard in den ausgesuchtesten Formen zu sich geladen. Der Brief, welchen sie schrieb, umfaßte zwei Seiten. Er begann mit warmen Worten der Erinnerung an Irenen, ging dann auf den Eberhard selbst bekannten Wunsch des Prinzen über und versuchte andeutungsweise ein Programm der Ver-

ständigung aufzustellen, welches mit der Bitte persönlicher Annäherung endigte.

Eberhard sah düster vor sich hin, als er die zierlichen, gleichmäßig geschriebenen Zeilen las. Er hatte die Gräfin bisher wenig beachtet. Seine Feindin — stand sie ihm in unsicheren Umrissen, abstoßend, kalt — unfaßbar gegenüber. — Des Prinzen Wunsch, welchen er übrigens für unerfüllbar ansah, nöthigte ihn, Theonens Briefe den Besuch unmittelbar folgen zu lassen.

In tiefer Trauer, den breiten Flor um den Hut, erschien er bei der Gräfin. Schmerzliches Lächeln umspielte seine Lippen, als er die Treppe hinanstieg. Er erinnerte sich, daß auch Johanna dieselbe tiefe Trauer trug. Doch welcher Unterschied. Dieselbe Trauer, welche sie erhob, verklärte, zog ihn hinab, lastete auf ihm, wie der Grabstein über Irenens Gruft.

Theone empfing ihn mit verbindlichem Lächeln. Eberhard setzte ihr das abstoßendste Benehmen entgegen, dessen er fähig war. „Sie wissen, Gräfin," sprach er eintretend, „daß wir zur Annäherung befohlen sind."

„Sie lösen mir die Zunge," erwiederte Theone rasch.

„Wir sind Gegner, wir werden es bleiben," fuhr Eberhard fort.

Theone sah ihn mit stolzem Blicke an. Eine sichtbare Ueberlegenheit spiegelte sich in ihren Mienen. „Sie sind Ihrer Sache sehr sicher," sprach sie schneidend.

Eberhard begnügte sich, einen fragenden Blick auf sie zu werfen.

„Gegnerschaft setzt ebenbürtige Begegnung voraus," erklärte Theone.

Eberhard verbeugte sich schweigend.

Beide saßen einen Augenblick stumm.

Theone fuhr dann fort. „Ich glaube Ihnen eine Ehre zu erweisen, welche Ihr Talent verdient, wenn ich unsere Begegnung nicht als eine persönliche, sondern uns selbst als Repräsentanten von Gesellschaftsschichten betrachte, welche sich in unseren Tagen nur feindlich gegenüber stehen können. Was uns trennt, trennen muß, ist unversöhnbarer, unauslöschlicher, kalter Haß. Wozu uns dann begegnen? Eine Lösung des Problems gibt es nicht. Nur Kampf bis zur Zerstörung, zum Untergange ist denkbar. Wozu wir ihn aufnehmen — wissen Sie, Herr von Wesendonk einen Grund dafür? Legen wir uns überwiegendes Talent bei, das Unmögliche möglich zu machen, ist das Land groß genug, um

unsere Entscheidung für die Principien selbst maßgebend erscheinen zu lassen? Beurtheilen Sie selbst? Sind wir mehr als Gladiatoren, welche sich um den Sold der Hofgunst schlagen müssen? Können wir dann nicht Sonne, Stellung, Kraft, Ausdauer des Kampfes unter uns dem leeren Spiele entsprechend bemessen? Wozu Opfer ohne Erfolg bei einem Kampfe ohne Begeisterung?"

Eberhard fand Theonen interessant. Er machte ihr das Compliment, sie überhörte es.

„Haß — Herr von Wesendonk, Haß trennt uns, aber auch der Haß soll kein blinder sein. Ich will mit Ihnen selbst das Maß dieser ererbten Leidenschaft ergründen — wir wollen — wie Feldherren die Schlachtlinie abreiten, das Schlachtfeld prüfen."

„Beginnen wir," erwiederte Eberhard kurz.

„Zuerst!" sprach Theone lebhaft. „Sie wollen Minister des Landes werden?"

Eberhard wies dieß zurück.

Theone antwortete rasch. „Sie sind es schon. Es fehlt nur der Titel. Wer berief Sie? Wer leitete sie an? Sicher nur der Zufall! Der Zufall ist ein schlechter Regent. Der Adel des Landes, der denkende, gebildete Theil der Bevölkerung ist an das Walten des Gesetzes, des Herkommens, an Ver-

dienst, Talent gewöhnt. Der Zufall muß Haß, Besorgniß erzeugen, wenn er allein maßgebend sein will.“ —

Eberhard nahm die Bemerkung schweigend hin.

„Sie stehen allein, der Prinz will Sie vermählen — mit wem?“ sprang Theone plötzlich ab.

Eberhard erhob sich. „Gräfin,“ rief er zürnend aus, „rühren Sie nicht an die Asche meiner Todten.“

Theone zog ihn leise auf den Stuhl zurück. „Sie liebte, achtete Sie,“ fuhr sie leise, fast weich fort. „Und doch — Herr von Wesendonk — hatten Sie so wenig ein Recht auf diese marmorkalte, todterbleichte Hand — als auf Ihre gegenwärtige Stellung.“

„Ich gestehe Ihnen das Recht zu,“ erwiderte Eberhard, „als Dame von Rang eine hervorragende Erscheinung Ihres Geschlechtes zu beklagen, welche Sie im Leben weniger beachteten, als sie es verdiente.“ —

„Irene ist von Ihnen nie verstanden worden,“ fuhr Theone fort. „Irene hatte eine adelige Erziehung genossen, welche nie aus ihrer Seele, ihrem Wesen wich. Sie handelte aus ihrem aristokratischen Gefühle, sie konnte sich nicht untreu werden. Sie hatte nur mehr Eine Aufgabe, die Verborgenheit, das Vergessenwerden. Sobald sie sich gewaltsam hervor-

gezogen sah, war das rasche Ende nur eine Zufälligkeit."

Eberhard lächelte bitter. „Sie wollen mir im Ganzen beweisen, daß ich mit dem Adel stets Unglück hatte oder vielmehr, daß mein Ungeschick sich auf Alles, selbst auf meine Beziehungen zu Frauen erstreckte," antwortete er.

Theone sah fast drohend vor sich hin. „Beenden wir das Gespräch," sagte sie rasch. „Sie wissen nun, daß unsere Begegnung nur ein Schauspiel ist, welches durchzuführen uns die Ehrfurcht vor dem Willen des Prinzen nöthigt. Nehmen Sie zwei Andeutungen ruhig hin. Zunächst kein Gefühl, Herr von Wesendonk, keine Sympathie, wenn wir auch nicht die volle Schärfe unserer Abneigung immer und zu jeder Zeit zur Schau tragen. Dann unterziehen Sie sich der Ermüdung, mit Herrn von Sydow und Herrn von Welsheim die Regierungsprincipien persönlich zu besprechen — und endlich hat Oberst Gustavson eine Bitte an Sie zu stellen."

„Sollte die letztere nicht unmittelbar von Ihren Lippen zu entnehmen sein?" frug Eberhard mit leisem Spotte.

„Warum nicht," antwortete Theone mit tödtlicher Kälte. „Oberst Gustavson betrachtet mich als seine Verlobte. Er wird erlauben, daß Sie dem

Scheine nach, sich um meine Hand bemühen. An jenem Tage jedoch, an welchem der Prinz von Ihnen fordern wird, ernstlich vorzugehen, werden Sie die Gewogenheit haben, den Oberst als Ihren Gegner zu betrachten und die Frage der Ehre mit ihm abmachen, welche sich dann von selbst ergibt."

„Ich habe mehr Erfahrung in der kurzen Stunde der Besprechung mit der Gräfin gewonnen, als in den Monaten des Umganges mit dem Prinzen," sagte sich Eberhard düster. „Welche Lehre habe ich daraus zu ziehen?"

Diese Lehre trat immer riesiger, gewaltiger vor Eberhards Geist. Er sah die alte Gesellschaft, ausgestattet mit allen Privilegien, Rechten, Traditionen, Reichthum und Verbindungen sich gewaltsam, rachsüchtig gegen die herandringende Welt der Bildung, des Geistes, gegen ihre plebejischen Träger erheben. Er sah, daß diese alte Gesellschaft es schon nicht vergeben wollte, überhaupt nur aus ihrer Ruhe geweckt, zur Anerkennung eines Gegensatzes gezwungen worden zu sein. Er sah, daß der Kampf, wenn er einmal ernsthaft, auf der ganzen Linie entbrennen sollte, ohne Rücksicht auf die Wahl der Mittel, mit mittelalterlicher Gewissenlosigkeit geführt werden würde. Für ihn allein enthüllte man die echten Mittel des Kampfes noch nicht; man hatte sich

begnügt, ihn in eine Schlinge zu verwickeln, welche ihm entweder das Vertrauen des Prinzen rauben oder ihn zum verborgenen persönlichen Kampfe auf Leben und Tod zwingen würde.

Es gab einen Ausweg, den Prinzen unmittelbar in's Vertrauen zu ziehen, ihm die Intrigue zu enthüllen, welche seine Umgebung, die Vertreter des früheren Systemes angesponnen. Eberhard verschmähte es. Der kalte, schaurige Haß, welcher ihm entgegentrat, war ihm willkommen. Der Sieg, welcher ihn völlig an's Ruder, an die Spitze des kleinen Staatslebens brächte — er war nach seiner Ansicht bald errungen — genügte ihm nicht. Der Kampf mit der gewaltigen Adelspartei dagegen reichte weiter, er reichte über die Grenzen des Landes — die Entscheidung galt dann ganz allein nur ihm. Und Eberhard war fest entschlossen, die seltsamen Ergebnisse, die sich ihm so rasch aufgedrängt, auch ganz nur der individuellen Entscheidung entgegenzuführen, die Würfel nicht über die Schicksale des Landes — sondern zunächst nur über seine eigenen fallen zu lassen.

Am anderen Morgen trat Herr von Welsheim bei ihm ein. Eberhard kam ihm erstaunt entgegen.

„Ich erspare Ihnen die Mühe, mich bei Theonen zu sehen," rief ihm Herr von Welsheim freundlich

entgegen. „Lernen Sie mich kennen — urtheilen Sie dann.“

Herr von Welsheim zog ohne eine Einladung abzuwarten, ein Fauteuil herbei, warf sich in dasselbe, nahm eine treffliche Cigarre aus dem Saffian-Etui, bot eine andere Eberhard an und begann dann in leichtem, plaudernden Tone:

„Wir sind Gegner, Herr von Wesendonk und werden es auch wahrscheinlich bleiben. Allein ich bin ein ehrlicher, edler Gegner. Ich scheue nicht eine Conferenz unter vier Augen, auf die Gefahr hin, Ihnen Waffen gegen mich in die Hand zu geben.“

„Sie sind Junker reinsten Wassers,“ erwiederte ihm Eberhard gereizt.

Herr von Welsheim lachte. „Junker! Damit bringen Sie mich auf das wahre Thema. Sie sind dagegen Doctrinair. Sie classificiren, combiniren, schematisiren — und haben Sie einmal irgend Jemand diese Begriffskappe aufgesetzt, so muß er verurtheilt bleiben. Herr von Wesendonk, erklären Sie mir — was stellen Sie sich unter einem Junker vor?“

Eberhard sah etwas verlegen vor sich hin. „Ich glaube, daß diese Partei sich hinlänglich kennzeichnet, um mir die Mühe einer Definition zu ersparen.

Andererseits ist das Charakteristische am Junkerthum, daß es in seiner Zerfahrenheit fast unfaßbar ist und der stricten Definition sich entzieht.“

„Desto größer kann der Kreis seiner Anhänger sein,“ lachte Herr von Welsheim abermals. „Versuchen Sie es, das Junkerthum an mir zu definiren. Ich will Ihnen jedoch Anhaltspunkte dazu geben. Die Kindheit, Jugendzeit — wir fliehen das Universitätsleben, — so wenig Positives als möglich, damit auch möglichst wenig Vorurtheil im Kopfe, — dafür fast unausgesetzte Beschäftigung in der Natur mit der Natur, Forst und Feld, Jagd und Reitkunst, Fechten und Pistolenschießen, die Erziehung möglichst weit obenhin, einige allgemeine Vorbegriffe, Anekdoten statt der Weltgeschichte, gute Einfälle statt philosophischer Theorien, frühe Selbstständigkeit durch frühe gute Heirathen, das erhält frisch, kernig, gesund, führt einem patriarchalischen Leben entgegen. Dagegen Ihr Aufwachsen, meine Herren von Genie. Ihre Universitäten sind bureaukratische Institutionen der Geistesbildung, sie machen einseitig, leidenschaftlich. Wie leben Sie zum Beispiele? Von dem Pulte zum Buche. Sie erheitern, unterhalten sich nie. Sie lernen die wirklich leitende maßgebende Gesellschaft nicht kennen.“

Eberhard unterbrach Herrn von Welsheim.

„Es wäre Zeitverlust, eine Gesellschaft kennen zu lernen, welche Sie nicht anerkennt, nicht interessirt," erwiederte er hart.

Herr von Welsheim erröthete leicht. „Sie werden mich nicht beleidigen, Herr von Wesendonk," sprach er, „das hat sich Oberst Gustavson vorbehalten. Sie vergessen übrigens den Eingang meiner Rede. Ich sagte Ihnen, ich sei ein ehrlicher Gegner. Ich habe nicht die Höhe der Feindschaft, welche Gräfin Theone einnimmt, ich sehe den Kastenunterschied, die Gegnerschaft nicht wie eine Religion an, welcher man treu bleiben muß. Ich möchte nicht einmal das Ende herbeigeführt wissen, wornach Gräfin Theone strebt. Ich sehe Sie vielmehr als ein Genie, als einen Mann an, welcher uns Allen helfen könnte, wenn er sich fügen wollte."

Eberhard runzelte die Stirne.

„Nur keine vorzeitige Ungeduld," fuhr Herr von Welsheim bedächtig fort, indem er eine neue Cigarre anzündete. „Sie könnten sich und uns, ja, sie könnten Ihren eventuellen Nachfolgern einen großen Dienst erweisen."

„Ich diene mir selbst nicht mehr, ich sehe nicht auf meine Nachfolger," antwortete Eberhard düster.

„Welch' ein Fehler," antwortete Herr von Welsheim eifrig. „Sie wollen ein Staatsmann

sein und denken nicht an die Gründung einer Partei. Sie verlassen sich auf eine Majorität, welche die Unerfahrenheit zusammenhält, der Wille, die Günstlingslaune eines Prinzen einschüchtert. Welcher Staatsmann hofft nicht auf Gründung einer Schule!"

Eberhard wurde aufmerksamer, Herr von Welsheim heiterer.

„Ich interessire Sie," fuhr er fort. „Sie sehen, auch ein Junker kann belehren, nützlich werden, selbst dann, wenn es sich um mehr als um die Ehre des Secundirens handelt. Welche Schule ich nun meine! Welchen Begriff haben Sie von den kleinen deutschen Höfen?"

„Keinen," erwiderte Eberhard, „weil ich dem Prinzen nur ausnahmsweise diene, andere Höfe nicht kennen lernen möchte."

„Abermals ein Fehler," belehrte Herr von Welsheim. „Diese Höfe sind nicht mehr, was sie waren. Unsere kleinen deutschen Dynasten haben den Grundfehler, das Grundprincip des Zuspätkommens noch nicht aufgegeben. Nun ist eben die deutsche Nation so reif, daß selbst das verlängertste Verspäten noch immer mit liberalen Anfängen zusammentrifft. Die orthodoxeste Universität, die beschränkteste Lehrmethode führt einem deutschen Prinzen doch

immer ein solches Maß von Wissen zu, daß ein Anflug von Humanität, Liberalismus, Neigung zum Fortschritte erübrigt. Das ist für Unerfahrene eben das Gefährliche, Täuschende. Diese Hülle, dieses Pfirsichfleisch ist bald durchbissen, dann kömmt man an den Kern, welcher nach wie vor gleich hart ist."

Eberhard konnte das Lächeln nicht unterdrücken.

„Ich hätte gewünscht, Sie machten diese Erfahrung gründlich durch," fuhr Herr von Welsheim fort, „Sie hinterließen sie Ihren Nachfolgern. Ich wünschte, es könnte einmal in dieser Richtung ein gründliches, allgemein bekanntes Beispiel aufgestellt werden, belehrend, abschreckend; es würde uns die Ermüdung, die langweilige Perspective erspart, mit jedem Neuling, jedem Parvenu dieselbe Schule wieder vom Anfange an durchzumachen."

„Das hieße — mich an den Pranger stellen," erwiederte Eberhard launig.

Herr von Welsheim ließ diesen Theil seiner Rede fallen. „Das Junkerthum," fuhr er fort, „hat einige innere Verwandtschaft mit den Höfen, an welchen es festhält. Nur sind wir bemüht, zur Erhaltung des Kernes diese Pfirsichfleischhülle herzustellen, zu verdichten. Dazu könnten Sie uns behülflich sein. Wir wollen durchaus das absolut Alte nicht. Wir wollen einen einmal mit Opfern

erkauften Fortschritt nicht verlieren, weil sonst ein erneutes Vorwärtsdringen verdoppelte Opfer fordern würde. Wir sind Politiker, wir bedürfen staasmännisch gebildeter Industrieller, das heißt Anhänger, welche eine Industrie daraus machten, uns behülflich zu sein, das heißt, wir brauchen Fabrikanten unserer politischen Bedürfnisse. Was ich Ihnen da vorzeichne, gibt einen ganz guten neudeutschen Charakter ab, welcher Titel, Orden ganz geschmackvoll und geistreich an sich tragen könnte."

Eberhard gestand Herrn von Welsheim, daß er von ihm gelernt habe.

„Was würde der Prinz dazu sagen, wenn Sie ihm einen solchen Charakter zu Wege brächten?" frug Eberhard schließlich.

„Der Prinz wird reif genug dazu werden, ihn zu würdigen," antworte Herr von Welsheim mit Ueberzeugung. „Er lernt zwei Extreme kennen. Zunächst durch Sie — die Anarchie. Man flüstert ihm dieses Wort jetzt schon zu. Dann durch Theonen die leidenschaftliche, mit ultrapietistischen Elementen versetzte Reaction. Die Zeit wird kommen, wo er nach Menschen, nach Politikern verlangen wird, welche nicht geworden, sondern gemacht sind, daher auch, weil man ihre Zusammensetzung, ihren Organismus kennt, wie Automate, wie Instrumente leicht

gehandhabt werden können und das vertreten, wornach er jetzt vergeblich verlangt, ein System."

„Herr von Welsheim," rief Eberhard aus. „Sie entzücken mich. Sie selbst sind ein fertiger Charakter. Ich kann die Krisis, welche mir bevorsteht, beschleunigen, da ich weiß, daß Sie völlig in der Lage sind — mich abzulösen."

Eberhard sah düster vor sich hin, als ihn Herr von Welsheim verlassen hatte. Er hatte nicht aufrichtig gesprochen, als er sagte, daß er in ihm gerne einen Nachfolger erblicke. Er liebte jetzt schon die Gewalt, den Glanz, die Zerstreuung der Arbeit. Er sah besorglich auf die völlige Einsamkeit, welche ihm drohte. Welche Gestalten, welche mahnenden Schatten mußten ihn dann umgeben. Seine jüngste Vergangenheit lag aufgeschichtet in ihm. Er kannte sich zu wohl, um nicht zu wissen, daß früher oder später sein eigenes Gefühl und Bedürfniß ihn drängen würden — Rechenschaft vor sich selbst abzulegen. Für jetzt blieb ihm noch der Trost jenes idealen Zuges, welcher, wenn auch immer mehr Selbsttäuschung, ihn doch glauben ließ, er sei noch immer der Träger wahrhaft liberaler Ideen. Unverstanden, ein geheimnißvoll Wirkender, sah er sich auf der Höhe seiner Zeit, ganz Deutschland ein Vorbild, ein Priester der hehren Germania, deren

Bild sein Innerstes mit tiefster Sehnsucht erfüllte, dem er nachstrebte in unauslöschlicher Innigkeit und Treue.

Eben an diese ideale Ueberzeugung legte nun auch eine lauernde Hand zuerst vorsichtig und verstohlen mit leisem Drucke die Axt. Er begegnete in den Gemächern des Prinzen Oberst Gustavson. Letzterer hielt ihn auf.

„Sie nehmen Alles zu ernst,“ sagte der Oberst lächelnd. „Das ist ein Fehler. Sie sind so düster gegen mich, als ob wir uns morgen schon schlagen müßten.“

Eberhard erinnerte sich an den Wunsch des Prinzen und beschloß sogleich auch die Lehren geduldig hinzunehmen, welche ihm der Oberst vorzutragen haben könnte.

„Sie haben einen zweiten Fehler, Herr von Wesendonk,“ fuhr der Oberst fort. „Sie kennen die Höfe nicht.“

Dießmal kam Eberhard in gute Laune. „Herr von Welsheim,“ sagte er, hat mich über die kleinen deutschen Höfe belehrt. Wollen Sie mich über die größeren Fürstensitze aufklären?“

Der Oberst sah ernst vor sich hin. „Eigentlich kann ich nur von dem meinen sprechen,“ erwiderte er. „Sie haben Schweden, den Norden Europa’s

gesehen," fuhr er fort. „Sie nahmen Anschauungen mit sich, welche die besten deutschen Schriftsteller mit Ihnen vertreten."

„Allerdings," erwiederte Eberhard. „Sie bilden den Kern, die Stütze meiner Ueberzeugung."

„Sie bilden mehr," erwiederte der Oberst. „Es sind die Flügel, die Ikarionsflügel, welche Sie in die Höhe tragen. Sie bilden das Interessante, Verlockende, Sympathische an Ihnen. Eben deßhalb möchte ich Sie vor Täuschungen bewahren."

„Jeder Hof, jeder Staasmann, jedes Volk kann seinen Principien, seiner Ueberzeugung untreu werden," antwortete Eberhard kalt und scharf.

„Wenn Sie dieselbe Ungeduld Herrn von Welsheim gezeigt haben," mahnte der Oberst, „muß er sich wesentlich geändert haben. Er erzählte mir, Sie hätten seine Anschauungen gründlich kennen gelernt."

Eberhard bejahte.

„Was ich Ihnen zu sagen habe," fuhr der Oberst fort, „ist etwas sehr Allgemeines. Es betrifft die Höfe, die Regenten im Allgemeinen. Sie fragen zum Beispiele, ob ein schwedischer Monarch der Gegenwart den Ideen, der Begeisterung Gustavs II. Adolph noch treu bleiben würde. Fragen Sie vielmehr, welche Ideen, welche Begeisterung Gustav II. Adolph selbst in sich trug? Ich erwiedere darauf.

Sie und die ganze demokratische Schule der Gegenwart verkennen Ursache und Wirkung. Der große Gustav wirkte revolutionär, er war es aber nicht. Ebenso wird der freisinnigste Prinz Impulse geben, welche der Nation, der Menschheit nützen. Er selbst wird dabei immer Regent, das heißt, — eine von den Zufälligkeiten des Augenblickes unabhängige, nur aus der Tradition erfaßbare Erscheinung bleiben. Sie verkennen dieß. Sie verkennen, daß die Völker in der Gegenwart, die Geschichte im Verlaufe der Zeit aus einem Regenten etwas machen, das unmittelbar auf dem Throne nicht zu finden ist; die Völker können revolutionäre, universelle Umwälzungen anbahnen, der Regent kann nur eine revolutionäre Richtung verfolgen."

Eberhard wollte antworten. Er unterließ es. "Soll ich meinem Schicksale nicht dankbar sein," sagte er zu sich selbst, „wenn es allmälig die Illusionen meiner Jugend hinwegnimmt? Ich habe den Muth, neue in mich aufzunehmen." Er brach kurz ab, indem er dem Oberst freundlich die Hand drückte.

„Wissen Sie, daß Gräfin Theone fromm wird und fast täglich mit dem Oberhofprediger conferirt?" hatte Herr von Welsheim in der Kammersitzung zu Eberhard gesagt.

Eberhard erinnerte sich daran, daß er die Gräfin seit mehreren Tagen nicht gesehen. Er wollte sich

noch einmal der Aufgabe unterziehen, sie zu sprechen, dann dem Prinzen anheimstellen, ob eine ernste Entscheidung, in welcher Form sie eintreten sollte.

Theone empfing Eberhard mit erzwungenem Lächeln. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken oder zürnen soll, daß Sie Ihre Pflicht gegen mich vernachlässigten.“

Eberhard antwortete rasch. „Welche Höflichkeit, Gräfin?“

„Ich sinne auf Mittel, die Komödie rasch zu Ende zu führen.“

„Dann kommen Sie sich zu verloben, es dem Prinzen anzuzeigen, auf Hindernisse zu stoßen, — die Herausforderung des Oberst anzunehmen. — Fable convenu — und dabei nichts weniger als Geschichte.“

Eberhard sah düster vor sich hin. „Gräfin,“ sagte er. „Sie verbieten sich jedes Gefühl. Und doch habe ich den Muth, Ihnen zu sagen, daß es mich schmerzt, diese Frivolität von Ihren Lippen fließen zu sehen. Achten Sie sich, achten Sie den Prinzen so wenig, das Erstlingswerk seiner Regierung mit einem Komödienende versehen zu wollen, dessen vorhergegangenes Arrangement er zuletzt doch erfahren muß? Entrüstung, Enttäuschung, ein übler Einfluß auf sein ganzes Leben, auf die Erfüllung seiner Regentenpflichten muß die Folge sein.“

Theone konnte sich des Lächelns nicht enthalten. „Wie jung sind Sie doch, Herr von Wesendonk, nun auf einmal auf unsere Seite zu treten. Seit wann haben Sie Sorge für das Wohl, die Zukunft des Landes, der Dynastie? Ich nehme Sie als Parvenu, obwohl Ihnen der Duft, die Eleganz, die Anziehungskraft, der sorglose Muth dazu fehlen. Nun wollen Sie ernsthaft der Retter der Tradition werden."

„Sie ziehen es wohl vor die Tradition zu Grunde gehen zu sehen — als mich als ihren Retter anzuerkennen?" frug Eberhard.

„Wenn die Tradition eines Retters bedarf, ist sie auch der Rettung nicht mehr zugänglich," erwiederte Theone traurig. „Sie ist eine jener exotischen Pflanzen, welche in der trüben Stille gesellschaftlicher Glashäuser bewahrt und gepflanzt werden müssen, ohne durch Duft oder Farbenpracht zu erfreuen. Die Tradition ist eine Veredlung der Gewohnheit, es muß Gewohnheit sein, die Tradition zu pflegen. Sobald Wechsel eintritt, Leben, Bewegung ist auch der Frost eingetreten, welcher die überlebte Pflanze tödtet. Sie sprechen übrigens von den Verhältnissen des Hofes und kennen dieselben nicht einmal. Sie wissen nicht, daß der eigentliche Anhaltspunkt und Rückhalt dieses kleinen Hoflebens, dieses Ländchens die Re-

gentin Mutter war. Wie sie erblindend, in unheilbarer Erkrankung im verdunkelten Leidensgemache langsam und ergeben dem Ende entgegenschritt, — übte sie noch eine unsichtbare Macht aus. Die Bewegung war gehemmt, ohne daß man eben beurtheilen konnte, wodurch, wie weit. Ich selbst war unter dem Schutze der Regentin Mutter aufgewachsen. Ich verdanke ihr das Gleichmäßige, vielleicht Trübe, Gleichgültige meines Lebens, meiner Anschauungen. Mit ihrem Scheiden, trete ich selbstverständlich in völlige Bedeutungslosigkeit zurück. Um kurz zu sein, bemerke ich Ihnen, daß ich die Besprechung abbrechen muß, da Sydow zur Regentin-Mutter berufen ist. Der Prinz ist bereits zu ihren Füßen, um ihren letzten Segen zu empfangen."

Theone grüßte und zog sich zurück. Eberhard sah betroffen vor sich hin. Er fühlte zum erstenmale das ernste, düstere Gepräge des alten Hoflebens unabweislich herantreten. Es lag ihm nahe, sich in den Gemächern der Regentin Mutter einzufinden. Er wollte den Prinzen, wenn er zurückkam, begrüßen, in den entscheidenden Momenten ihm zur Seite stehen.

Er zögerte eine kurze Zeit, so daß, als er die breite Marmortreppe hinanstieg, welche zu den Appartements der halb vergessenen Regentin - Mutter führte, Theone zuvorgekommen war. Die Diener-

schaft stand still und trauernd, die nähere Umgebung der Regentin in sichtbarer Theilnahme vor den innersten Gemächern. Die geöffneten Thüren gönnten den Einblick in dieselben. Das letzte derselben, in welchem die Regentin verweilte, wie immer verdunkelt, war dießmal doch durch einige Armleuchter erhellt. Die düsteren dunkelrothen Flammen glimmten trübe. Herr von Sydow war eben eingetreten. Er betete. Eberhard konnte die Worte nicht verstehen. Nur zuletzt erhob sich die Stimme.

„Denn Dein ist die Macht, das Reich und die Herrlichkeit." Die Umstehenden wiederholten die Worte. Dann trat der Prinz von Sydow gefolgt, langsam aus dem Gemache. Der Prinz erhob etwas den schmerzlich gesenkten Kopf und sprach:

„Die Regentin ist nicht mehr. Der Ewige hat sie zu sich beschieden. Eine neue Regierungsära beginnt. Ich hoffe, daß die Treue und Anhänglichkeit, welche meine Vorfahren trug und erfreute, auch auf mich übergehen wird."

Mit einer Handbewegung entließ der Prinz die Anwesenden, welche sich zurückzogen. Auch Eberhard that es mit seltsamen Gefühlen in der Seele. Ihm war, als sei ein bunter Traum zu Ende gegangen, es müsse nun auch am Hofe, für den Prinzen der Ernst des Lebens, die volle Verantwortlichkeit der

Regierungsgewalt beginnen. Er lächelte bitter. Welchen Platz konnte er dann einnehmen. Mußte nicht die von Gräfin Theone so heiß beweinte Tradition, mußte nicht das Herkommen, die Bureaukratie, der Einfluß der verwandten Höfe, der Druck des europäischen Staatensystems den Gang der Geschäfte, die Entwicklung der Ereignisse in die alten Bahnen zurückführen? Und was war ihm von dieser regellosen Thätigkeit dann geblieben? Nichts als die Verpflichtung eines Zweikampfes gefahrvoller Natur — ohne Zweck — ohne wahre innere Entscheidung.

Eben diese Betrachtungen stimmten ihn trübe. Er fühlte ein Frösteln, das über ihn hinging, wie der Herbstwind über entlaubte Bäume. Ein Schreiben Johannas, welches jetzt eintraf, erhöhte diese Stimmung. Johanna war in einem englischen Hafen angelangt. Gustel, das freundliche Mädchen mit den kirschenschwarzen Augen begleitete sie. Was sie übersandte, waren vielmehr Tagebuchblätter, als ein Brief.

„Jetzt, wo uns eine Entfernung trennt, welche bald das Weltmeer zu einer unausfüllbaren machen wird," schrieb Johanna, „habe ich noch einmal den Muth das müde Auge trauernd auf Sie zu richten. Es ist kein Raub mehr an dem Andenken des einzig Geliebten, des theuren Verstorbenen, dessen einstiges Asyl, dessen Paradies ich wieder zu betreten im Be-

griffe bin. Hier ruhte er aus, hier war die Arbeit sein Glück! werde ich bald ausrufen können. Der Himmel, welcher mich dann überwölbt, die Bäume, die mächtigen lieben Bäume, welche mich umrauschen werden, die duftende Erde voll kräftiger, gesünderer Blumen und Pflanzen, der Boden, in welchem die Weihnachtstanne der Freiheit wurzelt, erinnern mich nicht allein an ihn, — sie leben und weben ihr ungebundenes, herrliches Sein für mich, wie ein Dankopfer, das zu ihm emporsteigt, der mich dies Alles kennen lehrte."

„Jetzt erst habe ich den Muth, ich wiederhole es, Ihnen Alles zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt. Ich habe nie geschwankt, ich habe nie gefehlt. Mein Gefühl war immer eins mit der Pflicht und die Pflicht war meine Freude. Aber ich achtete Sie zu sehr, um nicht an dem goldenen Tage der Freiheit, welchen unser Aller Sehnsucht erwartet, Sie mit uns den gleichen Pfad wandeln sehen zu wollen. Ich hätte aber dann um Sie kämpfen und ringen müssen, — diese neue Sorge wäre eine Untreue an dem Schatten dessen gewesen, welcher mir Alles war, für mich vollbrachte, was sich auf der Erde für mein Gefühl an Opfer für Freiheit und Menschenrecht vollbringen, vollziehen ließ."

„Könnte ich ich Ihnen den Balsam ins Herz gießen, welchen diese Luft Altenglands, die Freiheit

dieser Verhältnisse, diese Sicherheit der Freiheit in meine Seele träufen. Jedes rothe Ziegeldach in der Morgensonne, jedes Gärtchen voll duftender Blumen, die breiten Straßen, der Hafen mit seinem bunten Flaggengewimmel, es ist Alles, wie das offene Thor, das zur Freiheit führt, das nicht mehr geschlossen werden kann. Fester Wille, ein Bruch mit Ihrem Ehrgeize und Sie stünden vor dieser göttlich schönen, sonnig leuchtenden Schwelle."

„Hätten Sie aber den Muth, sich mit dem zu begnügen, das Ihnen hier geboten wird, hätten Sie den Muth, diese strenge, rauhe Freiheit als Ideal anzuerkennen? Es ist nicht Germania, welche wie in den Waldresten entthronter Freiheit harrt, bis die romanische Zeit der Knechtschaft vorüber gegangen sein wird, es ist eine Himmmelsgestalt. Um an ihrer Brust zu liegen, muß man die Gebilde der Erde vergessen haben."

„Ich könnte Sie nicht mehr sehen, wie Sie am Hofe Ihres kleinen Prinzen dienten, sich knechten ließen, ohne zu ahnen, zu fühlen, wie weit es mit Ihnen gekommen sei. Ich könnte Sie nicht wiedersehen, ohne vom heftigsten Schmerze ergriffen zu werden. Wenn alles europäische Sein Krankheit ist, und als solches erscheint, was ist dann das Leben Ihres Hofes, Ihrer Residenz, Ihres Ländchens. O!

blicken Sie mit mir in diesen Riesenspiegel, welcher sich über mir zu wölben beginnt, Sie erkennten bald, wie tiefsumpfig, gespenstig schaurig, wie versunken Ihr jetziger Aufenthalt, Ihr Leben, Ihr Geisteszustand, wie arm Ihr Sein ist."

„Das treue, liebe Mädchen, das mich begleitet, ist genesen. Es hat vergessen gelernt. Spielzeug in den Händen eines Prinzenknaben ward es weggeworfen, ehe es gemißbraucht werden konnte. Wenn ich für meinen Gatten vergebe, wallt mir dagegen das Blut auf, wenn ich mich erinnere, daß an diese Existenz sich ein neues, noch verworreneres Spiel knüpfen sollte." —

„Mich tröstet dafür Eines. Ich trete in den Kreis der Frauen der neuen Welt, welche die Lehrkanzel besteigen, Mathematik, Astronomie, Medicin, Chirurgie bewältigen, das ausgebildetste Recht auf das Leben, die Liebe, die Gesellschaft besitzen."

„Könnte ich Sie auf diesem frühlingsduftenden Boden des neuen Menschheitsbundes erwarten. Sie erwarten! Nein! Sie mir vorgeschritten finden! Ich sinke auf die Knie vor dem neuen Gotte, welcher das Werk der Befreiung fortzusetzen bestimmt ist."

„O! ewig, ewig von ihm geschieden, von dem treuen Dulder — —."

Eberhard konnte nicht weiter lesen. Er starrte vor sich. Diese neue Welt, diese Circe mit der Syrenenstimme — er kannte sie recht wohl. Er glaubte sie als eine neue Täuschung durchschauen zu sollen. Wer nicht Neues in sich mitbrachte, fände dort nur das Alte wieder. In diesem Falle glaubte Eberhard müßte er dann sein. Er blickte dankbar zu Johanna auf. Wie ein mildfunkelnder Stern ging sie ihm am westlichen Himmel auf. Zum Abendgottesdienste, nach vollbrachter Arbeit, da wollte er nun von Zeit zu Zeit zu ihr hinübersehen. Denn die Sonne war doch nicht mehr für ihn zu erwarten. Der Osten lag und blieb ihm im Rücken verdüstert, verschlossen liegen.

Er erinnerte sich zum erstenmale nachhaltig Irenens. Bis jetzt hatte er nur flüchtig an sie gedacht. Bis jetzt hatte er ihr Andenken zurückgedrängt, wie ein auftauchendes, weißes Florbild, das er nicht zur Entwicklung kommen lassen wollte. Nun hatte er den Muth sich allmählig von diesen Bildern beschleichen — die dunklen Umrisse zur bestimmten Form sich verdichten zu lassen.

Es war nun um etwas stiller in diesen Räumen, welche Irene bewohnt, als damals, wo sie noch darin lebte. Eberhard empfand keine Reue. Diese Blume mußte das Haupt senken, sich entblättern, wel-

ken und vergehen. Diese Weichheit und Unbestimmtheit des Gefühles, dieses wesen- und willenlose Leiden, dieser stille, langsame Selbstmord, welcher sich unmerklich vollzog, konnte in ein thätiges, gesundes, arbeitsames Leben nicht einbezogen werden. Es wäre vielleicht ein Act der Pietät gewesen, es im Vergehen, Austönen, Verlöschen zu belauschen. — Eberhard hatte es nicht gethan. Wer hätte es ihm gedankt? Wer forderte es? Die Siechende, Verscheidende sicher nicht. Und er selbst, er hatte sich einen Dorn erspart, welcher sonst sicher in seine Seele sich senkte.

Eberhard hatte Tagebuchblätter von Irenens Hand gefunden, Sie waren in den letzten Monaten vor ihrem plötzlichen Scheiden geschrieben. Sie begannen mit einigen einleitenden Worten, welche sie der treuen Freundin Idelette bestimmten.

Sie lauteten: „Wie siehst Du mir nun wieder so freundlich ins Gesicht, meine Idelette. Wie ist Dein Blick nun wieder so traulich erschlossen, so innig mein. In diesem hellen Augensterne liegt nichts als mein Bild. Du siehst nur auf mich, siehst nur mich, bist nur für mich gekommen. Ich war mit Dir in den Straßen von Genf umhergegangen, die Du mir so oft geschildert, ich sah mit Dir auf die zellenartigen Fenster in den schwarzen Mauern alter

Gebäude, und an einem dieser kleinen, engen Fenster standest Du einst selbst. Da warst Du aufgewachsen, wie in weißen Nonnenkleidern und durch diese Scheiben fiel das Morgenlicht, da Du Dein Tagebuch zu schreiben begannst, beleuchtete Deine weißen, gefalteten Hände, da Du Dir den Frieden des Herzens erbetetest und da drinnen in der dumpfen Luft trockneten Deine Alpenblumen, welche später meine Thränen befeuchteten. Und nun bist Du dafür zu mir gekommen, um noch einmal mit mir zu sprechen, mich anzuhören. Den weiten langen Weg! Ja ich sehe Dich deutlich. Ueber dem weißen Papiere, am Rande steht Dein liebes Antlitz mit den kleinen Zügen; ich unterscheide Deine Haarflechten, das Gold, das an ihnen glänzt, Deine Lippen bewegen sich. Wie gut, wie lieb bist Du.“

„Was ich Dir nun sagen will? Diese kleinen gleichmäßigen Buchstaben, welche wie Thränen zusammenfließen, sprechen es aus. Wie herrlich ist es, daß ich Dir schreiben kann. Es ist so still. Die Feder läuft, wie der Zeiger an der Uhr hin. — Niemand kann es hören. Es ist ein süßes, trübes Geheimniß, das ich Dir anvertrauen will, es ist — als ob es dem Ende entgegenginge. O! dieses Geheimniß bewahren die Engel. Sie breiten die weißen Schwingen darüber aus. Es ist wie der

Kelch der Labung, welcher erst den vertrockneten fieberheißen Lippen geboten wird, wenn der letzte Hauch darüber gehen soll.“

„Ich habe mir das Scheiden verdient. Ich habe Tag für Tag still geduldig auf mich genommen und jeder hatte seine Last. Jeder drückte mich etwas tiefer nieder, bis unter den Füßen sich die Erde nachgiebig erschließen und das unglaublich einfache und doch so süß erwünschte Asyl sich öffnen wird. Dann wirst Du diese Blätter lesen, wirst über mich richten, wirst mit mir zufrieden sein — denn ich war Deiner würdig.“

„Könnte ich auferstehen, in Dir auferstehen! Noch einmal zum Kinde werden, dann Schritt für Schritt in Deinen Fußstapfen gehen, beschützt von unsichtbaren Händen, gewahrt von der Pflege der Natur aufwachsen, — die Zweige würden stärker, die Blätter dichter, die schattige Krone entfaltete sich palmenartig — wie glücklich wäre dieses Gefühl. Statt dessen das schaurige Verkrüppeltsein, das zwerghafte Hinkriechen am Schneeboden, unter dem undurchsichtigen grauen, kalten Himmel, bei jedem Gefühle des Lebens auch das Gefühl des sich stets erneuernden Druckes, das Niedergehalten werden, bis der letzte, kränkelnde Zweig über dem starrenden Abgrunde sich hinstreckt. Nur die Abendsonne steht tief genug, um diese flache

Pflanze mit ihren verklärenden Strahlen mühselig zu erreichen."

„Nun ist diese Abendsonne gekommen, der süße, heilige Todesschlaf sendet seine ersten Athemzüge über die verdämmernde Fläche. Wie von unsichtbarer Hand gehalten, senkt sich ein Kranz von rothen Mohnblumen auf dieses erkaltende Schwester-Pflanzendasein. Der letzte, rothe nebelumwebte Sonnenstrahl tritt in die Herzenskammern, um zu prüfen, ob die Enttäuschung sie ganz erfüllt."

„Eine schöne Seele! — Was gab ich einst für dieses erhebende Bild mit seinem Irislichte! Wirst Du die Entschlafene so nennen. Hat sie eine jener Kategorien durchschritten, welche die Lehre vom seelisch Schönen dazu aufstellt. Oder war sie nur ein verwehender Hauch, den Niemand beachtet, eine Melodie, welche Niemand belauschte. Nicht doch! Eine ideale Welt erschließt sich. Hoffnungssehnsüchtig trete ich an sie heran. Das Ideal des Inneren wird zum stillen, seligen Reiche, das zu bewohnen das müde Erdenkind berufen ist."

„Komm, Idelette, es wird spät. Ich sehe kaum mehr, ob es Tag oder Dämmerung ist. Ich nähere noch einmal meine Lippen Deinem Antlitze. Wie rein, wie frisch, wie duftig lebensvoll ist es noch. Nun laß mich das schwere Haupt auf Deine Kniee

legen. Willst Du mir die Flechten lösen, wie einst? Nun reicht meine Hand noch einmal an Deinen Nacken. Ich fasse ihn wie einen Anker vor dem Scheiden. Nun gleite ich hinab. Die Augen sind schwer — sprich ein Gebet über mich, daß ich es höre. Stille! Stille! Nun das letzte Lebewohl! Amen! Amen!" —

„Der Prinz empfängt wieder," meldete Herr von Berlepsch mit tiefer Verbeugung Eberhard im Arbeitsgemache.

Herr von Berlepsch hatte dieselbe Phrase der Gräfin, dem Obersten, Herrn von Sydow und Herrn von Welsheim wiederholt. Nur daß dabei ein leises Lächeln über seine Lippen glitt und die Verbeugung fehlte. Herr von Berlepsch war der erste, welcher wußte, welche Bedeutsamkeit das Empfangen des Prinzen haben sollte.

Der Prinz empfing Eberhard im Gemache, welches die Porträts seiner Vorfahren schmückten, in dem Eberhard dem Gespräche mit Oberst Gustavson beigewohnt hatte.

Dießmal trug der Prinz das militärische Kleid und den Ordensstern. Er lächelte Eberhard entgegen und reichte ihm freundlich die Hand.

„Ich habe die Rüstung des modernen Turniers wieder hervorgesucht," sagte er. „Es ist Sitte und Herkommen in unserer Familie im Kriegergewande

einherzugehen. Der regierende Prinz vergißt deßhalb die Erfahrungen nicht, welche er im Civilkleide gemacht hat. Setzen Sie sich."

„Wir haben Buntes mit einander erlebt," fuhr der Prinz leutselig fort, „und ich bereue es nicht die Selbstständigkeit meiner Jugend so geschlossen zu haben. Sie haben das Verdienst manche schöne Erinnerung in mein Leben gesenkt zu haben, welche nachwirken wird und das noch größere, mich nicht zu Uebertreibungen verleitet zu haben. Ich hatte starken Hang dazu."

„Mein Prinz" erwiederte Eberhard. „Ich bin entzückt, Sie in dieser Stimmung zu finden. Ihre Güte, Ihre Nachsicht erdrückt mich seit langer Zeit. Ich kann Ihnen auf der ernsten Sonnenbahn des Regentenlebens nicht folgen."

„Weßhalb nicht?" frug der Prinz.

„Hindernisse aller Art werden sich aufhäufen. Dem Prinz-Regenten verzieh man das Seltsamste. Es ist dieß mit dem Wesen der Regentschaft verbunden. Eine wirkliche Regierungsepoche muß mit Grundsätzen beginnen, welche Dauer versprechen."

„Weßhalb sollten Sie, Wesendonk" frug der Prinz erstaunt „nicht im Stande sein, mir dabei behülflich zu sein?"

„Erlauben Sie mir, Prinz" erwiederte Eberhard „Sie auf die Aufgabe zu erinnern, welche Sie

mir gestellt haben, eine Versöhnung der Parteien anzubahnen.“

„Die Zeit war zu kurz, um diese Aufgabe zu lösen,“ tröstete der Prinz. „Noch unmöglicher ist es, sie jetzt aufzunehmen oder fortzusetzen,“ antwortete Eberhard.

Der Prinz verneinte mit dem Haupte. „Sie sind zu streng, vielleicht zu muthlos,“ sprach er. „Ich habe mir die Mühe genommen, in der letzten Zeit mit jedem Einzelnen der Mitglieder des Kreises, welchen die Gräfin um sich versammelt, zu sprechen und war befriedigt. Sie müssen diese Menschen nehmen wie sie sind. In den Sitten, Gebräuchen, Traditionen der Vergangenheit aufgewachsen, welche sie beherrschten, ist es schon ein gewaltiges Opfer, wenn sie sich auch nur äußerlich einer neuen Ordnung der Dinge fügen. Herr von Berlepsch kann sehr gut seiner administrativen Kenntnisse halber benützt werden. Ich werde Ihre Stellung so erhöhen, daß er völlig Ihr Untergebener sein wird. Sydow ist klug und mäßig. Er hat durch den Tod meiner Mutter das Ohr verloren, das sich ihm willig lieh, er selbst ist ohne Ehrgeiz. Oberst Gustavson wird uns in kürzester Zeit verlassen, — er entzieht der Gräfin eine wesentliche Stütze, — Herr von Welsheim tritt in die Stellung eines politischen Gegners.

Erübrigt Gräfin Theone. Ich habe Sie, Wesendonk, in den Adelsstand erhoben, ich denke Ihnen in Bälde meinen Hausorden zu verleihen. Gräfin Theone war es werth, daß Sie ihr einen Theil Ihrer schroffen Anschauungen opferten. Gönnen Sie ihr einen kleinen Sieg, welcher sie für die bisherige Zurücksetzung tröstet — und ich glaube sie wird das Gebäude krönen, zu welchem ich den Grundstein legte."

Eberhard wollte widersprechen. Er unterließ es. Er sah ein, daß er entweder den Weg des Ehrgeizes, welcher ihm vorgezeichnet war, den Weg der Unterwürfigkeit, steigenden Hofeinflusses wandeln oder einfach auf jene Katastrophe zurückkommen müsse, welche ihm die verborgene Feindseligkeit, der Groll seiner Gegner bereitet hatte. Er wählte das Letztere.

„Der Prinz ist unser," frohlockte Theone, als Oberst Gustavson sie aufsuchte. Der Oberst sah sie mit zweifelhaftem Lächeln an.

„Herr von Wesendonk" fuhr Theone fort „steigt so rasch, daß endlich der Höhepunkt erreicht ist. Der Prinz behauptet zwar derselbe zu sein, der er war. Er kennt sich aber selbst nicht. Der Tod der Regentin-Mutter, die Isolirung, in welcher er sich befindet, wirken allmählig auf ihn. Er will nicht inkonsequent sein, er ist es aber jetzt schon, das heißt, er handelt aus dem Verstande, während

früher Herz, Gefühl, Begeisterung, Idealismus ihn hinrissen. Er verlangt Garantien von Herrn von Wesendonk, um den geadelten Parvenu, welcher mit einem Orden geschmückt werden soll, nun ganz zu fesseln."

„Theone" erwiederte der Oberst, „Sie wissen, daß ich nicht zugeben werde, Sie zum Opfer der Laune eines unerfahrenen Prinzen erlesen zu sehen. Im letzten Augenblicke tritt die Herausforderung ein, welche entweder Herrn von Wesendonk die Vermählung erspart oder ihn zur Flucht zwingt. In jedem Falle sind Sie sicher vor einer Verbindung, welche Sie selbst hätten von vorne herein zurückweisen sollen. Damit verbinde ich den Zweck, dem Prinzen eine Lehre zu geben, welche ihm und seinen adeligen Unterthanen nur nützlich sein kann."

Theone blickte ängstlich auf den Oberst.

„Die Lehre, daß der Adel n e b e n, nicht z u F ü ß e n des Thrones steht. Der Prinz scheint geneigt, ein Nivellirungssystem unter liberalen Formen einzuführen, welches nur zum Absolutismus oder zur Herrschaft der Demokratie führen kann."

„Lieber Oberst." erwiederte Theone sorglich. „Ich habe Bedenken gegen diesen Abschluß. Zunächst will ich selbst nicht der Anlaß einer solchen Katastrophe sein. Ich lege m i r diese Wichtigkeit nicht bei. Ich will nicht für den Adel des Landes ein-

treten, da ich gegen den Hof Verbindlichkeiten habe, welche sich auch auf meine Familie erstrecken. Die Laune des Prinzen, mich Herrn von Wesendonk zu vermählen, weise ich als Dame zurück. Ich habe jedoch andere Pläne. Wozu Blut vergießen, wenn der Zweck der Rache in anderer Art erreicht werden kann. Wenn ich Ihnen melde, daß dieß geschehen ist, werden Sie dann den Muth haben, Ihre projektirte Herausforderung zurückzuziehen?"

„Sicher nicht," erwiederte Oberst Gustavson düster.

Theone schwankte.

„Sicher deßhalb nicht," — fuhr Oberst Gustavson ernst fort, „weil Wesendonk mein Freund war, weil ich verpflichtet bin ihn vor der Gefahr zu beschützen, von Ihnen als Lakai behandelt und fortgejagt zu werden."

Am folgenden Tage wurde Eberhard zugleich zum Prinzen beschieden und von Theonen in einem eleganten Billette zu sich gebeten.

Der Prinz kam Eberhard lächelnd entgegen.

„Ich habe heute eine große Aufgabe für Sie," sagte er. Eberhard verbeugte sich stumm.

„Hat Gräfin Theone mit Ihnen gesprochen?" frug der Prinz.

Eberhard zeigte das Billet, das er eben erhalten hatte. Es enthielt die Bitte sie zu besuchen.

Der Prinz erwiederte rasch: „Es ist dieß die Folge einer Mittheilung, welche ich ihr machte; — diese bestand darin, daß ich Sie wieder vermählt zu sehen wünschte.“ —

Eberhard konnte eine leise Mißstimmung nicht ganz verhehlen.

„Verstehen Sie wohl,“ fuhr der Prinz fort. „Theone ist frei. Ich denke nicht daran, an ihr Herz oder an ihre Dankbarkeit eine Forderung zu stellen, welche sie nicht erfüllen könnte. Theone soll nur für den Adel des Landes den Anlaß geben, meinen Willen, Sie als ebenbürtig anzuerkennen — deutlich darzulegen.“

„Mein Prinz,“ erwiederte Eberhard ernst, „Ihre Güte reicht zu weit. Sie belohnen ein Talent, welches Sie noch nicht erprobt haben.“

„Es handelt sich um die Durchführung meines Systems,“ erwiederte der Prinz ernst, „eines Systems, welches die hochmüthigen Ansprüche des Adels und die Uebergriffe der Anarchie gleichmäßig zurückweisend, zu dauernd befriedigenden Zuständen führen soll. Ich erwarte von Ihnen die Fügsamkeit eines treuen Dieners. Sie begeben sich zu Theone — verlangen der Form nach Ihre Hand — und geben sich dadurch als den Träger meines Willens kund — in die Reihen der ältesten Aristokratie nicht

meines Landes, sondern Deutschlands einzutreten. Das weitere werde ich ordnen, wie es sich ergibt."

„Die Durchführung meines Systems." Diese Worte hatten seltsam in Eberhards Ohr geklungen. Diesem Systeme war Irene zum Opfer gefallen. Diesem Systeme sollte Theone zu huldigen gezwungen werden. Dieses System war allmählig, ohne Rathgeber entstanden, an die Stelle der Begeisterung, der Eingebung des Augenblicks getreten. Es war das Joch, unter welches Eberhard sich selbst hätte beugen müssen, ein Joch von Gold, glänzend, verlockend und doch ein unwiderleglicher Beweis, daß auf den Höhen der Herrschaft, wie bescheiden der Fürstenstuhl auch sein mag, ein und dasselbe Gesetz der Willkühr, des Eigenwillens herrscht.

Theone kam Eberhard bewegt entgegen. Sie reichte ihm die Hände. Eberhard drückte erstaunt die Fingerspitzen.

„Ich habe Ernstes mit Ihnen vor," sagte Theone mit leichtem Lächeln, „mehr als Sie verdienen."

Eberhard sah düster auf die Gräfin, welche in einer jugendlicheren, gewählteren Toilette, als sonst vor ihm stand.

„Ich erspare Ihnen eine Verlegenheit," fuhr Theone fort, „muß Ihnen aber dafür eine Lehre geben. Zunächst der Wunsch des Prinzen, Sie um

meine Hand freien zu sehen. Ich werde die Zurückweisung Ihrer Bitte damit motiviren, daß diese schon vergeben, dem Oberst Gustavson zugesagt sei. Diese Form der Ablehnung hat nichts kränkendes für Sie. Das Duell wird Oberst Gustavson aufgeben müssen, wenn Sie sich nicht dazu herbeilassen. Und welchen Grund hätten Sie, sich mit dem Verlobten der Gräfin Theone zu schlagen, wenn Ihnen diese mit einer solchen Erklärung freiwillig zuvorkam. Ich ziehe mich dann mit dem Obersten vom Hofe zurück, Sie fahren fort zu regieren."

Eberhard schüttelte das Haupt.

„Weßhalb nicht, wenn Ihnen die Hindernisse aus dem Wege geräumt werden," fuhr Theone lebhaft fort. „Erfahren Sie denn, daß alle Hindernisse welche Sie hier fanden, künstlicher Natur, nur von mir hervorgerufen waren."

„Von Ihnen, Gräfin?" fuhr Eberhard auf.

„Jener preußische Agent, von welchem Ihnen Heik berichtete," sprach Theone stolz lächelnd, „wendete sich bald nach seiner Ankunft an mich. Heik berichtete mir stets dasselbe, das auch an Sie gelangte. Ich wandte mich an einflußreiche Personen in Berlin und entwarf jenen Plan des Widerstandes, nach welchem Reiligrath irregeführt, die preußische Allianz proklamirt, Welsheim inspirirt, der

Begräbnißtumult in Scene gesetzt, der Prinz eingeschüchtert wurde und Sie auf jenem Punkte anlangten, auf welchem Sie sich uns auf Gnade und Ungnade ergeben müssen, wenn Sie nicht die Früchte Ihrer Mühe ganz verlieren wollen.“

„Und der Oberst,“ unterbrach Eberhard leidenschaftlich.

„War der Mitwisser dieser Pläne“ antwortete Theone ruhig.

Eberhard erhob sich rasch. „Sie haben mich gerettet“, erwiederte er mit lauter Stimme, „gerettet ohne es zu wollen. Sie haben mir meinen Gegner erhalten. Dafür danke ich Ihnen mehr, als für all' Ihre mißverstandene Güte.“

Die Herausforderung an den Oberst war eine Stunde darauf geschrieben.

Es wurde Abend, ein Spätherbstabend. Eberhard hatte noch einen Gang, einen letzten stillen Gang, in welchem sich sein ganzes Leben zusammendrängte. Er schritt in die Dämmerung hinein. Eine Pappelallee führte zum Kirchhofe. In den hohen spitzen Wipfeln rauschte es geheimnißvoll. Den Himmel überzog ein dunkler, eisengrauer Flor. Bald erblickte Eberhard die Kirchhofmauer, das halb geöffnete Eisengitterthor. Er sah auf Irenens Grab.

Ein Sarkophag von blendend weißem Marmor, darüber ein hohes Kreuz mit einem Blumenkranze aus gleichem Stein, eine goldene Inschrift auf der Vorderseite. Eberhard trat langsam an das Grab. Es demüthigte ihn. Diese Pracht, diese Poesie des Marmors, des Prinzen Wahl — Macht, Glanz, Adel traten ihm entgegen. Die blendende Außenseite, was das Grab barg, es gehörte nicht mehr ihm. Er war im Begriffe der namenlose, arme Eberhard wieder zu werden — zurückzuweisen, was Glanz, Hof, Reichthum ihm aufdrängten.

Er sah rings um sich. Dort in der Ecke schlummerte Reiligrath, ein einfaches Kreuz nannte seinen Namen — in den fernen Westen war Johanna mit dem Kinde gezogen, das mit den kleinen Händen den nun rollenden Felsen der Geschicke in Bewegung gesetzt hatte, eine deutsche Hochschule herbergte den feurigen Studenten Gustav. Sie trugen Alle den Frieden im Herzen, sie fühlten Alle, daß sie recht gethan, die Geschiedenen und die Zurückgebliebenen.

Nur er allein — er hatte die stillen Vorwürfe Aller, die er gekannt, den eigenen Vorwurf in seinem Inneren auf sich geladen.

Er sah mit stolzem Blicke auf seine Gegner. Sie hatten ihm ein unnennbares, kostbares Gut in die Seele gesenkt — die Rechtfertigung. Oberst

Gustavson, der kalte, berechnende Diplomat, welcher alle Begeisterung ertödtete, der aristokratisch frivole Welsheim, welcher die engen Anschauungen kleiner Höfe mit staatsmännischer Weisheit verwechselte, mit bunter Mache übertünchte, die kalte, tückische Gräfin Theone, die heuchlerische Thränenfluth des ewig klagenden Sydow, die Gesinnungslosigkeit des bureaukraten Herrn von Berlepsch, von ihnen Allen war nichts zu hoffen für das große, theure, deutsche Volk, für Eberhards glühende, heilige Liebe. Er war noch immer besser, als sie Alle.

Er lehnte an Irenens Grab. Die Molltöne der Erinnerung zogen friedlich und mild durch sein Herz. Es war ihm für einen Augenblick, als sei Alles schon vorüber, der Sieg längst errungen, der Friede der Freiheit längst ein Eigenthum der Völker, Germania thronte in den lichten Sternenhöhen, mit der Bürger- und Mauerkrone von Eichenlaub geschmückt und blickte segnend tröstend auf den Erdenpilger.

Alle Quellen der Begeisterung brachen in Eberhards Herzen auf. Gewaltsam betend rief er auf zum Allvater, zu Brama, zum Jupiter der Römer, zum verhüllten Gotte der Urwelt und dem allgewaltig richtenden Jehovah der Hebräer, zu dem noch nicht verdorbenen, kirchlich verkünstelten Gotte der Menschheit, welcher gibt was frommt und dessen man bedarf.

Und also rief er: „Du Unergründlicher! Alle Geschöpfe sehnen sich nach Deiner Offenbarung. Von den Ufern des Ganges bis zu den Gestaden des Missisipi, die Schüler der Braminen und jene der Philosophen, wo immer die allgewaltige Zeit an Herzen und Geister rührt, verlangt Alles nach Deinem Gesetze, Du offenbarender, erlösender, sühnender Urgeist!"

Und wie eine Antwort kam es herab aus den Wolken, wie eine Antwort von den Todten, daß das Gesetz erkauft, mit Blut errungen, in Thränen erfleht sei, daß es wieder in die ausgestreckten Hände der Menschheit gegeben, daß Friede und Freiheit, goldener Sonnenschein, Saat und Ernte — das uralte Versprechen wieder heilig und fest sein solle, wie nach den Tagen der Fluth, die hinwegnahm, was sündhaft, verderbt war auf Erden.

Am andern Morgen überraschte eine unerwartete Kunde die Bewohner der Residenz. Ein Duell hatte bei Tagesanbruch nahe an der Eisenbahnstation stattgefunden. Oberst Gustavson war schwer verwundet, Eberhard von Wesendonk entflohen — Herr von Welsheim zur Uebernahme der Geschäfte zum Prinzen berufen.

Und also rief er: „Du Unergründlicher! Alle Geschöpfe sehnen sich nach Deiner Offenbarung. Von den Ufern des Ganges bis zu den Gestaden der Wildniß, die Schule der Braminen und jene der Philosophen, wo immer die allgewaltige Zeit an Völker und Geister rührt, verlangt Alles nach Deinem Gesetze. Du offenbarender, erlösender, schaffender Urgeist!"

Und wie eine Antwort kam es herab aus den Welten, wie eine Antwort von den Sternen, daß das Werk erkauft mit Blut errungen, in Strömen erflossen sei, daß es weiche in die ausgetretenen Bahne der Menschheit gegeben, daß Friede und Freiheit goldener Sonnenschein, Saat und Ernte — das große Versprechen solcher Zeiten weit und fest sein solle, während den Wagen der Zeit, die hinterdrein, was hindurch, verderbe und auf Ströme.

Am andern Morgen überraschte eine unerwartete Kunde die Bewohner der Residenz. Ein Duell hatte bei Tagesanbruch nahe an der Eisenbahnstation stattgefunden. Oberst Gustavson war schwer verwundet, Eduard von Bärenhorst entflohen — Herr von Steinberger Ueberbringer der Geschäfte zum Minister worden.

Viertes Buch.

Der Frühling war zurückgekehrt. Die weichen, milden Lichter lagen über Wald und Flur. Die rheinische Flora hatte ihr Haupt wieder erhoben, Schmetterlinge wiegten sich über den Blumendolden, Im weichen Moose schlüpfte die Eidechse dahin. Poeten sogen das wunderliebe Bild in sich, der Traum der ersten Liebe wiegte sich in der leisen Musik der Lenzeslüfte. Wenn es Abend wurde und die Natur von ihrer Blüthenarbeit feierte, that der Himmel den verborgenen Wunderschrein auf und zeigte seine Sternenkleinodien.

Die ältesten Menschen freuten sich kindisch über das große Weltmährchen und die Kinder sahen ernsthaft zu, denn sie ahnten in der neuen, unerschöpflichen Pracht eine verborgene, riesige Macht, welche sie mit Schauer und Ehrfurcht erfüllte. Der Gläubige blickte über dieß Alles hinaus, in die unnah=

bare, tief verhüllte Ferne, wo Engelschöre dahinziehen und am Lichtthrone des Urvaters die klingenden Harfen bewegen.

Zwei Menschen faßten dieses wunderbare Schauspiel entweder gar nicht oder doch ganz anders auf. Sie hatten sich in dem rheinischen Städtchen wiedergefunden, in welchem unsere Erzählung begann. Der eine derselben hatte während des Verlaufes derselben dieses Städtchen gar nicht verlassen. Es war Doctor Kanne. Er hatte sich während dieser Zeit auch wenig oder gar nicht verändert. Sein Gesicht war etwas voller, seine Züge waren etwas zufriedener geworden. Er trug etwas schärfere Brillen, als sonst und verbarg sich nicht, daß auf seinem Kopfe die Haare einen leisen Anflug des Ergrauens annahmen.

„Das kommt sehr früh," hatte Doctor Kanne zu sich selbst gesagt, als er diese Erscheinung zum erstenmale bemerkte. „Was hat das Gutes an sich?" fuhr er dann im Selbstgespräche fort.

Doctor Kanne war im Laufe der Zeit so sehr Anhänger der Nützlichkeitstheorie geworden, daß er Alles, was ihm begegnete, sich gewissenhaft von diesem Standpunkte zurecht legte.

„Die Nützlichkeit der grauen Haare." Er hatte eine halbe Stunde darüber nachgedacht und sein

Nachdenken war ausschließlich zum Selbstlobe geworden. Er sah mit Befriedigung auf seine Häuslichkeit. Die verschiedenen Instrumente astronomischer und physikalischer Natur hatten sich der Zahl nach bedeutend vermehrt. Ein Theil seiner Präparate war unter das Dach gewandert und hatte einem jüngeren Nachwuchse Raum gegeben. Ein großes Herbarium war angelegt und namentlich die Alpenfauna darin reich vertreten. „Dieß Alles," sagte sich Doctor Kanne, „verdanke ich dem Umstande, daß ich stets das Nützliche dem Angenehmen vorgezogen habe, rücksichtlich unverehelicht geblieben bin. Wie viel Zeit hätte ich auf Frau und Kinder verwendet. Ich habe sie der Wissenschaft, der Selbstbelehrung zugewendet."

Eine noch größere Nützlichkeit legte Doctor Kanne dem rückkehrenden Lenze bei. War es schon an und für sich höchst angemessen, daß das genaue Einhalten des Cyclus der Jahreszeiten auch den Genuß jeder derselben durch entsprechende Vorbereitung ermöglichte, so sah Doctor Kanne im Lenze auch den Zeitabschnitt, welcher ihm die interessantesten Objecte für seine Präparate abgab.

Doctor Kanne hatte längere Zeit die Schlangen hartnäckig verfolgt, dann im Reiche der Raupen wie ein zweiter Swammerdam Verwüstungen an-

gestellt, endlich sich auf das Eidechsengeschlecht verlegt.

Es war dieß eben in der Zeit, in welcher wir ihn wieder sehen. Doctor Kanne erblickte nun nahebei die ganze Welt nur vom Standpunkte der Eidechsen. Ueberall schien ihm die schlanke Gestalt, die Behendigkeit, das goldglänzende furchtsame Auge der Eidechse hervorzutreten. Wenn er im Stande gewesen wäre, zu lieben, er hätte den Gegenstand seiner Neigung wahrscheinlich seine liebe Eidechse genannt.

Er war eben im Begriffe einen Wassersalamander, welchen er jeder auf trockenem Boden lebenden Eidechse vorzog, zu zerlegen. Das Exemplar, größer, fetter, als die gewöhnlichen Erscheinungen der Species, lag vor ihm auf dem Rücken, den Hals und Kopf in coquetter Wendung ausgestreckt, den gelbweißen Bauch dem Messer entgegenwölbend, mit gebrochenen, glanzlosen Augen.

Es war gegen Abend. Rosiges Licht fiel auf jenes Evabild, welches seit Julian es vom Mondlichte umkost gesehen, vielleicht auf Niemand mehr irgend einen Eindruck gemacht hatte. Doctor Kanne war eben im Begriffe die Lancette zur Hand zu nehmen und das schwindende Tageslicht zu benützen, um noch eine kurze Befriedigung seiner anatomischen

Leidenschaft zu erzielen — als ihm plötzlich einfiel, daß er nur die Augen zu erheben brauchte, um ein lebendes Wesen zu erblicken, dessen Umgang in manchen Stunden noch mehr Reiz für ihn hatte, als seine Erfahrungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Dieses ihm gegenübersitzende Wesen mochte das zweite sein, welchem im rheinischen Städtchen, in dem Goldlichte der sonnigen Tage, unter den wehenden blauseidenen Fahnen des verklärten Himmels theilnahmslos das von den Dichtern so süßinnig besungene Naturfest vorüberging.

Die gebräunten Züge, der verwilderte Bart, das fast stechende Auge ließen doch unseren Freund den vielgereisten, vielgeprüften Eberhard von Wesendonk nicht verkennen.

Doctor Kanne sah etwas verlegen auf ihn. Es war ihm eingefallen, daß Eberhard gestern eine Bemerkung gemacht hatte, welche er unbeantwortet ließ. Ein Tag mit drei Krankenbesuchen und zweistündiger Eidechsenjagd lag dazwischen und nun erst trat Eberhards Bemerkung von gestern Abend wieder, als unbeantwortet mahnend vor seine Erinnerung.

„Sie bemerkten gestern, daß der Rhein Sie selbst im Frühlinge kalt lasse, seitdem Sie den italienischen Winter gesehen,“ sprach Kanne leicht lächelnd.

Eberhard war in Gedanken versunken gewesen. Kanne hatte ihn gestört. Er sah mißmuthig auf den Arzt.

„Ich glaube, Sie haben mich gestern zwei Stunden sprechen lassen, ohne ernsthaft zuzuhören," grollte er Kanne.

Kanne erröthete leicht. „Nicht doch," erwiederte er. „Sie erzählten mir Ihre Schicksale auf dem Herrnhause zu Elbing, am Hofe des Prinzen Moriz, den unglücklichen Ausgang des Duelles, ihren Winteraufenthalt in Rom und Neapel, — theilweise unter dem Scepter Viktor Emanuels."

„Und wie ich nun durch meinen Freund den Buchhändler Otto und den Prinzen brieflich hieher berufen wurde, um abzuwarten."

„Ganz richtig," fiel Kanne ein, „man hat Ihnen eigentlich vergeben."

„Vergeben," erwiederte Eberhard düster. „Man hat mir nie gezürnt."

„Abermals richtig," fuhr Kanne eifrig fort. „Das ergab sich auch aus Ihrem Vortrage. Wir sprachen eigentlich zuletzt" —

„Davon," fiel Eberhard ein, „daß die Einsamkeit, die Unthätigkeit kein Heilmittel für trübe Erinnerungen sei."

Kanne faßte festen Fuß. „Ich versprach Ihnen meinerseits nachzuholen, was Sie über die hiesigen

Verhältnisse interessiren könnte. Nun das ist Wenig oder Viel, je nachdem Sie es auffassen wollen. Wenig, wenn Sie Ihr Haschen nach titanischen, nibelungenartigen Naturen fortsetzen wollen, viel, wenn Sie den Muth haben, das Stillleben mit natürlichen Augen, nicht mit Teleskopen zu betrachten."

„Erzählen Sie," forderte Eberhard auf.

„Mein Freund Vogt," fuhr Kanne fort, „hat sich in dem Städtchen einen solchen Ruf erworben, daß er in die benachbarte Residenz berufen wurde. Ich erhalte mitunter Briefe von ihm" —

Eberhard wurde ungeduldig.

„Julians Mutter, die reiche Frau Cornelius Heyl, starb rechtzeitig, ihren Sohn, seine Palette, seinen Pinsel segnend. Er hat die arme Lili zu seiner Braut gemacht und sie ausbilden lassen. Sie heißt nun Caecilia, spielt die Orgel und die Physharmonika, wird wunderhübsch, declamirt moderne Dichter und hat mich zum Aesculap der künftigen Häuslichkeit bestellt."

Eberhard suchte die zerfahrenen Erinnerungen zusammen, die ihm geblieben waren. „Und der alte Adrian?"

Kanne stockte. „Damit hat es sein Besonderes. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er nicht unter mei-

nen Händen in den schwedischen Himmel einkehrte, nach welchem die bibelselige biedere Natur des Mannes sich so lange sehnte. Den Jakobshof müssen Sie sehen. Darüber läßt sich nicht sprechen."

„Weßhalb nicht?" frug Eberhard rasch.

Kanne zögerte. „Sie sind erst zwei Tage hier," antwortete er endlich, „und haben schon ein solches Uebergewicht gewonnen — es kommt wohl von Ihrem Leben am Hofe, daß ich mich verpflichtet fühle, Ihren Kammerherrn abzugeben. Ich habe darüber nachgedacht, womit ich Sie unterhalten könnte — und verfiel auf einen Besuch auf dem Jakobshofe. Doch müssen Sie sich eine Ueberraschung gefallen lassen."

Eberhard griff krampfhaft nach dem Herzen. „Weßhalb soll ich zu dem Ueberlebten zurückkehren. Ich kann diese Knabenjacke nicht mehr tragen, seitdem die Toga um meine Schultern geworfen wurde."

„Urtheilen Sie nicht voreilig," fiel Kanne ein. „Sehen Sie die Veränderungen, welche vorgingen, nehmen Sie neue, friedliche Eindrücke in sich auf. Entweder mußten Sie Italien nicht verlassen, oder darauf gefaßt sein, die deutsche Zahmheit, diese weltbekannte Selbstgenügsamkeit wieder zu finden."

Eberhard beugte das Haupt, als ob er dadurch seine Einwilligung andeuten wollte.

„Sie haben viel kennen gelernt,“ sagte Kanne bedächtig, „in das Leben der Völker geblickt, Sie sind durch große Eindrücke, durch die Trunkenheit leidenschaftlicher Bewegung, die Theilnahme an der Macht verwöhnt. Sie müssen erst lernen, aufsuchen, was Sie interessiren kann. Denn in der letzten Zeit stürmten die Eindrücke auf Sie ein. Doch glaube ich, daß Sie des Ueberraschenden genug finden dürften.“

Eberhard zuckte die Achseln. „Ich bin nicht über das Gewöhnliche, ich bin schon über das Außerordentliche hinausgeschritten,“ sagte er. „Ich habe in dem Mährchenbuche des Lebens nicht mehr gelesen, sondern selbst daran geschrieben. Diese Beschäftigung fehlt mir.“

„Das Papier geht da bald aus, die Tinte trocknet bald ein,“ bemerkte Kanne. „Im Ganzen ist die Welt wie ein Petrefact — welches man nicht genießbar, nicht frisch machen kann, wenn man eben in eine Epoche des Stillstandes geräth. Es gibt aber des Fesselnden genug. Wählen Sie nur irgend eine Aeußerung der menschlichen Thätigkeit und beobachten Sie die Wandlungen derselben. Zum Beispiele eine Hochschule, das Heranwachsen der Schüler, das langsame Reifen der Lehrer, — die Fortschritte der Wissenschaft, das Geheimhalten gewisser esote-

rischer, der gelehrten Welt bestimmten Partien — dagegen den Kleinen nur die Milch geboten wird, welche sie vertragen können. Oder betrachten Sie das Fabrikswesen — den Einfluß neuer Eisenbahnstrecken, den Charakter der Unternehmer und Unternehmungen, — die Verwaltung der Städte! — Ein Capitel haben Sie ganz versäumt. Die Frauen. Sie sind jetzt unabhängig. Sie könnten sich jetzt diesen Erfahrungen hingeben."

Eberhards bleiche Lippen verengten sich zu einem schmalen Streife.

Kanne achtete nicht darauf. „Die Frauen, die Theilnahme, welche Sie für dieselben noch fühlen können, das ist der eigentliche Maßstab Ihres inneren Lebens. Es gibt so wunderbar verschiedene Frauen, — eine Blumenwelt von Frauen. Bis jetzt haben Sie nur Sterne darunter kennen gelernt, welche am stillen Mitternachtshimmel glühen und funkeln. Beschäftigen Sie sich nun auch mit den tiefer wurzelnden Erscheinungen des schönen Geschlechtes. Athmen Sie das narkotische Aroma ein. Betäuben Sie sich an den halbleidenden, sinnigen, annähernd verführerischen Gestalten — welche wie Mohnblumen im goldenen Aehrenfelde stehen."

„Schade um den Salamander, welchen Sie vernachlässigten," unterbrach ihn Eberhard.

Kanne sah den Sprechenden forschend an. „Der Umgang mit Frauen ist die Genesung,“ schloß er erschüttert von Eberhards Gleichgültigkeit, „und morgen treten wir den Weg in das reizende Lazareth an.“

Es hielten sich zwei Menschen umschlungen. Es war ein hohes, fast heiliges Bild und die Natur, welche es umgab, noch morgenfrisch und ruhig heiter.

Wir erkennen den Jakobshof, des schwedischen Bauern Adrians Erbgut. Doch hat die modernisirende Hand wesentliche Veränderungen daran vorgenommen. Es ist nicht mehr das einfach düstere Einzelgehöft. Das Dach ist mit schwarzgrauen Schiefern gedeckt, die dunkelfarbigen, seidenen Vorhänge hinter den hell und durchsichtig glänzenden Fenstern erinnern an niederländische Reinlichkeit. Die Mauern tragen einen reinen, weißgelben Oehlanstrich an sich, neue Steinstufen führen zu der glänzenden, braunen Nußbaumpforte, an welcher die Messingstücke goldig glänzen. Der Wald ist um ein Bedeutendes zurückgewichen. Mehrere einfache, aber ebenfalls nett und sorglich gebaute Häuser reihen sich zu beiden Seiten an die früher schon vorhandenen Wirthschaftsbaulichkeiten. Fette Wiesen mit wohl gewässertem, dichtem Grase, wie es eben auch nur in Meeruferlanden vorkömmt, erquicken

durch den üppigen Anblick. Eine kleine Kirche mit schmalem, spitzen Thurme schließt gegen den Tannenwald zu, das Bild. Doch auch hier bemerkt das Auge des stumm Betrachtenden eine Veränderung. Eine breite Fahrstraße führt durch den Tannenwald in die grüne Ferne. Ueber dem Bilde liegt der rheinische Lenzhimmel mit tiefgesättigtem Blau und lächelt auf die reichen, dichten Waldgruppen, auf den Blumenschmuck der Wiesen.

Die sich umschlungen hielten, waren Eberhard und Julian. Als sie sich löſten, schauten sie sich noch lange schweigend in die Züge. Julian war so wundervoll gereift. Das Roth seiner Wangen war wie jenes der Kieferzapfen, lichtbräunlich angeflogen und gesund und entsprach dem quellenden rothgoldenem Haare, dessen Locken voll und theilweise kraus und verwirrt über den edlen ovalen Kopf hingen. Das gesunde Auge, mit der gesättigten Farbentiefe war so recht gemacht in die Gluth der Sonne und alle Weltpracht zu blicken, der stramme, herrliche Wuchs entzückte durch die Sicherheit der Bewegung, während die feine, weiße Hand den Anflug von Mädchenhaftigkeit bewahrt hatte. Der Andere dagegen, Eberhard, sah bleicher als sonst aus in dem Rahmen der schwarzen, vernachlässigten, schlaff herabhängenden Haare; um die Augen traten

bläuliche Adernstreifen hervor, auf der Stirne lag ein fahles, erstorbenes Licht. Es war als ob Morgen und Abend an ihr sich begegneten, um zu versuchen, ob sie sich noch einmal zu einem vollendeten Welttage zusammenschließen könnten.

Kanne, so wenig er sonst der Sentimentalität zugänglich war, konnte sich einer leisen Rührung nicht erwehren. Er wollte sprechen, den Vermittler abgeben. Julian hielt ihn zurück.

„Das muß mir vorbehalten bleiben," rief er rasch, „den Freund in die Veränderungen einzuführen, welche hier vorgenommen worden sind. Er wird sie billigen, sobald er ihren Grund erfahren hat. Zuerst muß er die Kirche besehen."

Eberhard ließ sich willig leiten. Die Kirche war im Inneren hell und freundlich. An den Wänden hatte Julian auf weißgrauem Grunde, welcher das Innere der Kirche gleichmäßig überzog, die zwölf Boten des Herrn mit den charakteristischen Attributen nahebei vollendet. Unter jeder der Gestalten waren Verse angebracht.

„Es sind die zwölf Sendboten nach der Messiade" erläuterte Julian. „Der edle, deutsche Barde schildert sie im dritten Gesange seines unerreichbaren Epos."

Eberhard betrachtete sie schweigend. Dann erhob er die Arme. Er erinnerte sich an die kleine Dorf-

kirche in Elbing, welche Madwigs gereifte Worte leise durchzogen. Ein seltsamer Gegensatz. Er sprach davon.

„Dort,“ sagte er, „der freibildende Geist, hier das poetisch verklärte Kirchenthum. Ueber Beiden steht die Kirche, welche die ringende, streitende Menschheit baut, deren Dach der unerreichbare Himmelsdom, dessen Säulen Wald und Meer sind. Ich stelle die zwölf Sendboten Schubarts hinein: Homer, Plato, Tacitus, Ossian, Baco, Newton, Shakespeare, Milton, Leibnitz und Herder. Es sind die großen Meßkünstler der Menschenära, welche den Olymp und den christlichen Himmel, die Abgründe der Geschichte und des Sternenmeeres, das geheimnißvolle Werden, Wachsen und Vergehen und die Tragkraft des Männerherzens ergründeten.“

Julian zog Eberhard fort. Er mußte nun das Innere des Jakobhofes sehen. Die frühere, fast ärmlich einfache Einrichtung, wie sie Adrian in den benachbarten Dörfern zusammengekauft, theilweise auch aus Schweden mitgebracht hatte, war einer eleganteren gewichen. Eberhard sah mit kümmerlichem Lächeln darauf hin; es war nicht mehr der alte Jakobshof, welchen er wieder zu finden gehofft hatte. Er wollte es unverholen aussprechen, als klagende Molltöne an sein Ohr schlugen.

Er horchte schweigend. Sie gingen von der Physharmonika aus, getragen, schwellend, schwermüthig, ein Klagegesang.

„Es ist eine Melodie aus Händels Ode auf Cäcilia," erläuterte Julian mit weicher Stimme, öffnete dann die Thüre und trat etwas zurück, wie um Eberhard dem vollen Eindrucke zu überlassen.

Eberhard war überrascht. Er erkannte annähernd das Gemach. Es war dasselbe, in welchem er einsame Stunden auf dem Jakobshofe, thatenlos, träumerisch durchlebt. Wie war es nun verändert. Die Decke, die Wände zeigten pompejanischen Freskenschmuck. Nahe dem gewölbten Fenster stand die Physharmonika. Die Spielende erhob sich und trat langsam heran.

„Lili," rief Eberhard zögernd aus.

„Cäcilia," erwiederte Julian für die leise Erröthende.

„Sie ist Cäcilia, eine Muse der Tonkunst und der Lebensharmonie geworden — meine Braut, mein sinniger Lebensengel."

Eberhard betrachtete das Mädchen schweigend. Es war nicht mehr die halbverkümmerte Lili, die Feldlilie Palästinas, mit dem geheimnißvollen Grauen vor den elektrischen Gewalten des Himmels. Die hohe, schlanke Gestalt zeigte sich voll, fast üppig,

das Auge leuchtend, selbstbewußt, die Züge mild, weich, das Roth wie das der Theerose im inneren Kelche verglühend. Das feine, weiße Kleid, wie stach es von der groben Zwilchhülle ab, welche einst die zarten Glieder umgab. Wie diese sich nun zu leichtem, wehendem Gewande verdünnt, so war Cäciliens ganzes Wesen veredelt.

Sie erkannte Eberhard und reichte ihm beide Hände. Doch hatte Eberhard nicht Zeit den vollen Eindruck in sich aufzunehmen, welchen die Erinnerung an jene einstige Rückkehr aus dem Norden Europas an den Rhein in ihm weckte. Nur einen Augenblick hindurch lag es wie eine Morgenlandschaft mit nicht mehr zurückzurufenden Reizen vor ihm.

Julian zog ihn tiefer ins Gemach und zeigte auf die Rückwand.

Eberhard betrachtete das Wandgemälde, das er nicht sogleich zu enträthseln vermochte.

„Es ist Senekas Tod“ erklärte Julian. „Der edle Römer hat im Marmorbade sich die Adern öffnen lassen. Schon ist das Wasser trüb und röthlich, an einzelnen Wunden stockt das Blut. Zwei Sclaven überwachen das Scheiden ihres Herrn. Der eine hat bisher aus Platos Werken vorgelesen. Er läßt nun langsam lauschend, die Rolle sinken, während der andere sorglich und mit trauernder Theil-

nahme, das sinkende Haupt des edlen Weisen mit einem Purpurkissen zu stützen sucht. Die Augen sind halb geschlossen, das graue Haar tränkt der quellende Todesschweiß. Der Mund halb offen deutet auf steigende Beklemmung. Ein bitteres Lächeln liegt in den Zügen, doch ist die Stirne noch hell. Bald ist das Opfer gebracht — das Sokrates folgte."

Eberhard lag an Julians Halse. Es wandelte ihn wie ein tief inneres Schluchzen an, das über den Krampf der gewaltig erregten Brust nicht mehr heraustreten konnte.

„So hast Du mich gedacht," rief er aus.

„So habe ich Dich gedacht," antwortete Julian, „als einen der Großen, Herrlichen, welche uns wieder kommen. So haben wir Dich geehrt, so Dein Andenken festgehalten und gefeiert. Das ist mehr als eine Kapelle, es ist eine Weihestätte des Opferandenkens, das menschlich nahbar bleibt, bis zum letzten Augenblicke."

„Nun wirst Du aber auch Alles und das Wichtigste sagen," unterbrach ihn Eberhard, „wer diese Veränderungen gewollt, geschaffen."

„Mehrere" erwiederte Julian, „und darunter solche, welche kein Recht dazu hatten, sich aber das Recht nahmen, weil der Große, Gute, Edle verzeihen würde, so dachten sie, wenn man den Lebenden noch zum Heros erhob."

„Nun denn," drängte Eberhard.

„Adrian" fuhr Julian bedächtig fort „ruht unter der Linde nächst der kleinen Kirche. Er wollte kein Grab, keine Umfriedung, kein Kreuz. In seinem letzten Willen ernannte er Katharina zu seiner Erbin, setzte jedoch bei, daß sie verpflichtet sein sollte, Dir auf dem Jakobshofe ein Asyl zu bereiten, wenn Du dessen je bedürftest. Katharina ward aus den Niederlanden zurückgerufen, kam — und trug nur Eines im Sinne, des hochherzigen Nordlandssohnes letzten Willen zu erfüllen, so gut sie es vermöchte. Sie frug uns um Rath, sie wollte zuerst und zuletzt nur an Dich gedacht, für Dich gesorgt wissen."

Eberhard sah düster vor sich hin.

„Wir haben dieß im besten Sinne aufgefaßt," fuhr Julian tröstend fort. „Die Kunde von Deinem Glücke kam uns zu. Wir hörten von Deinem glänzenden Loose. Das Schicksal eines deutschen Ländchens lag in Deiner Hand. Wie flogen unsere Herzen dem fernen Freunde zu. Wie oft perlten ihm die Gläser und klangen hoch erhoben. Da war von düsterer Sorge nicht mehr die Rede. Da konnte nur die Kunst Dich würdig feiern und empfangen, wie den Heimkehrenden von olympischen Spielen. Wir gaben uns ganz der Liebe und der Phantasie hin."

Eberhard drückte Julian schweigend die Hände. „Es erübrigt noch die kleine Dorfanlage, der Weg durch den Tannenwald“ fuhr Julian fort. „Da hat nun ein anderer Genius sein Walten geoffenbaret, ein Genius, welcher das Silberzindelkleid, die gemalten Bühnenflügel bei Seite läßt. Da kam das praktische Leben, der gute Rath heran. Es vertrat ihn Rechheim, welcher zu Deinen glühendsten Verehrern gehört und nach Dir begehrt, wie der Bruder nach dem Bruder und Lehrer. Die Maschinenfabrik zu Elbing, von Engländern und Amerikanern eingerichtet, ist die erste am Rheine, eine Fabrik, deren Producte in die Mutterländer zurückkehren und dort Anerkennung finden. Die Fabrik bedarf großer Holzvorräthe. Ein Theil dieser Wälder fiel zum Opfer. Ackerland, Wiesgrund, neue Dorfanlagen traten an die Stelle des Forstes. Die Straße führt unmittelbar nach der Fabrik Elbing, wo man Dich ungeduldig erwartet.“ Eberhard wollte antworten. Eine weiche, leise anklingende Stimme schlug an sein Ohr. Er wandte sich um.

Er sah Katharinen. Die niedliche, fast schwebende Gestalt, der mit seidenbraunen Locken umhüllte rundliche Kopf, das weiche, milde Auge, der Schmelz der Züge waren dieselben geblieben. Das friedliche Engelswesen, von heiter schaffender Lust getragen, hatte das blumenartig Bewußtlose noch an sich, wie

damals, als Julian es unternahm das Gretchen aus ihr zu entziffern.

Eberhard war auf diese Begegnung nicht gefaßt. Er war Katharinen gegenüber befangen. Er hatte so Großes gewollt, er war so unglücklich gewesen — daß dieses sonnige, einfache Lebenslicht nicht mehr in sein dunkles Innere drang.

Katharinens Augen füllten sich mit Thränen. „Sie haben mich einst vor sich stehen lassen,“ sprach sie vorwurfsvoll, „als ich aus der Stadt gekommen war, um Ihnen zu sagen, daß Ihr Vater verschieden sei, daß ich Ihnen Alles, Alles zurückerstatten wolle.“

Eberhard neigte das Haupt. So hatte dieses kleine Leben diesen kleinen Kummer noch nicht vergessen. Wie viel Kummer hatte er dann ins Leben gerufen, wie viel war ihm eingetragen in das große Schuldbuch. Er sah nicht auf Katharina. Er sah gedankenvoll auf seine düstere Vergangenheit.

Tief im Hintergrunde lagen die Länder, die er durchwandert, die Hochschulen die er besucht, dann zog sein Liebe- und Leidensleben an ihm vorüber, röchelte Reiligrath, verhauchte Irene, die stille Dulderin, den letzten ätherischen harfenartig verklingenden Seufzerakkord, er sah noch einmal dem drohenden Junkerthum in das stumpfe Antlitz, er dachte sich des Prinzen Vorwurf, Enttäuschung und Klage

— und nun legte sich auf diesen Gipfel von Schuld und Verantwortlichkeit diese ergänzende Thräne.

„Ich habe etwas vom ewigen Juden an mir," sagte er zu sich selbst. „Man führt mich auf die Brandstätte meiner Vergangenheit zurück. Noch athmet das verkohlte Holz den betäubenden Duft. Ich werde nicht erreichen, was ich hoffte, einsam wie der Hekla in eisiger Höhe emporzustarren, in den erstarrten Himmel die gluthlose Flamme auszuwerfen."

Er zog Katharinen sanft an sich. Sie war wehrlos, sie konnte nicht Widerstand leisten. Sie verbarg das Köpfchen an seiner Brust. Dann sah sie ihm schüchtern in die großen kohlenglühenden Augen.

Eberhard scherzte: „Ich habe Vielen wehe gethan" sagte er, „und nie Vergebung verlangt. Hast Du Furcht vor mir, Katharina?"

Katharina sah ihn mit gläubigen Augen an und schwieg.

„Ich glaube," fuhr Eberhard fort „ich könnte mit Dir wieder an Wiesenblumen Wohlgefallen finden, mich mit Kränzen umflechten lassen, in den klaren Bach sehen, wenn Vergißmeinnichte sich mit den Kelchen in ihn tauchen. Vielleicht habe ich etwas von Ophelia in mir, seitdem mir die Hamletnatur abhanden gekommen ist."

Katharina verstand ihn nicht, entwand sich ihm aber. Dann reichte sie ihm die weißrosige Handfläche hin, wie einen sauberen Emailteller, welcher sich selbst kredenzt. Sie konnte nicht sprechen. Es war ihr zu bange dazu.

Eberhard wankte. Er konnte Alles vertragen, nur nicht diese Harmonie an Ton, Farbe, Gefühl, diese dienende Liebe, diese Elfenwaldscene voll sonnigen Glückes.

„Noch stürmt es zu sehr in mir," entschuldigte er. „Vielleicht einmal," fuhr er weich fort, „spät, sehr spät, ehe die letzte Kraft schwindet, dann werde ich weich genug sein, so weich und mild, daß ich Euch wieder verstehen kann."

„Früher, früher," bat Katharina mit glänzendem Auge.

Ein Gedanke schien Eberhard anzulächeln. Er sah vor sich hin.

„Vielleicht, vielleicht," nickte er freundlich vor sich hin. Es war ihm der alte Adrian vor das Auge getreten. „Vielleicht hat der alte Bauer noch einen Pflug hinterlassen, hinter welchem ich noch einmal gehen und eine Axt, mit welcher ich den Baum fällen kann, welcher mich beschattete. Ich bin ja zum Undanke geboren!"

Wer das Herrnhaus Elbing gekannt hatte, mochte es in der Maschinenfabrik, welche daraus entstanden war, kaum mehr erkennen. Fenster waren vermauert, neue erschlossen worden, hohe Schornsteine ragten in die Luft. Der Park war verschwunden und in Arbeitsplätze verwandelt, nur ein kleiner Theil derselben bestand noch fort, von einem hohen eleganten Eisengitter umgeben. Neue Seitengebäude waren entstanden, andere im Aufbau begriffen.

Es war gegen eilf Uhr Nachts. Der Mond schien durch trübe, feuchte Nebelhüllen. Die Luft wehte weich und duftig. In einem der Nebengebäude brannte ebenerdig Licht.

Es mußte dieses eine eigene Bestimmung haben, denn es bestand zur einen Hälfte aus einer Werkstätte und war zur andern wohnlich eingerichtet. In dieser letzteren ging so eben eine seltsame Scene vor sich.

Ein noch junger Mann war so eben von dem reinlichen Lager aufgestanden und betrachtete aufmerksam das Innere des Gemaches. Das Mondlicht, bläulich trübe, und der düster rothe Schein der Lampe flossen zu einem fast magisch-traulichen Halbdunkel zusammen. Die Einrichtung war weit über das Maaß von Eleganz, welches man hier hätte erwarten können. Eine dunkle Malerei der Wände

schloß das heimische Bild freundlich ab. In der Ecke auf einem kleineren Bette schlief ein Knabe von sieben Jahren. An einem netten Tischchen arbeitete eine junge Frau. Sie mochte über die Zwanzig sein. Das feine, fast fromme Profil wurde durch die Reinheit der Haut, welche einen bleichen Glanz an sich trug, noch anmuthiger. Ueber dem kastanienbraunen gescheitelten Haare lag ein nettes Häubchen. Es war ungefähr wie die Parisergrisette, die bei einem wohlhabenderen Ouvrier wohnt. Die junge Frau nähte emsig und sah nur selten von ihrer Arbeit auf. Dann blickte sie gedankenvoll durchs Fenster. Manchmal war es auch, als fielen die Augen vor Müdigkeit zu. Doch raffte die schöne junge Frau stets wieder die sinkende Kraft zusammen und arbeitete fort.

Sie mochte das Geräusch gehört haben, welches der junge Mann, indem er sich vom Lager erhob, verursacht hatte. Doch sah sie nicht auf. Es glitt nur ein kummervolles Lächeln über ihre Züge.

Der junge Mann starrte einige Zeit vor sich sich hin. Es schien, als kämpften in seiner Seele die schwindenden Träume und die Wirklichkeit.

„Es war mir, als sagte ich mir Verse vor, Elisabeth," sprach er dann halblaut. „Hast Du mich vielleicht gehört?"

„Es ist schwül und Du kannst nicht schlafen, Albert," erwiederte Elisabeth besorgt. Albert senkte den Kopf und starrte auf den Boden.

„Wie wenn ich in den Garten ginge," fuhr er dann forschend fort.

Elisabeth traten die Thränen in die Augen. Sie stand auf und näherte sich langsam Albert, welcher der Thüre zuschritt. Sie legte ihm dann sanft den Arm um den Hals und flüsterte ihm halb lächelnd zu:

„Was wird das helfen."

Albert lag am Halse Elisabeths und es war wie ein leises Schluchzen, welches man vernehmen konnte. „Vielleicht hilft es" sagte er traurig, „wenn es noch schlechter mit mir wird."

Wirklich lag eine fast krankhafte Blässe über Alberts Zügen.

Elisabeth hielt Albert zurück. „Es ist die Sehnsucht nach dem schönen Frankreich, dem Garten Gottes auf Erden, welche Dir in der Seele liegt," sagte sie traurig.

Albert lächelte. Es war als ob dieses schöne Frankreich, dieser Garten Gottes einen Augenblick hindurch, wie vom ewigen Lenzesscheine umgossen, tröstend vor ihm stünde. Dann wurde er wieder traurig und sagte! „Wir haben einen Sohn, Elisabeth!"

„Vielleicht wird er auf deutschem Boden glücklicher sein als wir,“ erwiederte Elisabeth.

Albert machte sich von Elisabeth los und ging durch die Thüre in die Arbeitsräume vor dem Gebäude. Große behauene Holzbalken lagen umher. Eine noch wohl verwahrte riesige Maschine, ein Modell, welches erst angekommen war, ragte mit den entblößten oberen Theilen, welche aus Messing und Kupfer bestanden, in die Mondlichthelle.

Dann war ein freier Weg bis zur Gitterpforte, welche zu den erhaltenen Theilen des nun eingefriedeten Parkes führte. Einzelne alte Bäume ragten darin schattig empor. Ein kleiner Weiher glänzte silbermatt. Ueber dem Wasser desselben lag ein leichter Dunst. Es war gewärmtes Wasser, das durch Röhren aus der Fabrik zugeleitet wurde. Ringsum waren Wasserpflanzen mit breiten gebänderten und gefleckten Blättern, angebracht, selten schönes hohes Schilf ragte empor. In der Mitte des Wasserspiegels hatte sich eine Victoria regia zu entfalten begonnen. Ihre Knospe reichte lilienartig geschlossen empor. Eine künstlich gepflegte, üppig seltsame Fauna.

Albert stand am Steinrande des Weihers und sah trauernd auf die Blume.

„Hier ist sie am Morgen und am Abende gestanden“ sagte er still zu sich selbst. „Diese Wasserdünste hat sie eingeathmet und das schöne spröde Haar wurde feucht' davon, löste sich auf und ringelte sich auf den kleinen, rosaweißen Nacken herab. In dieses hohe Gras traten die schwarzen Seidenschuhe und der Thau thränte darauf herab. Ich habe sie nur von der Ferne betrachten dürfen. Ich darf sie seit langer Zeit nur mehr von der Ferne betrachten. Sie hat mir verboten, in ihre Nähe zu kommen, mit ihr zu sprechen. Und doch habe ich sie von Jugend auf gekannt, mit ihr gespielt, sie hat mir ihre Hand so oft überlassen, ich habe sie geküßt, sie war meine Heilige! Sie ist mir verloren gegangen. Sie ist wie diese Blume, unerreichbar in den blauen, indischen Fluthen. Man kann sie nicht pflücken, man kann sie nicht mit sich in's Gemach tragen, man kann sie nicht an die Brust stecken. Man muß am Rande des Wassers niederknien, wie der Bramine an den Ufern des Ganges und sie anbeten. Dann läutet es im Inneren, wie ferne, metallhelle Glocken zum heidnischen Gottesdienste, dann leuchtet es, wie ein Zauberlicht, goldsprühend, verklärt aus der Tiefe der Blume — dann bin ich unglücklich für immer — dann ist sie für immer für mich verloren.“

Albert kniete vor dem Weiher am grauen Sandsteinrande nieder in das feuchte, grau grüne Gras, streckte den schlanken Oberleib, wie sehnsüchtig nach dem Kelche der Blume aus und trank die fast unbemerkbaren, vom feuchten Wasserdunste umhüllten Düfte sehnsüchtig in sich ein.

In der Fabrik Elbing war ein Flügel zur Bewohnung für den Besitzer und seine Gattin eingerichtet. Unter dem breiten Thorwege führte die mit Blumen an beiden Seiten überfüllte, teppichbedeckte breite Treppe in die elegant eingerichteten Gemächer. Am andern Morgen war der Theetisch in diesen Gemächern reicher als sonst besetzt. Das schwere Silbergeschirr, die überseeischen auf feinstem Fayencegeschirr niedlich geordneten Gaumenreizmittel, die hohen, dunkelgrünen Weinflaschen luden anlockend zum auserlesenen Genusse ein.

Weiche, mit halbgeneigtem Rücken versehene Fauteuils umstanden den Theetisch. In einem derselben lag jene Frauengestalt hingegossen, welche Albert in der vorhergehenden stillen Mondnacht in dem Symbole der geschlossenen Blüthendolde fast göttlich anbetend verehrt hatte.

Diese Frauengestalt konnte kaum über zwanzig Jahre alt sein. Das Gesicht hatte jene alabasterartige Durchsichtigkeit, welche der seltensten Fein-

heit und Regelmäßigkeit der Züge als edelste Folie dient. Das Haar und das Auge besaßen gleichmäßig einen goldbraunen Metallglanz. Die jugendliche Gestalt trug ein eng anliegendes rheinwassergrünes Seidenkleid mit feinen, schmalen rothen Schnüren. Ein gleiches, zart gestricktes rothes Seidennetz hielt das Haar gefangen. Schmaler Korallenschmuck fesselte das Kleid am nicht allzuhohen, durchsichtigen Halse.

Die Dame schlürfte langsam den duftenden Thee ein, dessen Aroma auf einer glücklichen Mischung der feinsten Gattungen beruhte.

Neben ihr saß im Schlafrocke Rechheim. Er war nicht gealtert, aber sichtbar vernachlässigt. Der Backenbart, wenig gepflegt, stand nach englischer Art rechts und links ab. Die schmale schwarzseidene Halsbinde lag locker — der elegante, weiche Shawl-Schlafrock, die gelben Pantoffel aus feinstem Leder, die glimmende Havannacigarre verriethen hinlänglich den sorglosen Ehemann.

Rechheim fuhr im Sprechen fort. „Sie werden mich künftig Karl nennen, lieber Eberhard,“ sagte er. „Ich drücke Ihnen noch einmal meine Freude aus, daß Sie uns gekommen sind. Es ist mir ein Beweis, daß Sie endlich in jenes Stadium des Lebens eintraten, in welchem man ganz praktisch und nur praktisch ist, daß Sie hiemit ganz uns gehören werden.“

„Mit welchem Kapitale soll ich bei Ihnen eintreten?“ erwiederte Eberhard leise. „Sie können noch fragen?“ antwortete ihm Rechheim rasch. „Mit dem Kapitale Ihres Geistes, Ihrer Kenntnisse, Ihrer Energie.

„Und das nennen Sie praktisch?“ scherzte Eberhard.

„Sie haben ganz Recht, so zu fragen!“ fiel die junge Dame ein und ihre Stimme klang wie ein Clavierakkord. „Praktisch, so wie Alles, das mein guter Karl unternimmt.“

Rechheim sah verbindlich auf seine Frau. „Liebe Lucie“ sagte er, „Du bist ungerecht gegen Dich selbst. Das Unpraktische hat höchstens Bezug auf Dich, Deine Verhältnisse, Deine Umgebung. Das muß ich nachtragen, lieber Eberhard. Meine Frau ist aus dem Elsaß, spricht daher gleich geläufig, gleich trefflich deutsch und französisch. Meine Fabrik stand, — Dank sei es meinem praktischen Geiste, längst in Flor, als eine Reise zu Verwandten mich nach dem Elsasse, und zu den Füßen dieser noch immer verführerischen Sirene führte. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich der Versuchung nicht widerstand, eine so reizende Vertreterin des französischen Lebens mit unmittelbar deutscher Vermittlung in diese Arbeitseinsamkeit zu versetzen. Allerdings mußte ich ein

Opfer bringen, welches mir Lucie noch immer nicht verzeiht. Ihr Vater hatte schon unter Babeuf socialistische Grundsätze eingesogen und war im hohen Alter nicht im Stande, diese Träumereien aufzugeben. Um eine unmittelbare Verwirklichung derselben in nächster Nähe zu haben, ließ er mit seiner Tochter den Sohn eines seiner Arbeiter, mein Schwiegervater war ebenfalls Fabrikant, erziehen, welcher alle Prätensionen des Capitals mit vollständiger Mittellosigkeit verbindet. Er sollte gewissermaßen die Adoption der Arbeit durch das Capital darstellen. Welche Hoffnungen, welchen kühnen Gedankenflug der junge Mann allmählig in sich groß zog, können Sie sich wohl denken. Er war verheirathet, als ich Lucie kennen lernte und doch nicht zu bewegen, sich von ihr zu trennen. Ich mußte mich entschließen, ihn mit nach Deutschland übersiedeln zu lassen, ihm eine Werkstätte einzuräumen und ihm die Rechte, welche er in Lucie's Vaterhause hatte, nach Möglichkeit zu erhalten."

Lucie sah etwas abgespannt vor sich hin. „Das verliert unter der deutschen Sonne den Glanz" sagte sie oberflächlich. „Doch haben wir an dem Norweger Sieveking einen interessanteren Gesellschafter. Er ist der Forstmann an Karls Seite. Sie werden ihn bei der Tafel kennen lernen."

„Ganz unbeschäftigt dürfen Sie auch nicht bleiben,“ unterbrach Rechheim, indem er sich erhob. „Ich bin ganz Rechenmaschine. Arithmetik ist das erste, das auch Sie treiben müssen. Das beruhigt die Nerven, kühlt das Blut ab, ordnet die Ideen. Ich sage Ihnen, Eberhard, eben hier werden Sie ein so ganz anderer Mensch werden und gestehen, daß die reizendste Phantasie möglich ist ohne zu träumen, zu siechen, wie man es einst im Herrnhause zu Elbing gethan. Das hat Folgen für Ihr Leben gehabt. Genesen Sie hier vollkommen und treten Sie dann wieder an das praktisch politische Wirken. Sie werden ein Anderer, Glücklicherer sein!“ —

Rechheim ließ dem Freunde nicht Zeit zur Erwiderung. Er mußte ihm folgen, um das Innere der Fabrik zu besichtigen. Dabei entwickelte Rechheim Eberhard einen Plan, wie letzterer in ganz verständiger Art einen Einblick in die industrielle Thätigkeit gewinnen und dabei doch seinem Hange nach Tiefsinn genügen könnte.

„Sie haben Aehnlichheit der Ansichten mit meinem Freunde, dem Buchhändler Otto,“ erwiederte Eberhard. „Sie sind Geschäftsmann wie er und ich kann Ihnen nicht ganz Unrecht geben. Jedenfalls ist es mir bemerkenswerth, diese verwandte Ansicht zum zweitenmale vertreten und mir nahe gelegt zu

finden. Sie meinen, so wie Otto, daß ich mein geistiges Leben wenigstens täglich für einige Stunden an dem Anker, wenn nicht geistloser, doch rein formeller Beschäftigung fest legen sollte sowohl um das ideale Wesen nicht schrankenlos walten zu lassen, wie auch um dem Geiste selbst eine gewisse Ruhe zu verschaffen, das nutzlose Sich selbst verzehren, das Aufreibende brütenden Trübsinnes zu vermeiden. Ich gebe Ihnen dabei nicht ganz Unrecht. Warum sollte ich auf den Versuch nicht eingehen, für einige Zeit eine solche Schule zu durchschreiten."

Rechheim war erfreut, Eberhard so gefügig zu finden. Er trug Eberhard das vertrauliche Du an, das sogleich angenommen wurde. Doch bat ihn Eberhard, ihm den Besuch in Alberts kleiner Werkstätte allein zu gestatten. „Ich ahne dort ein Geheimniß," sagte Eberhard „das ich von vorneherein belauschen möchte." Rechheim machte keine Einwendung dagegen.

Eberhard hörte schon in einiger Entfernung das helle, metallische Klingen eines kleinen Hammers, als er sich Alberts Werkstätte näherte. Er betrachtete dieselbe von Außen. Das nur aus einem Erdgeschosse bestehende Gebäude schien zierlicher, reinlicher von Außen, als die dasselbe umgebenden, rußigen und ausgedehnten Baulichkeiten. Ein kleines Gärtchen mit wohlgepflegten duftenden Blumenbeeten

zog sich um dasselbe. Ueber die Schwelle tretend sah Eberhard die bleiche Elisabeth, welche auf einem niederen Rohrstuhle sitzend, den kleinen Johannes neben sich, diesen lesen lehrte. Elisabeth sah mit traurigem, umflortem Auge nach Eberhard auf, während der Knabe fast ungeduldig auf Fortsetzung der Lehrarbeit drang.

Albert legte den Hammer bei Seite und näherte sich Eberhard. Es lag eine gewisse Bitterkeit in seinen Zügen. Doch reichte er bald mit gutmüthigem Lächeln Eberhard die Hand. Er wartete nicht ab, von diesem angesprochen zu werden.

„Ich errathe Sie,“ sagte er zu Eberhard. „Man hat Ihnen von mir erzählt. Sie sind ein Mann von Geist, Sie haben Reisen gemacht, Sie kennen Frankreich. Ihnen genügt das trockene Fabrikswesen nicht. Man fühlte das Bedürfniß Ihnen neben all' den Maschinen, Verbesserungen, Einrichtungen, Zusammenstellungen, welche doch nur Copien besserer und unerreichbarerer Vorbilder sind, auch etwas Lebendiges, Interessanteres, etwas Menschliches zu zeigen. Dazu bin ich dann gut. Ich schäme mich dieser Stellung nicht. Sie ist nur eine Abschlagszahlung für das Unberechenbare, das diese Tyrannen des Capitales den weißen Sclaven schuldig sind. Und auch da hat man noch fehlgegriffen. Ich bin nicht einmal weißer Sclave. Ich bin ein durch das Miß-

verständniß veralteter Humanitätsideen Verzogener. Von Jugend auf gewöhnte man mich an damastene Tischtücher, an Silbergeschirr. Man hat nun so viel Ehrfurcht vor diesem Mißgriffe, welchen man groß zog, daß man sich scheut, daß man nicht mehr den Muth hat, ihn einfach wegzuwerfen. Und doch bin ich dabei so unglücklich."

Albert sah mit sehnsüchtig schwärmerischem Blicke gegen den Himmel.

„Wie blaß, wie farblos ist er hier in Deutschland," setzte er hinzu, „und wie dunkel, liebend, innig in der Provence, aus welcher ich Elisabeth heimführte."

„Müssen Sie unglücklich b l e i b e n?" betonte Eberhard fragend.

Albert lächelte. „Ich bin zu stolz, um mir die Erlösung selbst zu bereiten. Wissen Sie, wohin es mich zieht? Nach Algier! Dorthin, wo die Tapferkeit, der Sieg, der Feldzug fast zum Romane wird, wo der französische Soldat noch immer den Marschallstab im Tornister trägt."

„Weßhalb dann hier bleiben?" frug Eberhard.

„Weßhalb!" erwiederte Albert rasch. „Das will ich Ihnen sagen! Weil auch der Arbeiter ein Soldat ist, welcher seinen Posten nicht verlassen darf. Meine Stellung ist eine Zufälligkeit, wie sie unter

Tausenden nicht Einer erreicht. Man foltert mich, man spielt mit mir. Meine Arbeit selbst ist Kinderspiel. Mich widert dieß Alles an. Aber es gehört mit zu den versuchten Lösungen einer großen Frage, an welcher Millionen Theil nehmen. Ich könnte dieses weiche Bett, diese Seidendecke, diesen brechenden Tisch, welche man dem Arbeiter gönnt, nicht verlassen, ohne daß der Reichthum diese Dotation einzöge. Das will ich nicht. Dieser Platz müßte wieder von einem Leidens- und Berufsgenossen eingenommen werden, sollte ich mit ruhigem Gewissen von hier weggehen."

„Eine seltsame Theorie," erwiederte Eberhard.

„Noch seltsamer," fuhr Albert fort, „ist mein tiefes inneres Seelenleiden. Warum hat man mich für Gefühle erzogen, welche ich nie befriedigen kann, warum mich nicht früh genug aus dem Paradiese vertrieben, ehe ich mit der Kraft männlichen Gefühles das Schönste, Herrlichste, Verführerischste erfassen lernte. Das kann nur durch eine Katastrophe endigen. Und wie diese herbeizuführen?"

Eberhard warf einen Blick auf Elisabeth. Diese senkte wehmüthig das Köpfchen und drängte den Knaben hervor.

„Johannes heißt er" sprach Albert fast feierlich, „und das soll bedeuten, daß wir Alle, nicht in ihm,

sondern an und für sich nur erst den Vorläufer erwarten. — Die Frage der Arbeit," fuhr er nach einer Pause fort, „ist in den Hintergrund gedrängt. Sie ist deßhalb nicht vergessen. Sie müssen Sie nicht dort suchen, wo jede Colonne von Ziffern Haufen Goldes einträgt oder wo die Kunst ihre schimmernden Fittige darüber ausbreitet. Sie ist den rauhen, rußigen, schwielen Händen anvertraut, welche im Gebrauche der schweren Werkzeuge fast zum Freundschaftsgruße untauglich werden. Und es ist nicht einmal die Frage der Arbeit. Es liegt etwas Ernsteres, Tieferes zu Grunde. Es ist die Frage nach den Menschenrechten, welche die Philosophie, die Politik vergessen haben, die dafür aber das tägliche Bedürfniß in den schweigenden, leidenden, darbenden Massen wach erhält. Es ist dieß eine stumme Armee, welche auf den Ruf der Zeit wartet. Es wird irgend einmal eine große Frage anderer Natur unerwartet auftauchen, ein ungeheurer Sturm losbrechen und dann im Wetterleuchten der Zeit dieser vergessene Riese drohend aufstehen und sein lang vernachlässigtes Recht zurückverlangen."

Eberhard fühlte selbst einen Sturm von Leidenschaft in seiner Brust erwachen. Welch' eine seltsame Begegnung, welch' rascher Wechsel der Eindrücke. Zuerst hatte ihn Elisabeth bewegt. Albert

liebte sie nicht. Und doch war sie ihm treu, ergeben, sie litt, wie Albert. Sie litt für ihn, weil ja auch er so viel zu ertragen, zu leiden hatte. Dann diese Gluth, dieser Groll in Alberts Innerem. Wie auf ein Lavafeld wies er hin, dessen rothe innere Hitze durch die dünne, erkaltete schwarze Hülle in tiefer Nachtstunde wieder einmal roth aufleuchtete. Hier lag etwas verborgen, verwandt dem Geiste, welchen er einst im Norden in sich aufgenommen, etwas Ergänzendes, wie zwei Gewitter, welche sich begegnen, verschmelzen könnten.

Albert warf einen Blick durch die geöffnete Thüre und ergriff rasch den Hammer, schwang ihn und arbeitete still und düster vor sich hinblickend, als wäre er allein. Eberhard konnte augenblicklich die Unterbrechung nicht verstehen. Er sah nur, daß der Knabe sich ängstlich an Elisabeth drückte und diese nur mühsam die Thränen zurückhalten konnte.

Gleich darauf hörte er Rechheims Stimme. Er eilte an die Schwelle der Werkstätte.

Rechheim stand wenige Schritte davor, Lucie am Arme.

„Zu lange darfst Du die Arbeit nicht stören," rief ihm Rechheim entgegen. „Lucie wurde ungeduldig, Dir die Parkanlage zu zeigen, welche nach ihrer Angabe ausgeführt, ihr Stolz ist. Sie hatte

den Muth über Steingerölle, Hobelspäne, Eisenstücke bis hieher zu kommen.“

Eberhard grüßte flüchtig. „Bis zum Gitterthor will ich begleiten“ fuhr Rechheim fort. „Dann an die Bücher, an die Arbeit, wovon ein Theil bald der Deine sein wird.“

Es verflossen nur wenige Minuten und Eberhard stand mit Lucie im Inneren der Parkanlage. Eberhard sah staunend um sich.

„Sie forschen vergebens“ lächelte Lucie. „Von dem Parke, welchen Sie beschritten, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Bäume, welche Sie hier sehen, deren tiefe, lauschige Schatten Sie bald mitgenießen werden, sind von den verschiedensten Seiten zusammengetragen, meist Kastanienbäume, Eschen, welche diese Versetzung ertrugen. Die Vergangenheit mit ihren düsteren Erinnerungen sollte verschwinden, Die Arbeit hat ein volles Recht auf eine Erholung, welche die Schatten entflohener Größe nicht stört.“

Lucie setzte sich auf eine elegante Gartenbank, welche theilweise beschattet, unmittelbar auf den kleinen Weiher blicken ließ.

„Dieß ist meine Lieblingsschöpfung,“ sagte sie dann. „Viel Geist ist allerdings nicht dabei. Sie müssen aber bedenken, daß ich als Tochter des Elsaß mit einem Vorgefühle, einer Ahnung deutschen We-

sens nicht an den Rhein kam, ohne seine Poesie wie ein Gemeingut aller Völker und Herzen in mich aufzunehmen."

„Und was fesselte Sie zumeist" frug Eberhard gespannt. „Etwas das zu oft besungen, genannt, benützt wurde, um Sie zu interessiren," erwiederte Lucie, „der Loreleifelsen. Ihr Heine, welchen französische Erde umschließt, hat die Fee der grauen Anfangszeit so wunderlieb besungen. Sie hatte doch ein weibliches Herz, wie wir, und starb, weil Sie vielleicht zu früh kam."

„Wie meinen Sie das" frug Eberhard lebhaft berührt.

„Zu früh!" fuhr Lucie lächelnd fort. „Weil die Lorelei doch schon als übermenschliches Wesen eine Freiheit des Lebens und der Liebe in sich trug, welche erst nach Jahrhunderten die Philosophie den Frauen geben konnte. Ich habe mich ganz in das Wesen der Lorelei versetzt. Sie werden mich selten anders, als so gekleidet sehen, wie Sie mich heute fanden."

Eberhard warf einen flüchtigen Blick auf Lucie's Toilette. Sie war nahebei dieselbe wie am Morgentische.

„Das ist übrigens das Wenigste," fuhr Lucie scherzend fort. „Die Lorelei hat noch andere, wich-

tigere Eigenschaften. Sie kann nur selten, nur im Verborgenen, in Mondnächten sichtbar sein. Was sie fühlt, was sie bringt, muß sich in kurze Stunden zusammendrängen, muß augenblicklich verstanden, fast erhascht werden, sonst geht es verloren."

„Sie lieben das Räthselhafte," erwiederte Eberhard.

„Ich liebe es nicht," antwortete Lucie. „Ich bin es aber nach meiner innersten Natur, es drängt sich mir auf, es wird unter meinen Händen. Darum, mein Freund, hüten Sie Herz und Phantasie."

Eberhard wollte antworten. Lucie ließ ihm nicht Zeit dazu. Er mußte ihr in die Glashäuser folgen, die tropische Fauna, die Palmenbäume, die Aquarien bewundern.

„Darauf ist Rechheim stolz," sprach Lucie nach längerer, schweigender Prüfung der seltsamen, grünend farbigen Welt.

Eberhard glaubte Rechheim und Lucie zu verstehen. „Rechheim ist Kaufmann," sagte er. „Er liebt die stumme verborgene Arbeit. Er kann die Ziffer seiner Bücher, seine Rechnunsabschlüsse der Welt nicht zeigen. Aber er kann ihr seine Glashäuser, die Victoria regia, Lorelei-Lucie, seine Gattin vorführen." — Ein stolzer, einsam kalter Blick Lucies ließ Eberhard schweigen.

„Herr Sieveking“ nahm Lucie gleich darauf das Wort. „Er ist Director der Fabrik Rechheims. Er hat die Absicht Ihnen die technische Einrichtung zu erklären.“

Lucie schwebte nach leisem Kopfnicken über den weißen Sand dahin. Eberhard warf einen kurzen, forschenden Blick auf diese neue, an ihn herantretende Persönlichkeit.

Sieveking war noch jung an Jahren, gedrungen, mittelgroß. Auf dem kurzen Halse saß der nahebei runde Kopf, mit starken, gesunden Zügen, blonden Haaren, großen blauen Augen. Er hatte unstreitig die Gabe zu gewinnen. Ohne treuherzig, offen zu sein, zog er doch bei den ersten Worten durch Wärme, Gewandtheit, feines Benehmen an.

„Wir haben uns wohl mehr zu sagen, als die Besichtigung der Fabrikseinrichtung mit sich bringt,“ begann er, indem er Eberhards Hand ergriff.

Eberhard drückte diese lebhaft. „Ich kenne Norwegen,“ erwiederte er.

„Dann sind wir Freunde!“ rief Sieveking aus und umarmte Eberhard.

„Mein Name hat einen rheinischen Klang,“ fuhr Sieveking fort, als sich die Umarmung löste. „Doch fließt unverfälscht norwegisches Blut in meinen Adern. Sie sahen mein Vaterland, Sie lieben es.“

„Ob ich es liebe?“ erwiederte Eberhard bewegt. „Die Erinnerung daran stärkt, erhält mich.“

Sieveking drückte ihm nochmals die Hand. „Der Norden“ fuhr er fort „ist wie ein verschlossenes, sybillinisches Buch. Seine Geheimnisse liegen gleich einem mächtigen Gewitter am fernen Horizonte. Die Völker sind noch nicht reif diese im Wetterleuchten geschriebene Offenbarung zu empfangen. Sie wollen das Innere der Fabrik sehen,“ warf er dann leicht hin; „haben wir nicht vorher noch Ernsteres, näher Liegendes zu besprechen? Wohl eigentlich nicht“ verbesserte er sich, „die Maschine spielt im modernen Leben eine große Rolle. Von der geheimnißvollen Kraft des Dampfes in Bewegung gesetzt, scheint sie fast dem tieferen geheimnißreichen Schooße der Natur entrissen. Sie hat etwas, wie Bewußtsein, Geist, Selbstbestimmung, Pünktlichkeit, den Stolz ihrer Entstehung an sich. Aus Metall gebildet, erinnert sie an die äußerste Widerstandskraft des Stoffes. Sie ist gehämmert, gegossen, mit dem Hammer bearbeitet, wie der Mensch selbst, die Maschine im Lebensdrange, im Gewühle der Geschichte es sein sollte.“

Herrliche Worte,“ fiel Eberhard ein, „Worte, die mich in ihrer gedrungenen Kraft, in ihrem metallischen Klingen an Ihr großes, furchtbar großes Vaterland erinnern. Sie sind ein echter Nordlandssohn.“

„Ich bin es," erwiederte Sieveking, „bin es vielleicht mehr, als Sie es jetzt erkennen mögen. Norwegen ist ein Land, welches die Natur durch seine geographische Lage gewissermaßen für die Zukunft des Menschengeschlechtes aufgespart hat. Wenn alle übrigen Völker ihre Mission vollendet haben, altersschwach geworden sein werden, dann steht Norwegen wohl noch rettend, mahnend da. Sie kennen unsere Universität, unser geistiges Leben. Wir nehmen nur widerstrebend südliche, fremdländische, daher auch die deutsche Cultur an, weil wir sie für entnervend ansehen. Was wir jedoch annehmen, das bewahren wir frisch, unverkümmert. Wie abgenützt sind Worte, wie Menschenrechte, Menschenberuf in dem Munde eines Franzosen, welcher sie seit Jahrzehnten zur Phrase verbraucht hat. Lassen Sie dasselbe Wort im hohen Norden, von den Lippen eines jener ernsten, besonnenen, mäßigen, verschlossenen Lehrer fließen, wie unsere wissenschaftlichen Kreise sie umschließen und man horcht in ganz Europa dem ungewohnten Klange. Ich selbst als Sohn Norwegens sehe meine Mission auf deutschem Boden, Ihnen gegenüber ganz besonders in der Kraft, in dem Muthe, der Unerschütterlichkeit, welche ich in mir trage. Die Deutschen kranken an Sentimentalität, Träumerei, Schwärmerei."

Eberhard blickte düster fragend vor sich hin. „Sagen Sie nur nicht," unterbrach er Sieveking dann, „daß hier mein Platz nicht sei, denn es wäre bald auf dem weiten Erdenrunde keine Heimat mehr für mich."

„Hätten Sie den Hekla gesehen," erwiderte Sieveking gehoben. „So hoch oben in eisiger Einsamkeit und doch die uralte, den Erdtiefen entströmende Gluth gegen Himmel werfend. So erschienen Sie mir, als Rechheim Sie mir schilderte und er sprach viel und oft von Ihnen. Doch hatte seine Schilderung nicht den Erfolg, welchen er erwartete. Statt Sie unbedingt zu verehren, anzuerkennen, ein Vorbild in Ihnen zu erblicken, legte ich den Maßstab des freien, unbefangenen Urtheiles an Sie. Sie sind weiter, als Sie selbst glauben, aber Sie müssen sich völlig erkennen lernen. Zunächst nehmen Sie sich vor dem Boden in Acht, welchen Sie betreten. Es ist Moorboden, scheinbare Festigkeit, trügerisches Sumpfblumengewebe; unreife, unvollkommene Menschen umgeben Sie. Rechheim, um mit ihm zu beginnen, ist glanzsüchtig. Er glaubt Alles gethan zu haben, indem er die Fabrik einrichtete, Lucie ehelichte, Albert, dieses Kind des glühenden zürnenden Socialismus, einen Werther der arbeitenden Classe, zu füttern unternahm, Glashäuser herstellte,

eine Equipage anschaffte. Er sitzt nun hier, wie er glaubt auf dem Grabe aristokratischer Macht und doch ist dieses Grab nur ein übertünchtes Grab pharisäischer Größe. Mißverstehen Sie mich nicht. Glauben Sie nicht, daß ich das minder glänzende solidere Bürgerthum mit seinen Alltagssorgen, seiner populären Bildung, seinen Cridatragödien, halb ungesetzlichen Verwicklungen und halb rohen Humanitätstraditionen, mit seinen Söhnen, welche es, die Taschen voll Geld auf die Universitäten schickt, wie sonst reichere Bauern ihre Kinder zu Pastoren und Gelehrten heranzogen, mehr achte. Krank ist Alles, was Sie um sich sehen, Waldniederung, aus welcher die hohen Eichen, die säcularen Stämme längst ausgehauen, höchstens nur noch als Kohle für literarische Bedürfnisse aus der Tiefe zu holen sind."

„Was erübrigt dann für mich?" frug Eberhard gespannt.

„Lassen Sie mich das Bild vollenden. Lucie ist müde. Sie sieht, daß Rechheim sich täglich mehr in Bücher und Rechnungen vertieft, seine Finger am Zählen der Thalerscheine ermüdet. Sie trägt den Entschluß des Bruches in ihrem Herzen. Sie wird auch Sie dazu zu benützen, zu verwenden suchen."

Eberhard nickte bejahend. „Das habe ich in

Lucie geahnt," antwortete er rasch. „Was dann aber beginnen!" —

„Den Plunder wegwerfen," erwiederte Sieveking. „Sich rasch entfernen!" —

„Und wohin!" frug Eberhard.

„In die europäische Krankenstube," forschte Sieveking, „nach Amerika."

Eberhard sah schmerzlich vor sich hin. „Dieser Weg ist mir verschlossen," antwortete er. „Dort stehen Schatten, mahnende Schatten so ernster Natur, daß ich lieber mich mit den europäischen Gespenstern abfinden will."

„Desto besser!" erwiederte Sieveking. „Desto besser! Ich gestehe Ihnen, daß ich selbst Norwegen höher stelle, als das jetzt zerrissene Nordamerika, das seines Continentes nie Herr wurde, weil es das Bewußtsein dieser Mission verlor. Wenn Sie den Muth haben in Europa zu bleiben, dann ziehen Sie jene große Rechnung Ihres Inneren, welche, wenn in entsprechender Form gefaßt, ein Gewinn, ein Fortschritt für die deutsche Nation sein könnte."

„Was erübrigt Ihnen sonst noch? Können Sie in der Liebe, in der Ehe, im Ruhm, im Glück, Befriedigung finden?"

Eberhard verneinte es.

„Dann haben Sie den Muth, ein Prometheus auf dem Felsen hingestreckt, den Befreier zu erwarten — eine Wendung des Geschickes oder ruhmlosen Tod. In jedem Falle sind Sie groß, bewunderungswürdig. Vielleicht führt das Wetter der Geschichte eine stürmische Entscheidung herbei. Dann greifen Sie ein. Wenn nicht, harren, dulden, erwarten Sie. Sie werden wie eine mahnende Gestalt, wie zur Bildsäule an der Heeresstraße des Lebens werden, an welcher man nicht vorübergeht, ohne sich zu erinnern, daß es Heroen der Einsamkeit gibt.“

„Und hier?“ frug Eberhard zweifelnd.

Sieveking sah kurze Zeit nachdenkend und lächelnd vor sich hin.

„Wenn Sie nur der Form halber schon hier bleiben wollen, so führen Sie diese matten, welkenden Verhältnisse einer großen, wetterleuchtenden Katastrophe entgegen. Ein oder das andere Herz kann daran genesen, ein oder das andere brechen. Ein Gewinn ist das Eine, wie das Andere.“

Eberhard starrte Sieveking an wie eine schwarze Riesentanne auf den weißbleichen Felsen Norwegens. „Sie haben vielleicht nicht Recht,“ erwiederte er, „aber Sie können Recht haben. Ich bedarf eines Abschlusses. Sie drängen mir einen auf, welchen

ich zurückweisen würde, egoistisch nennen müßte, käme er aus meinem Kopfe. Von Ihnen entworfen — will ich ein Zuseher, mehr als ein Mitwirkender, ihn an mich kommen lassen."

Eberhard blieb allein. Das Gespräch mit Sieveking hatte ihn mächtig ergriffen. Er fühlte den unbarmherzigen, fast tödtlich kalten Nordlandswind, welcher die Blätter seines Lebensbuches wieder zerwühlte. Albert und Sieveking. Er meinte, daß Sie sich ergänzen müßten. Albert, der Repräsentant der sehnenden, grollenden Volkskraft, Sieveking, der nordische, gewaltige, urkräftige Führer; — daß sie sich nicht gefunden, verständigt hatten.

Eberhard wollte in das ihm bestimmte Gemach zurückkehren, als Rechheim ihm auf der Treppe begegnete.

Er hielt Eberhard am Arme zurück und flüsterte ihm zu: „Du mußt mit mir kommen. Bevor ich Dich zu den Büchern setze, welche Du eigentlich auch nicht so ernst zu nehmen hast, als seist Du ein gedungener Knecht der Feder, mußt Du Lucie ganz kennen lernen. Sie hat köstliche Augenblicke. Daß meine Frau Anlage zu einer George Sand besitzt, mußt Du bemerkt haben. Sie singt, spielt Clavier, dichtet, schreibt treffliche Prosa, erzieht Kinder, wenn auch nicht ihre eigenen, reitet, fährt,

schwimmt, verträgt jede Unbill der Witterung. Sie ist wie ein elementarisches Wesen, das überall zu Hause ist. In diesem Augenblicke ist sie ganz Lehrerin. Du findest Elisabeth an ihrer Seite. Diese Stunde widmet sie täglich der Aufgabe, Alberts Gattin in weiblicher Handarbeit zu unterrichten. Und weißt Du weßhalb? Um auf Elisabeths Gemüth einen milden, weichen, besänftigenden Einfluß zu üben und dadurch auf Albert selbst zu wirken."

Eberhard faßte Interesse an dem Bilde, das ihm Rechheim entwarf. Er ließ sich von ihm geleiten.

Beide traten bei Lucie ein. Eberhard gestand sich, daß er eine seltsame Gruppe vor sich hatte. Lucies Beweglichkeit war in den Ausdruck sinnender Beobachtung übergegangen. Ein Gedanke, eine Aufgabe fesselten jetzt den beweglichen Geist. Ein unerklärlicher, leiser Kummer gab dem wahrhaft schönen Antlitze reizende Individualisirung.

Elisabeth schien ihm demüthig, unterwürfig, lauschend, bald niedergeschlagen, bald berauscht. Er sah, daß Lucies Worte — ob mahnend oder belehrend — wer konnte es unterscheiden — wechselnd auf sie wirkten, jedenfalls weit über die mit weiblicher Arbeit verbundene Lehre gingen.

Eberhard hätte gerne gelauscht. Rechheim ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Wie Du Dich nun wieder opferst," sprach er zu Lucie.

Lucie antwortete nicht. Sie sah nur vorwurfsvoll auf Rechheim.

„Mein Freund hat mich verleitet, Sie zu stören," sagte Eberhard stockend.

„Keine Alltäglichkeiten," erwiderte Lucie. „Mein Gatte kam, um mehr zu thun, als mich zu stören. Er ahnt ein Geheimniß. Er nahm sich nie die Mühe, es zu entziffern. Er findet es aber interessant genug, damit zu glänzen, es Ihnen preiszugeben."

„Zu geistreich, um ungerecht genannt zu werden," fiel Rechheim ein. „Dafür eine lohnende Strafe. Du wirst Eberhard wie einen Boccacio betrachten und ihm als Dame des glänzenden italienischen Frauenkreises diese Lebensnovelle selbst erzählen. Ich habe für morgen einen Ritt in den benachbarten Wald angeordnet. Eberhard muß das Walddunkel sehen, das Dich an Rügen's Naturtempel erinnert."

Seltsam war es als Lucie nun aufstand und fast gebeugt vor Rechheim stand, während in Elisabeths trauernde Augen helleres Licht zurückkehrte. Lucie sagte zu. Eberhard verlor kein Wort mehr. Sollte dieses kurze Drama den Waldduft beibehal-

ten, so war rascher Verlauf nöthig. Er lud nur Rechheim ein, ihm noch so viel Poesie, jene Poesie zu gönnen, welche er für das Gleichgewicht des geistigen Lebens nöthig hielt.

„Zu den Büchern,“ befahl fast Eberhard.

Rechheim schüttelte ungläubig den Kopf. „Sollst Du mir mehr werden, als ich Anfangs zu hoffen wagte?“ frug er den Freund.

„Ich will versuchen einmal dankbar und glücklich in der Dankbarkeit zu sein,“ schloß Eberhard mit leichtem Ernste. —

Es war am folgenden Tage.

„Sehen Sie! Welch' eine herrliche Fernsicht,“ sagte Lucie zu Eberhard.

Eberhard sah stumm auf das sonnige Landschaftsbild.

Sie befanden sich auf einer breiten, hügeligen Wiese. Der Graswuchs war vielfach mit dichtem, feuchtem Moose vermischt. Zu beiden Seiten dehnten sich Reihen von alten Eichen, doch zeigte schon der nächstliegende Wald mit braunrothen Föhren, Tannen, vereinzelten Buchen schattige von dunklem zum lichterem Grün sich abstufende Partien. Dem tiefer eindringenden Blicke schloß es sich bald wie eine im leichten, warmen Luftzuge bewegte dichte goldgrünschimmernde Wand ab. Fast unmittelbar

von den Beschauenden schoß es jäh ab. Nackte Felsenwand, klippenartiges Gestein führte den Blick senkrecht zum weißen schmalen Bande der staubigen Straße, welche sich tief unten hinzog. Dann lag, wie ein Riesenblatt die fruchtbare Fläche offen. Wallende Saatfelder, Weingärten in sanfter Hebung, nette Dörfer mit den friedlichen Kirchthürmen, weithin seeartige Gewässer und abschließend dunkelblaugrün aufsteigendes Gebirge, an die Formationen des altgesegneten Rheins erinnernd.

Lucie saß auf einem Feldstuhle, welcher überdieß mit einer über den Wiesboden reichenden kostbaren Hülle bedeckt, etwas thronartiges an sich hatte. Eberhard hatte auf einem niedrigeren Stuhle neben ihr sich niedergelassen. In der Entfernung stand die prachtvolle Equipage mit feurigen, braunen Pferden, glänzendem Geschirre und ein edler, arabischem Geblüte entsprossener Renner, welcher purpurn aufgezäumt, mit den dünnen, schlanken Beinen Eberhard wie tanzend an Lucies Seite hieher gebracht hatte.

Eberhard konnte sich nicht enthalten, Lucie aufmerksam und wiederholt zu betrachten. Ihr Kleid war abermals dunkel wassergrün, doch von ganz anderem Schnitte. Die rothen Seidenschnüre fehlten nicht, sie waren aber wie das Haarnetz mit Goldfäden

durchzogen. Selbst der Stoff des Kleides schimmerte fast metallisch. In Lucies Zügen lag etwas von kindlicher Heiterkeit, wie ein für Augenblicke zurückgekehrter flüchtiger Friede.

Der Friede, welcher in dieser Seele wohnen konnte, war doch nur ein Friede, gleich dem gaukelnden, metallschimmernden Tagfalter, welcher eben im Begriffe war, Lucies Kopf für eine Blume zu halten und ängstlich suchend einen Ruhepunkt unter den schimmernden Goldlichtern erspähte. Der volle, untrübbare Friede, wie er in die Hütte beschränkter Geistesarmuth oder der Unerfahrenheit herabsteigt, konnte sich auf dieses seltsame Wesen nicht mehr senken. Eberhard erinnerte sich an das seltsame Mährchen, das einzige, welches Altvater Göthe, der immer einsam thronende König der classischen Epoche geschrieben. Lucie erschien ihm ganz wie ein Metallwesen, das Fleisch, Blut, Adern, Athem, Leben angenommen hätte, soweit ein solches Wesen dessen fähig ist. Soweit es dessen fähig ist. Das wiederholte sich Eberhard in seinen Betrachtungen. Denn, wer sich von diesem Blutumlaufe, welcher heißere Pulse, süßes Erröthen, das ganze neckische Spiel des Menschenlebens nachahmte, zu sehr bestechen ließ, in diesem kleinen See des hellen Auges Ankergrund der Hoffnung

suchte, diese weiche Bekleidung für eine zur Hingebung bestimmte Hülle ansah, der mußte bald die heimlich zurückstoßende, innerlich kalte Kraft des zuletzt doch allein überherrschenden, tief verborgenen Metallwesens fühlen und erkennen lernen.

Dieses metallische Wesen in verständliche, gangbare Sprache übersetzt, was konnte es anders sein, als die Berechnung, das wahre, innerste Wesen Lucies, wie es sich an Rechheims Seite, in der Nähe seiner Bücher, seiner Rechnungsabschlüsse, seiner Correspondenzen, seiner Maschinen herausbilden mußte.

Lucie unterbrach Eberhards Betrachtungen, unterbrach sie so, daß Eberhard einen Augenblick beschämt niedersah.

„Halten Sie diese Landschaft nicht für eine Stimmungslandschaft?“ frug sie mit weicher Stimme.

Wenn Stimmung in der Landschaft lag, wenn Lucie sie herausfühlte, dann war sie ein anderes Wesen, als Eberhard sie dachte.

Eberhard war im Begriffe zu antworten.

„Stimmung,“ fuhr Lucie fort, ohne auf ihn zu achten, „wie man es nimmt. Man müßte sich erst über den Begriff der Stimmung verständigen, welcher in einer Landschaft liegen kann, welche man aus ihr entwickelt.“

„Die Landschaft ist keine Stimmungslandschaft," erwiederte Eberhard bestimmt. „Es fehlt die Architektonik, aus welcher sich Stimmung ergeben könnte, die Einfachheit der Motive. Fläche und Gebirge, Saat und Weinlaub, Staub und Wasser, das ist zu unzusammenhängend."

„Sie mögen Recht haben," erwiederte Lucie langsam, indem ihr Blick sich in die Ferne senkte. „Sie übersehen eines, daß ich nur davon sprach, ob die Landschaft *mich* in Stimmung versetzen könnte und in welche. Errathen Sie dann das Nähere nicht?"

Eberhard zögerte.

Lucie erhob den schmalen Arm und zeigte mit der Hand, welche der feine weiße Handschuh preßte, auf die blauen Wasserstreifen.

„Es ist nicht das Blau der Ostsee an den dänischen Küsten, nicht der seidenweiche Wogenfaltenwurf des spielenden bewegten mittelländischen Meeres, aber es ist Wasser — nahebei ein kleiner See."

Das Wasser in der Landschaft, sobald es nicht die Dienstbarkeit des schiffbaren Stromes erniedrigt, hat immer etwas allgemein Vermittelndes, Neutralisirendes, wie ein Urelement, aus welchem sich das Fernste, Unerreichbarste heraufzaubern läßt."

„Ich vergaß, daß Sie gerne mit Undinen,

Melusinen, Lorelei's spielen," erwiederte Eberhard gefällig.

„Hat Sieveking mit Ihnen über mich gesprochen?" warf Lucie plötzlich mit seltsamen Lächeln hin.

Eberhard konnte eine vorübergehende Bewegung nicht unterdrücken.

Lucie legte den Kopf in die Ecke des Stuhles. Es ging etwas wie Ermüdung über sie hin. Es war, wie wenn eine Glashausblume vom Nordhauche erreicht wird.

„Sieveking," sprach sie dann gedehnt und träumerisch. „Warum ich mit ihm zusammenkommen mußte. Sie vergessen immer Eines, Herr von Wesendonk, daß der Elsaß zu Frankreich gehört und daß ich eine Französin bin."

Eberhard warf einen aufmerksamen Blick auf Lucie, welche sich wieder aufrichtete.

„Herr Sieveking," fuhr sie fort, „ist ein trefflicher, technischer Director, er mag Sie als Norweger interessirt haben, aber er hat eine sehr üble Gewohnheit, die zu verläumden, welche ihm wohlwollen." —

Eberhard wollte ableugnen, entschuldigen, Lucie lächelte. „Das würde vergebens sein," sagte sie, „mir eine andere Meinung über ihn beizubringen. Sieveking hält sich für einen Beobachter. Was er

einmal erfaßt hat, hält er für untrügliche Wahrheit und muß es dann an Mann bringen, wo er Gehör findet. So zum Beispiele geht er von der Idee aus, ich wolle mich von Rechheim trennen, ich suche nur eine Gelegenheit dazu.“ Ein leichtes leises Gelächter aus Lucies Kehle folgte dieser Bemerkung. Eberhard sah ernst vor sich hin.

„Das schöne Frankreich,“ fuhr Lucie schwärmerisch fort. „Wie viel Undank hat es nicht erfahren und ich bin Französin. Die französische gute Laune, der französische gute Geschmack haben die Bande des Vorurtheiles, des gesellschaftlichen Aberglaubens gelöst und dafür Aufgaben aufgestellt, welche glänzender, reicher, bunter, erfolgreicher das Herz und den Geist viel näher berühren, als diese altfränkische Tradition. Habe ich Rechheim nicht als Französin geheirathet? Lag darin nicht jeder Vorbehalt, welcher in dem Charakter der Französin liegt? Vielleicht hat Rechheim das mißverstanden, vielleicht gar nicht verstanden. Ich lebe in der Welt dieser Ideen so, daß ich sie bei Jedem, mit welchem ich spreche, voraussetze.“

„Rechheim wußte Sie denn doch zu fesseln,“ fiel Eberhard ein.

„Wenn ich den Salon meines Vaters, den Garten Frankreichs aufgab,“ fuhr Lucie fort, ohne

Eberhards Unterbrechung zu beachten, — „eine Maria Stuart von der Seine in diese Fabrikswerkstätte des überall vertretenen England zog, mußte mein Gatte wohl das Opfer fühlen, das ich ihm brachte. Der Ersatz dafür lag doch nur in der Phantasie, in der Freiheit der Phantasie, in jedem Augenblicke thun zu können, was ich wollte, in der Phantasie wieder frei werden zu können. Und ich möchte doch nicht frei werden — ohne glücklich zu sein. Diese Gefangenschaft ist wie ein Ausruhen von der früheren Freiheit.“

Eberhard schwieg und sann darauf, das Gespräch ernster zu gestalten.

Lucies Kopf sank wieder zurück. „Wissen Sie wie Albert mich liebt?“ sagte sie nach einer kurzen Pause und ihre Stimme nahm einen schluchzenden, gebrochenen Ausdruck an. „Er ist so unglücklich und sein Unglück ist das Einzige, das mich manchmal noch glücklich macht. Ich möchte so lieben können, wie er, so unglücklich sein können, wie er. Ich möchte wissen, was ich dann beginnen würde! Wenn das Schicksal mich es erfahren ließe!“ — —

Lucies prüfender Blick fiel auf Eberhards strenge Züge und zog sich sogleich wieder erschrocken zurück.

„Und was thut Albert?“ frug Eberhard.

Lucie sah sinnend vor sich hin. „Sind Sie denn

würdig in das Geheimniß der Frauenherzen zu blicken?“ frug sie dann nachdenkend. „Haben Sie Sich je vor einem angebeteten, rosigen Ideale, vor einem verkörperten Sendboten des Himmels auf die Knie niedergelassen, gebetet in irdischen Worten, wie die Engel zum Vater des Lichtes beten, in der Freude, daß Sie, in ewiger Liebe geworden, in ihr leben, — haben Sie je ein solches Wesen, als den Abschluß Ihres Seins, die Versetzung in goldenrosige Regionen der Poesie erkannt und um seinen Besitz gefleht, welcher Ihr Talent erhöhte, den Muth zur Arbeit stärkte, dessen Anhänglichkeit Ihre Tugend, dessen Küsse Ihre Gebet waren, so daß Sie zum erstenmale empfanden, daß Gott die Menschen liebt, weil er Ihnen die Möglichkeit einer solchen Liebe gab?“ —

Lucie unterbrach sich. Es schien als ob ein leiser Krampf ihr Innerstes berührte. „Sie haben Elisabeth an meiner Seite gesehen,“ fuhr sie dann fort. „Sie ahnen nicht, was sie an mich knüpft, demüthig, verlangend, leidend an meine Seite führt. Albert darf nicht mehr mit mir sprechen. Eine testamentarische Verfügung sichert ihm den Platz in meinem Hause — in der Werkstätte, an meiner Seite. Seine Leidenschaft, seine Eifersucht mußte sich aber Schranken gefallen lassen. Es ist eine Leidenschaft,

welche nur er und ich kennen, Rechheim mit Verachtung strafen, wegwerfend behandeln würde. Ich habe ihm verboten mit mir zu sprechen. Es wird ein Augenblick kommen, wo ich dieses Verbot zurücknehme, in welchem ich ihm erlauben werde, zu sprechen, ohne zu antworten, ein anderer Augenblick, in welchem ich ihm antworten werde. Ein thörichtes Spiel, wofür ein ohnehin inhaltloses Leben verloren geht. Elisabeth spricht jetzt für ihn mit mir. Sie erräth, sie sammelt seine Gedanken, sie trägt sie mir vor, sie erzählt ihm meine Antworten. Er wiederholt sie, er legt sie aus, wie Verse des Korans, in welchen von den Lichtgestalten des Paradieses die Rede ist. Er haßt mich, er leidet und kann doch kein Ende finden. Sie sollten auf Mittel sinnen, ihn zu heilen."

„Ihn zu heilen?" erwiederte Eberhard. „Bedürfen Sie nicht selbst der Heilung?"

Purpurröthe schlug auf Lucies Wange, wie eine tiefrosige Lohe auf. Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Dann lachte sie metallisch-silbern in kleinen Accenten.

„Ich möchte wie Dido auf dem Scheiterhaufen mich mit dem Schwerte durchbohren, um mit meinem Blute die Flammen zu löschen, wäre es nur um diese Todesneugierde durch ungeheure Enttäu-

schung zu strafen. Ich bin kein Schauspiel für diese deutschen Augen. Ich möchte meine Leidenschaft, meine Launen, meine Phantasie, meine Gluth nicht an diese Pedanterie verschwenden. Ihr laßt Eure Loreley für einen Fischer aus den Fluthen steigen. Mehr Nachtgespenst, als Göttin, verlangt sie nach Menschenblut. Es ist heiß, perlend. Das kalte Fischblut hat sie nicht gesättigt. Sie wendet sich von diesem Rheinteichleben ab. Ich tauchte nur für eine große, wunderbare Erscheinung, für einen Fürsten der Menschheit aus der Tiefe auf. Ihm gälte das längste Lied voll tiefen, schmerzlichen Liebes- und Todeszaubers, ihm das Aufflammen einer Leidenschaft, die sein Vergehen theilte. Ich müßte einen Salon haben, um allen Zauber dieser magisch gesteigerten Leidenschaft mit dem Geliebten darin durchzufühlen, wie durch einen Resonanzboden die abgegriffene Melodie erhöhen und dann vergehen können mit ihm, des Gottes gewärtig, welcher heidnisch genug wäre, die Geopferten in Licht und Freude zurückzuführen."

„Sie haben Naphta in den Adern," fiel Eberhard angeregt ein.

Lucie schüttelte wehmüthig verneinend das Haupt.

„Ich werde Rechheim treu bleiben," schloß sie. „Das ist das berauschendste, überraschendste Ende. Es ist eine Demüthigung für Alle, welche mich ver-

urtheilen! — Sprechen Sie mit Albert," bat sie endlich.

Eberhard versprach es.

Es vergingen mehrere Tage. Eberhard hatte Rechheim gebeten, ihm zu erlauben, sich an das Schreibpult zu setzen. Er hatte die Correspondenzen für den Freund übernommen. Rechheim betrachtete ihn mit aufmerksamem Auge. Ihm galt es als ein Triumph, welchen Lucie davongetragen hatte. Er erinnerte sich an Irenen, er war nahe daran, auch Eberhard davon zu sprechen. Wie viel glänzender war Lucie, wie siegesbewußt, wie modern, wie tief — und dabei doch auch wie bequem! Sie hatte ihn nie mit irgend einer Leidenschaft gequält. Er konnte mit ihr ganz so vorgehen, wie er es wünschte. Wenn seine mit den neuesten Erfindungen ausgestattete Fabrik, seine riesig ausgebreiteten Verbindungen, sein Reichthum, seine Glashäuser, seine Equipage, seine Reitpferde Besucher, Geschäftsfreunde, neugierige Neider in Erstaunen gesetzt hatten, dann trat, wie ein Alles überstrahlendes Gestirn — Lucie hervor.

„Haben Sie ihre Toilette bewundert?" frug Rechheim dann.

Sie war immer dieselbe. Rechheim kannte den geheimen Gedanken, welcher Lucie dabei leitete. Wollte

diese darüber nicht sprechen und es geschah dieß in den seltensten Fällen, dann erklärte er die kleinen Geheimnisse seiner Frau mit leisem, süßem Lächeln.

„Haben Sie ihre Kenntnisse, ihre Weltbildung anerkannt?“ frug Rechheim gewöhnlich weiter.

Es fehlte nie an einer schmeichelhaften Antwort.

„Lucie,“ schloß Rechheim dann gewöhnlich, „ist eine Frau, wie einer jener Diamanten, welche ohne Werth sind, weil man den Kaufpreis nicht erschwingen kann. Sie liegen in irgend einer Schatzkammer, sie werden an dem Turbane eines nicht christlichen Beherrschers befestigt, sie dienen als Serailgeschmeide — kurz, die Persönlichkeit, welche sie allenfalls benützt, zeigt sich der Welt nicht. Lucie hat dieß wohl erkannt. Sie wußte, daß Sie sich schenken mußte. Sie schenkte sich mir — und damit der Welt. Die Welt ist dafür Dank schuldig, nicht indem sie ihr zu Füßen liegt, sie mit Schmeicheleien überhäuft, sondern indem sie ihr sagt — daß sie frei sei. Allerdings welche Freiheit! Die Freiheit des Ueberwerthes, welche wieder eine Gefangenschaft ist, aus welcher Niemand erlösen kann. Darum bleibt Lucie mein! Ich verdanke es nur meinem Verstande, dem richtigen Erkennen dieser Verhältnisse, an ihrer Seite so verständig, glücklich zu leben.“

Arme Lucie! Sie war wirklich zu stolz dazu, um sich unglücklich zu fühlen. Sie sah vergebens um sich, nach einem Manne, welchem sie sich schenken konnte. Sie begann in einsamen Stunden sich Ideale zu bilden, die Norm festzustellen, nach welcher jene Untreue begangen werden könnte, welche Rechheim fast bei jedem Besuche hervorrief, besprach, erörterte.

Ihr Leben voll sanften Comforts, voll gleichmäßiger und doch wenig anregender Genüsse, die Gewohnheit, überaus reich, über alle Sorgen hinaus zu sein, die Bemühungen eine Sorge zu erzeugen, welche sie unter leisem Lächeln wieder scheitern sah, erzeugten in Lucie eine fieberhaft bewegte seltsame Phantasie.

„Könnte ich lieben?“ frug sie sich. „Und wen?“

Sie entwarf sich das Bild eines vollendet schönen Mannes. Es genügte ihr nicht. Sie hatte so viele vollendete Dandie's im Hause ihres Vaters aus- und eingehen, sie von Jugend auf umschwärmen sehen, daß dieser Eindruck ihr fast abstoßend war.

Sie sah auf Eberhard. Er ließ sie kalt. Diese hochfliegende Natur, diese adlerhorstenden Pläne erweckten keine Sympathie in ihr. Sie hatte ursprünglich Neigung in sich gefühlt, sich Eberhard langsam und vorsichtig zu nähern, das Spiel der Coquetterie, der Salonkünste an ihm auszuüben.

„Welch' armselige und dabei zerbrechliche Mittel," sagte sie sich selbst. „Eberhard würde nach Allem, was ich ihm biete, greifen, wie nach dem Hammer, welchen Albert schwingt, — er würde nicht allein das Gebotene, er würde auch die Hand, welche es bietet, zerdrücken."

Lucie dachte vielleicht eine Viertelstunde über Eberhard nach. Endlich wurde sie traurig. Sie fühlte es. Sie fühlte in sich hinein. Es erweckte fast ein Gefühl von Freude in ihr, daß sie traurig sein konnte. Dann warf sie diese Gedanken weg, wie man ein Buch verblättert. Sie wollte in den nächsten Tagen darin weiter lesen — auch auf die Gefahr hin, bis dahin den Zusammenhang wieder verloren zu haben. Sie hatte in diesen Verhältnissen nicht einmal Ideen, Geist nöthig. Sie konnte ganz verstummen, ohne daß es gerügt würde. Rechheim genügte es, wenn er ihr lichtmeergrünes Kleid, den wechselnden Schnitt, die einfach rothen oder golddurchzogenen Seidenschnüre, den kostbaren venetianischen Korallenschmuck mit künstlichen Blumen, großen Tropfen, wie Blutstropfen, welche das lichtblaue Meer geweint, oder zahllose Nadelspitzen, wie rosige Dornen, welche bei jeder Berührung zerbrachen und kaum einen Tag vorhielten, — sah.

„Meine Frau ist höchst eigenthümlich," sagte er dann und triumphirte. Er hätte seine Bücher lichtmeergrün binden, seine Correspondenzen mit korallenrother Tinte schreiben mögen, um aller Welt wissen zu lassen, was er doch nur den Besuchern der Fabrik Elbing erzählen, zeigen konnte.

Endlich hatte Eberhard Albert allein gefunden. Er legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte ihm leise:

„Auch wir sollten uns verstehen!"

Albert sah traurig vor sich hin, dann auf Eberhard.

„Wir haben uns vielleicht im ersten Augenblicke verstanden," erwiederte Albert. „Wir verstehen uns nicht mehr!"

Eberhard erwiederte nur durch einen fragenden Blick.

„Im ersten Augenblicke," sagte Albert stark betonend, „war ich im Begriffe Sie zu hassen. Ich hielt Sie für einen Alltagsmenschen. Ich glaubte, Sie würden Lucie lieben. Ich sah eine alltägliche Leidenschaft in Ihnen aufflammen. Ich wäre Ihnen zürnend, drohend entgegengetreten."

„Lucie hat mich kalt gelassen."

„Ist dieß Ihr Ernst?" erwiederte Albert gespannt.

„Mein voller Ernst,“ betheuerte Eberhard.

Albert faßte Eberhards Hand. Eberhard fühlte, daß Alberts Hand kalt und feucht war, zitterte.

„Dann sind Sie der erste Mensch, mit welchem ich sprechen kann,“ flüsterte er ihm zu. Sein Auge nahm einen phosphorescirend leuchtenden Ausdruck an.

„Ich liebe Lucie,“ sagte er leise zu Eberhard, „ich liebe Sie aber nur, weil ich sie allein verstehe, weil ich das Geheimniß ihres Inneren von Jugend an belauschen konnte. Ich sah, wie es sich allmälig verschloß, wie der Schlüssel dazu gleichsam verloren ging. Nur mein Auge kannte den Weg in die heimliche, verborgene Seelenpracht. Lucie ist keiner Leidenschaft fähig, aber sie kann durch Leidenschaft, durch diese allein gerührt werden. Es muß eine Leidenschaft sein, welche sich in stummen Qualen opfert, eine Leidenschaft, welche sich zum Tode und zum Schweigen verurtheilt hat, eine Leidenschaft, welche in Selbstmord übergeht.“

„Armer Freund,“ erwiederte Eberhard. „Welch' ein nutzloses Leben. Ist dieß der Inhalt des modernen, französischen Seins? Ist dieß der Horizont, welcher ein gigantisches Ringen in sich schließt? Dann ist der Deutsche glücklicher.“

„Was hat der Deutsche Besseres?“ frug Albert gespannt.

„Die Arbeit, mein Freund," erwiederte Eberhard ernst. „Die Arbeit, welche dieselbe bleibt, ob sie die Hände, die Körperkraft oder die geistige Anstrengung verrichten. Die Arbeit ist an die Schwelle des Paradieses gesetzt. Die Weihe des Schmerzes, des Verlustes liegt auf ihr. Als sich der Garten ewiger Freude, das Idyll der Menschengeschichte verschloß, wies die Hand des Ewigen auf die Erde und sprach: Bearbeite sie. Die Disteln und Dornen, welche sie trägt, wurden zur Bürgerkrone des neuen Erdenwallens. Die Arbeit soll die Zeit füllen, welcher der goldene Inhalt höherer Geistesgemeinschaft genommen ist. Ich setze mich an Rechheims Schreibpult, weil ich seinen Luxus, seinen Reichthum, das wandelnde Räthsel Lucies nicht als Zeitvertreib betrachten mag, weil ich diese Sirenenstimme kenne, welche auf eine vereinsamte Bühne lockt, weil ich das sonderbare, spukhafte Schauspiel scheue, welches die Gefühle des Müssigganges, das Ueberwuchern ziellosen Seelenlebens hervorrufen würden."

„Arbeit!" erwiederte Albert bitter. „Arbeit! Diese Arbeit, welche Sie mir schildern, ist vergiftet. Es ist eine ungerechte Arbeit, welche ich zurückweise, eine Arbeit, welche ich verwerfe. Wenn ich Herrn Rechheims Maschinen bauen, seine Bücher führen,

seine Briefe beantworten helfe, gibt mir diese Arbeit den gleichen Lohn mit ihm. Gibt mir dieß Alles — Lucie! Geben Sie mir eine Lucie, wenn sie Rechheim nicht gehört. Ich starre sie an. Ich errathe unter diesem Blutschmelze, unter dieser weißen Lymphe, welche die Lebensmaske herstellen helfen, das Vertrocknen, ich sehe die ergänzende Schminke, ich erfreue mich an dem Verdämmern des Metallschimmers, welcher golden über diesem Haare liegt. Geben Sie mir die Geduld von zehn Jahren und ich koste die süße Rache, daß einige schmale rothe Linien auf diesen Wangen, einige verengte Zellen der Haut, ein allzuharter Elfenbeinkamm diese trügerische Schönheit zerstört haben können. Ich werfe sie jetzt schon weg, ich bin ruhig, zufrieden, wenn Lucie nicht mehr der Lohn des Reichthums, nicht mehr die Riesendividende ist, welche Herr von Rechheim seinen Millionen besitzenden Zeitgenossen vorenthält." —

„Doch nein, Herr von Wesendonk" setzte er milder hinzu, „Sie kennen Lucie nicht. Ich kenne sie von Jugend an. Ich habe an ihr die Ungerechtigkeit der Klasseneintheilung, den Schmerz heuchlerischer Entschädigung kennen gelernt. Wie vor dieser Victoria regia kniee ich vor Lucie. Es wird der Augenblick kommen, in welchem sie weint, der Augenblick, in welchem sie leidet. Dann will ich mich

zu ihren Füßen hinwerfen und sagen: Ich liebe Dich Lucie, ich liebe Dich, wie sich die Engel lieben, die keine Trennung kennen, wie sich die abgeschiedenen Geister lieben, welche Bettlerkleid und Purpur abwerfend, sich für immer fanden. Und dann werde ich den Muth — das Recht haben, sie zu verlassen!"

„Kann, darf dieß so fortgehen?" frug Eberhard streng.

„Bringen Sie eine andere Lösung," antwortete Albert rasch. „Aber bringen Sie diese nicht durch sich, — nicht durch Ihre Willkühr, Ihren Eigenwillen, Ihre Theorien!" —

Eberhard sah vor sich hin. „Nur nicht durch mich," sagte er. Sieveking, welcher eben herankam, hatte es gehört.

„Ich habe eine Lehre empfangen," lächelte ihm Eberhard entgegen. Er erzählte dann Sieveking das Gespräch mit Albert.

„Es erinnert mich an die Nibelungen," setzte Eberhard hinzu: Wie diese mit materieller Ueberwucht, fast durch magische Kräfte unterstützt, Schätze hoben, Feuermeere hervorriefen, das Rad der Weltgeschichte in rächenden Schwung brachten, eben so stehen diese beiden Menschen freiwillig und doch schicksalsverflochten einander gegenüber. Albert und Lucie! Mußten sie mit einander aufwachsen? Liebt Lucie

Albert? Gibt es kein Machtwort der Trennung? Warum spricht es Lucie nicht aus? Sie zieht es vor, die böse Magie heilloser Leidenschaft um sich walten zu lassen, sie gefällt sich, dieses scheinbar unbedeutende Hausgewitter unter einem Holzdache zu erhalten, sie will einen Unglücklichen zu ihren Füßen sehen."

„Gewohnheit, Erziehung, anders gefärbte Begriffe, als die unseren," erwiederte Sieveking ruhig. „Es liegt Altersschwäche in dieser seltsamen, unnatürlichen Jugend des heutigen Frankreich. Vor Jahrhunderten wanderten die Völker. Heutigen Tages wandern nur Individuen, wandern, um wieder stille zu sitzen, um in der zweiten, dritten Generation sich das Uebel wiederholen zu sehen, welchem die erste mühsam entronnen ist." —

„Du hast mit Lucie gesprochen," frug Albert Elisabeth.

Elisabeth sah Albert demüthig freundlich an. „Sie hat nicht von Dir gesprochen," antwortete sie.

Albert stockte. Es erwachte ein Gefühl von Groll in seinem Herzen.

„Du kannst an Ihrer Seite sitzen, diese wichtige Arbeit verrichten und mich vergessen?" fuhr Albert schneidend fort.

Elisabeth legte die weißen, schmalen Arme um Alberts Hals, „Wie, wenn es besser wäre, daß sie schwieg," flüsterte sie Albert zu.

„Sie soll von mir sprechen," erwiederte dieser traurig. „Es liegt etwas, wie ein Flötenspiel, wie der Nachtigallenton, etwas Südliches darin, wenn sie von mir spricht. Sie wird dadurch an unsere Heimat erinnert. Sie sollte nicht darauf vergessen."

Albert trocknete zwei große Thränen aus den Augen, griff nach dem Hammer und begann ihn zu schwingen. Der kleine Johannes sah ihm aufmerksam zu.

„Arbeite ich denn nicht?" frug sich Albert bitter. „Und ist dieses Spiel eine Arbeit? Sorgt diese Arbeit für die Erziehung des Knaben, ernährt sie Elisabeth? Es würde ihnen freiwillig geboten, dessen sie bedürfen, wenn ich auch nicht arbeite. Vielleicht hat Herr von Wesendonk Recht. Vielleicht kenne ich die echte Arbeit nicht, die Arbeit ohne Garantien, die Arbeit unter den Arbeits-Mühegenossen."

Er seufzte leicht auf. „Ich will einmal an eine solche Arbeit gehen," sagte er gedankenvoll, „welche Alles in Ordnung bringt."

Er holte ein schmales Messer hervor, er prüfte die Spitze, er befühlte die Schärfe der Klinge. Er

drückte es vor sich hin in die Luft und legte es wieder weg.

Es trat etwas, wie Röthe auf seine Wangen, seine Augen wurden scheu, er fühlte, daß ihm das Herz klopfte. —

„Es fließt kein Blut dabei,“ sagte er sich stille, „der Verlust ist ein sehr geringer.“ Dann schlich er über die Schwelle der Werkstätte und lehnte sich an das schwarze Eisengitter, welches den Park umschloß.

Ein friedlicher Abendhimmel lag wie ein tiefblaues Dach über ihm. Alle Wolken waren weggezogen, der Abendschein breitete sich aus, wie die Blätter einer rosigen Victoria regia, welche Niemand erreichen kann. Die Laubgruppen schlossen sich zu großen Kelchen, welche unmerklichen Duft ausathmeten, die Blumen hatten einen Schmelz, wie Sammt. Die Natur schien wie in eine Farbenathmosphäre getaucht.

An dem grauen Steinrande des Weihers stand Lucie. Die schmalen schwarzbeschuhten Füße traten in den graugrünen Graswuchs. Das metallglänzende Auge lag milde auf den Wassertiefen, sehnsüchtige Blässe verklärte die Züge. Das lichtwassergrüne Gewand schillerte, wie der schmale Leib der Libelle. Albert glaubte, Lucie müßte von Augenblick

zu Augenblick in die Knie sinken und die Blumen der Wassertiefen anbeten, wie sie sich selbst, wie er sie anbetete.

In dieser stillen Feier der Natur kam etwas, wie Friede in Alberts Herz. „Ob ich sie liebe" sagte er sich selbst. „Ich habe mir das Recht dazu von dort genommen, wo der ewige Gärtner der Wasser-Erden-, Sterne- und Feuerblumen wohnt." —

„Die Welt steht stille," sagte Eberhard wenige Tage darauf zu Sieveking. „Ich bin enttäuscht. All' diese flammenden Leidenschaften, dieses scheinbare Vorwärtsstreben, diese Gewitterschwüle, es sind nur Erscheinungen einer allgemeinen Stagnation, regellose Phänomene, welche sich aus dem Welt- und Gesellschafts-Ganzen reißen, kometenartig umherirren und endlich doch das allgemeine Interesse nicht fördern. Ich sehe überall nur Individualitäten, welche auf sich selbst zurückwirken. Sie repräsentiren kein Gesetz, sie sind ohne Nutzen."

In Eberhard reiften allmählig neue Entwürfe. „So werde ich nicht an ein Ziel kommen" gestand er sich selbst. „Das Abwarten macht mich vergessen." Er war nahe daran, mit Rechheim darüber zu sprechen, als ihm dieser freudestrahlend entgegenkam.

„Eine große Umwälzung steht uns bevor" rief er ihm zu. „Es ist der Beschluß gefaßt, eine Zweig-

bahn von der Residenz an Elbing vorüber zu führen. Prinz Moritz interessirt sich lebhaft dafür. Er kömmt in den nächsten Tagen hierher, meine Fabrik zu besuchen. Ich weiß, daß er dabei auch den lebhaften Wunsch äußerte, dem erprobten Freunde die Hand zu reichen.“

Eberhard nahm die Mittheilung ruhig hin. Er konnte über Rechheims auflodernde Freude und Eitelkeit ein leises Lächeln nicht unterdrücken. Er achtete den Prinzen, aber er sah seine Rolle am Hofe als beendet an. Es berührte ihn sogar unangenehm, daß der Prinz eben jetzt kommen wollte. Er hatte daran gedacht, seinem eigenen Leben eine Wendung zu geben, welche der briefliche Abschied vom Prinzen, ohne persönliches Wiedersehen, eingeleitet hätte.

Rasch überflog Eberhard den kleinen Kreis, in welchem er lebte. Er erinnerte sich an Sievekings Worte, an den Rath, diese scheinbar unlösbaren Conflicte auf einer höheren Stufe socialer Macht zur Lösung zu bringen. „Prinz Moritz hat Herz, Geist, Ernst,“ sagte er sich. „Möge er dießmal in das Leben sehen, wie er es bisher noch nicht kannte. Er bereichert dadurch seine Erfahrungen. Ist einmal die Welt verurtheilt von den Erfahrungen der Regenten abzuhängen, so muß sie sich auch gefallen lassen, diese

unnahbaren Regionen zu bereichern. Arme Welt, — glückliche Welt, die nicht einmal das Bewußtsein dieser drückenden Hindernisse hat."

Der Prinz kam in der heitersten, rosigsten Laune, wie Prinzen meist kommen, wenn sie ihr Territorium überschreiten, von wahren oder eingebildeten Regierungssorgen frei, sich als Menschen fühlen. Und welch' ein Vorzug, welche Seltenheit, wenn sich Prinzen überhaupt noch als Menschen fühlen. Man sollte solche Erscheinungen, solche Augenblicke im Leben der Purpurgeborenen wie mit Feenhänden ergreifen, ausbilden können.

Prinz Moritz liebte den freien, frischen Hauch der Freiheit. Es lag in seiner fast verwahrlosten Erziehung, in dem raschen Aufnehmen von Culturelementen, welche ihm Eberhard vermittelt hatte, daß Augenblicke kommen mußten, in welchen er eine leise Sehnsucht nach dem Edleren fühlte, wieder mit offenem freien Herzen die Strömungen der Zeit, die gewaltigen, selbst erregten Lebenspulse der allgemeinen Bewegung in sich aufnehmen wollte. Nur mußte dieß auf ein gewisses Maß beschränkt sein. Es durfte nicht so weit gehen, daß der Instinkt der Regentenstellung, welche im Prinzen sich unfehlbar stets wieder regte, dadurch verletzt wurde. Dann mußte wieder eine Pause eintreten, in welcher der Prinz sich den

Eindrücken der Tradition, dem Rathe der ihm sonst apathischen Hofkreise hingab.

Der Prinz flog Eberhard entgegen. Er umarmte ihn. Er faßte ihn bei der Hand. Statt sich vorstellen zu lassen, stellte er Eberhard — Rechheim, Lucie und Sieveking vor.

„Sie kannten bisher meinen Freund Wesendonk" sprach er erregt. Sie glaubten wenigstens ihn zu kennen. Ich muß Sie ihn noch einmal kennen lernen machen. Er ist mein Freund, der erprobte Freund eines Prinzen, welcher das Edelste, Vorgeschrittenste will. Möge es Deutschland werden! Möge diese Stunde eine ernste Förderung meiner Wünsche enthalten."

Der Prinz, welcher sich mit überraschender Freimüthigkeit aussprach und bewegte, verlangte mit Eberhard allein zu sein. Er hatte zugesagt einige Tage in Elbing zu verweilen. Man beeilte sich ihm die für ihn hergerichteten Gemächer zu erschließen.

„Ich habe Ihnen viel zu sagen" begann der Prinz, als er mit Eberhard allein war. „Ich fürchte zunächst, von Ihnen verkannt zu werden. Sie werden gefunden haben, daß Ihr Gegner lange am Ruder bleibt. Ich habe mich mit Ihrem Nachfolger abgefunden, weil er sich mit Ihrer politischen Erbschaft, mit mir abfand. Sie wissen, daß mein Land con-

stitutionell regiert wird. Der Adel, der Hof, welcher mich umgibt, vertragen viel, wenn man die Form zu wahren weiß. Man hat von dieser Seite Concessionen gemacht, bloß deßhalb, weil Sie nicht mehr am Ruder waren. Man stieß sich daran, an der Spitze der Regierung einen Emporkömmling zu sehen. Man wollte das bürgerliche, plebejische Element nur im Parterre, die Logen sich gewahrt wissen. Ich habe diesem Vorurtheile nachgegeben, nicht ohne einen Rückgedanken, den, mir persönlich zurückzugewinnen, was das Land, als Regierung, öffentzu unterstützen, nicht das Verständniß hatte."

Eberhard hörte schweigend zu. Nach einer Pause fuhr der Prinz fort:

„Ihre entschiedenste Gegnerin ist es nicht mehr allein. Sie ist jetzt auch die meine. Gräfin Theone hat den Hof verlassen und sich zu ihren katholischen Verwandten begeben. Sie ist im Begriffe nicht allein ihre Gastfreundschaft, sondern auch ihren Glauben zu theilen."

Eberhard konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken.

„Zunächst sind Gründe des Herzens im Spiele. Oberst Gustavson faßte, von seiner Verwundung genesen, die entschiedenste Antipathie gegen die Gräfin. Er kehrte nach Stockholm zurück, wo er in seinem

Könige bald einen Karl XII. zu finden hofft. Die Gräfin, enttäuscht, gekränkt, gedemüthigt, sah darin eine politische Niederlage, welche sie am vortheilhaftesten durch einen solchen unerwarteten Schritt zu verlöschen glaubte."

Eberhard ließ den Prinzen nicht weiter sprechen. Er ahnte, daß Rechheim ihm kaum mehr viel Zeit lassen würde, mit ihm allein zu sein. Und doch war es nothwendig, diesen mit den Persönlichkeiten der Fabrik Elbing bekannt zu machen.

„Darf ich wieder einmal Mentor sein?" frug er besorgt. Der Prinz bejahte es freundlich.

Eberhard schilderte ihm rasch die Charaktere. Er sagte, Rechheim würde sich schleunig vor dem Glanze der Erscheinung des Prinzen beugen, Albert schwer zu bewegen sein, sich ihm zu nähern. Sieveking behielt er dem Prinzen, als ihm, Eberhard geistesverwandt, vor. Diese Begegnung meinte Eberhard, könnte von größerem Erfolge sein. Es erübrigte Lucie.

„Lucie" sagte Eberhard, „ist eine Weltdame des Gemüthes, nicht der Toilette allein. Im schönen Frankreich, nach welchem ihr Herz sich sehnt — an welchem ihre Erinnerung, ihre Bildnng sich festklammern, hat sie die Unbeschränktheit des Gefühlslebens, die Macht der Sehnsucht in sich aufgenommen. Lucie ist eine Sirene für jeden Mann, welcher nicht

allein an der Orgie des Genusses hängt. Sie hüllt in den farbigen Schleier ihrer Träume die Ahnung, das Mährchen unbegränzter Schicksale. Wie eine Toiletten-Coquette ihre Sclaven, so will sie bedeutende Menschen, ausgezeichnet durch ihre Stellung, ihre Leidenschaft, oder ihr Unglück. Sie möchte alle Fragen der Zeit zu ihren Füßen sehen. Mich konnte sie nicht fesseln, weil mir das Unklare ihres Wesens nicht zusagte."

„Sie warnen mich also vor ihr?" frug der Prinz gespannt. „Nicht eben" erwiederte Eberhard bedächtig. „Wir sind allerdings hier nicht in Bagdad. Dennoch möchte ich nicht, daß diese Ausflüge in die innersten Kreise der Gesellschaft, welche ein geistreicher Prinz unternimmt, sich ziellos ausdehnen oder ohne allen Erfolg bleiben sollten. Sie werden allerdings nicht einsam auf den Höhen des Fürstenstuhles bleiben wollen. Sie können aber auch nicht wünschen, dort von Eindrücken verfolgt zu werden, welche Sehnsucht, Reue oder Ungewißheit in Ihnen erwecken."

„Sie erinnern mich an die Zweckmäßigkeit einer ebenbürtigen Ehe."

„Mehr noch an die Nothwendigkeit, Prinz, die ernste und erste Magistratsperson des Landes zu

bleiben, welche, wenn auch nicht große Fragen, doch große Absichten im Geiste trägt und reift."

„Das klingt wie ein Abschied, mein Freund," erwiederte der Prinz. „Sie wollen keine Zeit verlieren, — Sie wollen mich den Werth Ihres Umganges fühlen lassen. Ich reiche Ihnen die Hand darauf — ich will von Elbing nicht scheiden — ohne daß wir den Grundstein gelegt haben, zu einem Wirken, das uns im Sturme des Lebens kräftigen und sichern kann."

„Der Prinz ist schon zum zweitenmale da," flüsterte Rechheim Eberhard nach kurzer Zeit zu. „Wie richtig habe ich gesehen! Lucie's blendende Erscheinung ist wie ein Sonnenstrahl, welcher eines Brennspiegels bedurfte, um sich zu koncentriren. Dann schmilzt er Diamanten. Der Prinz ist ergriffen. Er gestand mir, daß Elbing sein Tuskulum sei. „Ihre Schlotte" so sagte er lächelnd, als er wieder kam, „reichen über meinen Fürstenstuhl. Wenn ich nicht Prinz wäre, möchte ich ein reicher Fabrikant sein." Der Prinz träumt von Verschönerungen, welche vorgenommen werden müssen. Er reitet meinen Araber mit Wonne. Wie stolz und mäßig Lucie diese Huldigungen hinnimmt. Eine Tochter der feinsten Nation legt sie auf den Purpur keinen Werth."

Eberhard betrachtete Rechheim aufmerksam. „Ganz unwahr ist es nicht, was Du sagst, lieber Karl," erwiederte er. „Der Prinz hat Phantasie und erfaßt durch die Phantasie, was uns Verstandesarbeit ist. In Amerika ist dieser Proceß vollzogen. Auf dem Boden der neuen Welt hat die Fabrik den Staatskanzleien den Vorrag abgewonnen. Man errang es dort nicht durch Frauen — sondern durch ernste, trübe Kämpfe. Die altparlamentarischen Engländer und die neurepublikanischen Amerikaner begegnen sich darin." —

„Wozu Einwendungen machen," erwiederte Rechheim, „wenn eine geistreiche Frau die Sirene der Freiheit abgibt. Lucie zieht mit ihrer melancholischen Emancipationsstimmung den Prinzen langsam über die Stufen des Thronsessels herab. An der letzten erwartest Du ihn."

Eberhard machte eine ablehnende Bewegung „Dort sicher nicht" lachte er. „Ich würde ihn im Gegentheile auf die verlorene Höhe zurückführen. Ich ziehe eingestandenen Regentenstolz verkapptem Absolutismus vor."

„Du bist zu streng, mein Freund," beruhigte Rechheim. „Ich opfere gern Convenienz und Princip für einen, ich möchte sagen, zeitlichen und lokalen Gewinn. Lasse Lucie nur walten und zürne dem

Hause Rechheim nicht, wenn es nun auch seine unpolitisch-politischen Erfolge hat."

Eberhard staunte Rechheim nach. „Habe ich es mit einem Gatten zu thun, welcher seine Frau verkauft — oder mit einem Prinzen, welcher zum Aventurier wird?" frug er sich betroffen.

Sieveking, welcher ihm unmittelbar darauf entgegentrat, errieth seine Gedanken. Er faßte Eberhards Hände. „Nie habe ich," so sprach er „das einfach patriarchalische Leben des Nordens höher schätzen müssen, als jetzt. Wir gehen einer kleinen Tragödie entgegen, der Tragödie der Enttäuschung. Wo das Leben klar ausklingen kann, wie an den Ufern unserer Fjords, dort klingt es auch rein wie in tiefen Orgeltönen, schmerzlich, schneidend, gewaltig und wieder trostvoll, erhebend, hehr. Nur Ihr verkünstelten Menschen der Cultur habt diese verwickelten Melodien, aus deren Tongang man nicht klar wird. Eines bleibt zum Troste — das irgendwo das Urmenschliche, das rein Natürliche der Geschichte bewahrt ist. Von dort kann es der Mensch nach den Jahrhunderten der Prüfung wieder herüberholen. Ein solches Asyl ist der hohe Norden. Von dort kann der Läuterungsproceß, die Genesung kommen, hat nur einmal der Kranke das Gefühl seines tiefen Siechens."

Rechheim hatte wahr gesprochen. Wenige Stunden des Umganges mit Lucie hatten genügt, um dem Prinzen eine neue Seite des Lebens zu erschließen. Es war diese nicht der Kunstgenuß, sondern der Genuß des künstlich gesteigerten Luxus, jener seltsamen Ausbildung und Verbildung des Geschmackes, welche die gesteigerten Bedürfnisse der Sinne und des seelischen Sinnenlebens befriedigt. Der Prinz kam allmählig in die bald fieberhaft überspannte Aufregung, bald todesmatt siechende Tonlosigkeit, in welcher Lucie sich bewegte. Er sah nur mehr durch Lucies Augen.

„Man hat Sie nie verstanden," sagte er zu Lucie.

„Und haben Sie den Muth zu behaupten, daß Sie, der Erste, mich wirklich verstehen?"

Lucie hatte mehr Recht so zu sprechen, als sie selbst wußte. War Lucie auch zu verstehen, folgte sie dauernd einem bestimmten Impulse, klang irgend eine Gemüthssaite voll in ihr aus? Im Gegentheile gab sich Lucie selbst allen Eindrücken hin, wie ungefähr der Lufthauch in die schlaffen Saiten der Aeolsharfe greift. Lucie bewunderte weder ein Gemälde, noch las sie Verse, noch vertiefte sie sich in die Landschaft, um unmittelbare Eindrücke zu empfangen. Sondern ihr unmittelbares Gefühl fiel

bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand. Konnte dieser sie anregen, entsprach er dem augenblicklichen Gefühle, dann ergoß sich auch, wie flammendes Abendgold, wie eine regellose Symphonie, wie eine rein und melodisch klingende Rhapsodie das Innere der seltsam bewegten Frau über das Object. Dieses verhallende, verklingende, verschwimmende Leben von Anregungen und Stimmungen fesselte den Prinzen. Er nahm es für Kunst, Poesie, für Weihe und Seelenschwung.

„Sie fühlen den Werth Prinz zu sein," sagte er zu Lucie. „Es ist ein Segen der Weltgeschichte, wenn eine Menschenhand zum erstenmale die Macht eines noch so schmucklosen Scepters erprobt. Wollen und Schaffen kann dann zusammenfallen. Wenn ein menschliches Wesen eine Lichtkrone tragen könnte, welche das innerste Sein mit ihren Flammenströmen durchgöße, ungefähr so fühle ich jetzt den Werth meiner Geburt. So neigten sich heidnische Götter zu irdischen Geschöpfen. Die Uebermacht muß ihre Seligkeit darin finden, die Ohnmacht zu sich heranzuziehen."

Ein leiser Spott goß sich über Lucies schmale, blutrothe Lippen. Sie befand sich mit dem Prinzen vor jener Fernsicht, deren bunte Abwechslung sie mit

Eberhard ergründet. Der Prinz hatte nicht die Fernsicht, er hatte nur Lucie gesehen.

„Unter Purpur mußten Sie Ihr Lieblingsbild erblicken,“ — hatte er ausgesprochen.

Ein elegantes, dunkelrosiges Seidenzelt über weichen Teppichen, in welchem der Sommerwind wie in einem riesigen Blumenblatte Segelwölbungen aufblies, barg die wunderbar reizende Gestalt Lucies.

„Wo sind Ihre Schöpfungen, Prinz?“ frug Lucie. „Sie haben allerdings den Park etwas erweitern lassen. Einige traurige Wasserpflanzen erheben nun dort die dunklen Blätter, wo früher die Holzsohle des Arbeiters dahin schritt. Sie zerstören dabei nur Rechheims Werk.“

„Muß ich Versailles wieder bauen, — wollen Sie die Rolle der Damen des französischen Hofes spielen?“ antwortete der Prinz scherzend.

Dunkle Röthe übergoß Lucies Wangen. Sie sah düster zürnend vor sich hin.

„Diese Anspielung“ warf sie endlich hin, „ist gegen die Abrede.“

Der Prinz verfiel in ein leichtes Sinnen.

„Sie haben Recht,“ erwiederte er. „Zwei Persönlichkeiten, so voll elektrischen Stoffes, wie sie sich hier begegnen, können nicht neutral bleiben. Wir

müssen versuchen, unsere Stellung zu einander zu ordnen."

Lucie hob das Haupt und sah stolz auf den Prinzen.

Der Prinz achtete es nicht. Er war im Begriffe von Irenen zu sprechen. Er erinnerte sich, daß Lucie sie nicht kannte. War sie doch das Weib eines Anderen, wie Lucie. Und wie lange hatte der Prinz mit Irenen verkehrt, ohne daß sie über die Grenzen der Convenienz traten. Es war eigentlich nie geschehen. Irene war tonlos, farblos geschieden. Wenn sie sich erwärmte, geschah es für die Interessen des Prinzen. Sie war gestorben, weil man sie frevelhaft wie ein Instrument zerbrach, die Saiten zerriß, den Resonanzboden verletzte.

Der Prinz stützte den Kopf in die Hände. Lucie stand auf und näherte sich ihm.

„Ich übe einen ungünstigen Einfluß auf Sie" sagte sie leise zu ihm.

„Welchen Stolz, welche Einbildungskraft!" erwiederte er, Lucie nachahmend. „Worin soll dieser unglückliche Einfluß bestehen?"

„Sie werden melancholisch."

„Melancholie ist eine Abart der Langweile," warf der Prinz hin. Ein kurzes, silberhelles Gelächter war die Antwort Lucies.

„Ja, Langweile ist das rechte Wort,“ fuhr der Prinz eifrig fort. „Wir langweilten uns Beide, als wir uns fanden. Unsere Annäherung, unser Verständniß war dadurch bedingt, daß wir diese Uebereinstimmung fühlten. Wir tragen die allgemeine Krankheit der Zeit, der Lebensstellung in uns. Unsere Aufgabe war, dieß uns zu verbergen. Nun begehen Sie den Fehler und sehen auf den Grund der Dinge. Wir entdecken, daß wir nicht am Seeufer, sondern am Rande eines Binnenteiches, nicht auf transatlantischem Meersande, sondern auf Straßenstaub stehen. Fällt die Illusion hinweg, so ist auch unser Verkehr unmöglich.“

„Sie wollen also nicht mehr kommen?“ frug Lucie rasch.

Der Prinz sah mit schmerzlichem Blicke auf Lucie.

„Wünschen Sie es?“ gegenfrug er zögernd.

„Ich bin verheirathet,“ erwiederte Lucie.

Ein trockenes, kurzes Lachen ahmte Lucie nach. Dann trat eine Pause ein.

„Wir haben vielleicht noch etwas Besseres mit einander gemein, als die Langweile,“ nahm der Prinz sorgsam und besorgt auf. „Die Einsamkeit! Vielleicht ist dieß der bessere Ausdruck, das tiefer Liegende. Aus der Einsamkeit entsprang die Lang-

weile. Die Einsamkeit ist die Mutter dieser losen, flatternden, nie genügenden, nie befriedigenden Ideen, welche wir austauschen. Ludwig XIV. langweilte sich in allen seinen Nachfolgern."

Lucies Hand zuckte. Es war wie ein weißer Schein in der einbrechenden Dämmerung, in der dunkelrosigen Atmosphäre des Zeltes. Der Prinz fühlte, daß ihn etwas verwirrte. Er sah nicht mehr klar. Er sah silbergrau, trübe. Es mußte etwas über seinem Auge liegen. Er erinnerte sich an die Thränen seiner Kindheit. Er hatte das Weinen, als Erscheinung, in seinem Prinzenglücke vergessen.

Dann wehte es heran. Es war aber nicht der Abendwind. Dann legte es sich feucht und weich, wie Frauenhaar an seine Wangen, dann brannte es lang und schwer an seinen Lippen. Es war, als läge der Mund der Ohnmacht darauf.

Er wollte diese Gestalt sehen — an sich ziehen, er umarmte einen Schatten. „Das war zum Abschiede" klang es ihm nach.

Wer hatte gesprochen? War es so gesprochen worden?

Der Prinz sah in die Abendlandschaft. Es war zum erstenmale in seinem Leben, daß er fühlte, daß Glück oder Unglück, Befriedigung oder Entbehrung an sein Herz klopften. Sie hatten keine Macht über

dasselbe. Er konnte sie herankommen lassen oder zurückweisen. Er betrachtete sie als Prinz, nicht als Mensch.

„Man will einen Roman mit mir spielen," sagte er sich. „Wir sind aus der Rolle gefallen. Ich fürchte nur Eines, die Langweile wird ihr Recht behaupten und das ist ein allzu legitimes, um ihr zu widerstehen." —

Es war spät am Abend. Albert arbeitete noch in der Werkstätte. Elisabeth näherte sich ihm vorsichtig und legte die Hand auf seine Schulter.

Albert sah ruhig zu ihr auf, erhob sich und trat mit ihr in's Freie.

In Elisabeths Zügen lag es wie ein verklärter Friede.

„Sie hat heute von Dir gesprochen," sagte sie dann leise.

Albert antwortete nicht.

„Sie will mit Dir sprechen," fuhr Elisabeth fort.

Tiefe Röthe glühte über Alberts Züge.

Er erhob sich, faßte Elisabeths Hände und sah ihr starr in's Angesicht.

„Sie ist nicht mehr für mich," erwiederte er dann dumpf. Tiefes Hohngelächter entrang sich seiner Brust. Er bedeckte das Angesicht mit seinen Händen.

Elisabeth zitterte und versuchte es Albert an sich zu ziehen.

„Albert," sagte sie dann leise. „Ich habe so lange Monate hindurch für Dich gesprochen und so lange Monate hindurch hing Dein trunkener Geist nur an mir, weil ich mit ihr von Dir sprechen konnte. Du willst sie jetzt nicht anhören" —

Albert umschlang Elisabeth. „Du warst die Heilige meiner Tage," antwortete er — „so lange ich krank war. Nun ich genesen, will ich nicht undankbar sein. Aber was kann Lucie mehr für mich sein. Sie ist gefallen, tief gesunken," er fletschte dabei die Zähne, „zur Coquette herabgesunken, welche den Purpur eines kleinen, deutschen Fürsten an sich zerren will."

Elisabeth schüttelte traurig das Haupt. „Du hast sie nicht verstanden, nie verstanden," erwiederte sie langsam. „Lucie verlangt nicht nach dem Prinzen. Sie stand einsam und vergessen an Rechheims Seite. Vielleicht ging ihr flüchtig der Himmel jener Liebe, jenes verklärte Licht auf, das sich einst so innig und rein in unsere Seele gesenkt."

„Lucie liebt!" rief Albert fast schluchzend aus.

Elisabeth legte das Köpfchen auf Alberts Schultern. „Albert," sagte sie tröstend, „Du hast eine seltsame Jugend gehabt, Du bist Bahnen gewan-

delt, welche nicht die unseren sind. Das Unerreichbare, das Unwahrscheinlichste schien Dir naheliegend; Du brauchtest nur die Hand darnach auszustrecken, glaubtest Du. Und so glaubtest Du auch, daß Lucie Dich lieben sollte. Dich hat nur eine geliebt, Deine Elisabeth. Sie hat über Dir gewacht, sie hat Deine Träume getheilt, es war für sie Seligkeit, sich für Dich zu opfern. Es war zu gering für Dich.“

Albert erhob das Haupt und sah in den verdämmernden Himmel.

Nach einer Pause antwortete er: „Du hast mir das wahre Gefühl zurückgegeben, das in dieser Brust wohnen muß, den Schmerz. Aus dem Schmerze entspringt die Seligkeit. Wenn Lucie liebt, wenn sie unglücklich ist, dann werde ich glücklich sein. Dann ist Alles gesühnt. Dann fühlt Lucie, was ich seit Jahren gelitten, dann kann ich von ihr scheiden und weiß — daß sich die Wunde schließen wird.“

Elisabeth wollte antworten. Lucie war herangetreten.

An dem verdämmerten Himmel war es wieder lichter geworden. Der Mond ging auf und goß versöhnende Lichter in die durchsichtige Atmosphäre.

Stillschweigend sank Albert vor Lucie in die Knie. Sie reichte ihm beide Hände hin.

Albert bedeckte sie mit Küssen. Lucie duldete es.

„Ich habe eine Bitte an Dich," sprach sie dann leise.

Albert drückte schmerzhaft das heiße Haupt an eine der Hände.

„Sprich, Lucie, sprich," antwortete er.

„Ich bin unglücklich geworden," fuhr Lucie fort. „Nicht unglücklich, wie Du es vielleicht glauben wirst, durch eine Leidenschaft, welche mich beugte. Ich bin unglücklich, weil Alle, welche mich umgeben, welche ich achte, liebe, mich nicht verstehen. Ich habe eine Bitte an Dich."

„Sprich, Lucie, sprich," wiederholte Albert.

„Ich will von hier fortziehen, allein fortziehen; Niemand als Du soll wissen, wohin. Doch darfst auch Du mir nicht folgen, darfst mich nie mehr sehen wollen. Willst Du es versprechen?"

Albert kämpfte einen stummen Kampf. Er vermochte es nicht mehr, zu Lucie aufzusehen.

„Albert," fuhr Lucie fort, „es handelt sich nicht darum, mich vor der Schande, vor einem Fehltritte zu bewahren, denn ich kenne Beides nicht. Wenn ich liebte, wie ich lieben kann, gäbe es für mich kein Geheimniß. Ich kenne keine andere Ehe, als jene, welche die Vernunft, das Interesse oder die Liebe schließen. Diese rechtfertigen Alles. Es han-

delt sich aber darum, mich vor dem Vorurtheile zu bewahren. Das Vorurtheil ist ein Pfeil, welcher Alles durchdringt, das Vorurtheil ist auf deutschem Boden doppelt zugespitzt, doppelt vergiftet. Mein Gemüth würde diesen Kinderwaffen nicht widerstehen, weil es nur zum ernsten Kampfe ausgebildet ist."

Albert schien Lucie zu verstehen. Er erhob sich, er küßte noch einmal Luciens weiße Hand, welche in der seinigen zitterte.

„Und doch ziehen wir Beide hinüber," rief er fast triumphirend. „Ja, wir verlassen dieses kalte, unfreundliche Land. Ich will werden, wozu ich geboren bin, der wahre, fleißige, duldende Arbeiter, welcher das Loos annimmt und theilt, das ihm geworden ist. Die Wahrheit ist ein rauher, kalter Luftzug. Er weckt selbst aus Opiumträumen. Aber er erschließt einen anderen Himmel, den sicheren, unvergänglichen Himmel der Erinnerung, in dem Du, Lucie die Königin sein wirst."

Lucie senkte das Haupt. Alberts Lippen berührten die schöne Stirne.

Unendliche Trunkenheit durchglühte sein ganzes Wesen. Er riß sich selbst gewaltsam zurück.

„Lucie," rief er aus, „es gibt Augenblicke im Leben, in welchen der Schmerz Könige entthront und die Geprüften mit ihren Kronen schmückt. Menschen-

herz an Menschenherz und das Band der Dankbarkeit, das über Meer und Welttheile reicht. Du wirst befehlen — ich werde schweigen, folgen und handeln."

Elisabeth war näher getreten. Der Mond leuchtete heller. Elisabeth war blaß, wie die Lilie des Thales. Lucie reichte ihr die Hand. Sie sprach nicht mehr. Sie sah nur hinüber nach jenem dämmernden Westen, wo französische Gebirge, französische Wälder, der Garten Europa's sie erwartete. „Die Heimat," tönte es unhörbar sühnend. „Die Heimat," sprachen die Herzen nach, welche sich in Treue und Entsagung verstanden hatten. —

„Wir haben eine Intrigue, eine Tragödie, einen Roman im Hause," rief Rechheim Eberhard zu, als er ihn am folgenden Tage traf.

Eberhard sah fast düster auf ihn.

„Und das freut Dich?" erwiederte er.

„Allerdings! Es ist ein neuer Triumph Lucies, ein Triumph meines Scharfsinnes. Ich sah es so kommen. Der Prinz kömmt nicht mehr öffentlich. Er verlangte von Lucie eine Zusammenkunft, bei welcher er sich unmittelbar im Waldpavillon einfinden wollte."

„Und Lucie hat diese ausgeschlagen?"

„Was Lucie thut oder unterläßt, weiß ich nicht," antwortete Rechheim. „Ich weiß nur, daß Du Lucie

nicht kennst, daher auch die Sachlage nicht beurtheilen kannst."

„Das mag sein," warf Eberhard hin.

„Lucie ist Französin. Lucie ist aber auch eine solche Perle ihres Geschlechtes, daß ich den Muth habe, sie zu verlieren, wenn sie dazu bestimmt sein sollte, einen deutschen Fürstenhut zu schmücken."

„Wo denkst Du hin?" frug Eberhard bestürzt.

„Hast Du nicht am Hofe des Prinzen den Grundstein zum Unmöglichen, Unwahrscheinlichsten gelegt? Deine Ehe mit dem Fräulein von Maltiz, Deine Erhebung in den Adelsstand, Deine politische Laufbahn, das Alles findet eine Ergänzung darin, wenn der Prinz in absteigender Linie vollzieht, was Du in aufsteigender vollbracht hast. Es wird ein Triumph des allgemein menschlichen Geistes, jenes edlen Geistes sein, welcher veraltete Schranken zerbricht, das Herz in unverjährbare Rechte einsetzt. Frankreich hat zuerst durch seine Tapferkeit und dann durch seine Menschenrechte in zwei großen Perioden in Deutschland gesiegt. Es mag ein drittesmal durch die Frauen siegen. Lucie ist naturwüchsig aus jener Schule hervorgegangen, in welcher jede Frau zur Göttin wird. Es wird Zwischenfälle geben — Lucie denkt an die Flucht. Davon wird sie der Prinz abhalten, welcher Alles erfährt, was sie betrifft und

es mir in discretester Weise mittheilen läßt, sie wird ihre wahre, innerste Tugend zeigen, welche nicht Heuchelei ist, sondern von jenem ungeschriebenen Gesetzbuche beherrscht wird, welches jetzt allein im schönen Frankreich gilt und nur der Leidenschaft folgt — aber sie wird endlich Leidenschaft fühlen und überrascht sein, dann nicht meiner Weigerung, meiner Einwilligung, sondern meiner Bitte zu begegnen — glücklich zu werden."

Eberhard stimmte bei.

„Ich ehre Lucie," fuhr Rechheim sehr ernst fort. „An meiner Seite mußte sie unglücklich werden. Ich vertiefe mich in Bücher, Ziffern, in die Arbeit. Meine Unternehmungen werden weite Reisen erheischen. Lucie, verlassen, vernachlässigt, durfte hier nicht verblühen. Bewundere meinen Muth, so zu handeln — er stellt mich an Deine Seite."

„Und meine Rolle?" frug Eberhard.

„Die, zu schweigen und nicht zu hindern," bat Rechheim. „Eherecht! Das Recht des Gatten! Ich mache es geltend, um damit ein Unrecht zu sühnen, das in der Trägheit der Gesellschaftszustände liegt."

Der Prinz war früher gekommen als Lucie.

Warum war sie nicht gekommen, wie sie es versprochen hatte.

Das Auge der Liebe, der Eifersucht hätte einen Anhaltspunkt gefunden, aus welchem sich erkennen ließ, daß der Prinz nicht mehr unbefangen war.

Er trug nicht mehr das elegante Reitkleid, in welchem er sich sonst in Rechheims Hause mit coquettem Uebermuthe bewegt hatte. Er wollte damals nur der junge Mann von Welt sein, welcher nicht der Erziehung, nicht der Verstandesbildung, sondern nur dem zufälligen Aufwachsen in den düsteren Gemächern des Fürstenhauses den Schliff der Umgangsformen, die Ueberlegenheit verdankte, welche er Freunden gegenüber milderte.

Er hielt sich für eine kleine Sonne, in welche man nicht ungeblendet sehen dürfe.

Dießmal trug er die Uniform. Der Stern auf der Brust glänzte. Die kleine elegante Hand hielt die Reitpeitsche fest umklammert.

Er hatte ein Pferd geritten, welches jenem fast völlig gleich war, das ihm Rechheim zur Verfügung gestellt hatte. Nur war es ein feineres, edleres Thier. Die milchweißen Haare hatten einen Anflug von Pfirsichblüthenfarbe. Die feinen Füße bogen sich wie tanzend mit einer seltenen Gelenkigkeit. In den Augen lag ein melancholisches Feuer. Das Sattelzeug zeigte einen Reichthum an Gold, welcher die Phantasie eines Arabers befriedigt hätte.

Der Prinz ging ungeduldig hin und her.

„Wie man mich warten lassen kann,“ sagte er sich selbst. „Und warum nicht,“ antwortete er sich wieder und blickte lächelnd auf sein Kleid. „Ich verstehe das Leben noch nicht recht. Kann ich als Prinz auftreten wollen? Was hat das fürstliche Geblüt mit den Vorrechten des Herzens zu thun? Ich stehe einem Weibe gegenüber und muß das Gesetz der Frauen über mich ergehen lassen.“

Der Prinz setzte sich unter das dunkelrothe Seidendach. Man hatte ein zweites Zelt aus grauen Linnen darüber gespannt, um die zarte, feine Hülle vor Sonnenstich und Regen zu bewahren. Das Licht im Zelte ward dadurch ein seltsam dämmerndes. Es ging gegen Abend. Der Prinz sah in die Fernsicht. Er erinnerte sich, wie oft Lucie über jede einzelne Schönheit derselben mit ihm gesprochen. Die blauen Bergkämme, sie hatte Erinnerungen an die Vogesen, die Pyrenäen daran geknüpft, die Waldpartien — wie anders mochten die Oelbaumwälder, die Cypressengruppen, welche sie geschildert — sich zeigen. Die Dörfer, wie viel lachender waren jene des südlichen Frankreichs, in welchen Lucie ein namenloses Dasein zu beschließen, fast entschlossen war.

„Das ist es, was Fürsten besiegt und sie den

Sterblichen gleichstellt," fuhr der Prinz gedankenvoll fort. „Auf deutschem Boden habe ich volle Geltung. Ich kann sie in jeder Stadt, in jedem Dorfe noch zur Anerkennung bringen. Nur die stille, friedliche Natur zieht mir in weiter und weiterer Ferne allmälig die sonderbare Kopfbedeckung des Fürstenhutes herab, stellt mich mit wallenden Locken in die milde Luft und erinnert mich durch den Kuß der süßen, heimatlichen Bilder daran, daß ich der Erde angehöre, wie jedes andere ihrer Kinder. Natur und Gesellschaft sind zwei Reiche, welche sich einander gegenüberstehen und sich wechselseitig aufheben."

Von ferne rollte ein Wagen heran. Es war im ersten Lauschen zu hören, wie ein leises Donnerrollen. „Ist es nicht das Gewitter des Lebens," fuhr der Prinz fort, „der rollende Wagen des Schicksals, welcher mahnend an mein Ohr schlägt?"

Er hatte nicht Zeit, weiter zu gehen in seinen einsamen Betrachtungen. Lucie stand vor ihm.

Das bleiche Abendlicht umgoß sie. Die Haare hatten sich in der feuchten Atmosphäre gelöst. Es lag etwas Fremdartiges in dem Lächeln, mit welchem sie dem Prinzen entgegentrat.

„Sie kommen spät, Lucie," sagte er peinlich.

Lucie hob wie mit leisem Vorwufe das entblößte Haupt. Den kleinen, niedlichen Strohhut mit langwallendem grünen, golddurchwirktem Schleier hatte sie auf ein Marmormosaiktischchen gelegt. Der Prinz sah darauf hin.

„Es ist, wie wenn Goldlichtschimmer durch das Waldlaub spielt.“

Lucie, welche sonst sicher auf die poetische Anspielung eingegangen wäre, antwortete düster:

„Ich wurde von Ihrer Ankunft benachrichtigt. Wie wenig kennen Sie die Frauen. Als Weib hatte ich von Ihnen Abschied genommen, als Weib konnte ich nicht mehr zurückkommen, wenn Sie anders wollten, daß ein leiser Ton der Erinnerung an Sie in meinem Herzen zurückbleiben sollte. Sie kommen als Prinz. Ich mußte dem Gebote der gastlichen Sitte folgen und konnte Sie nicht allein lassen. Ich komme als Rechheims Hausfrau.“

Der Prinz starrte einen Augenblick in die Ferne. Er wollte von dem sprechen, was er gedacht hatte, ehe Lucie kam. Er sah forschend auf sie hin. Es beklemmte ihm das Herz. Die Augen hatten einen leise rothen Schimmer, die Augenwimper glänzten, als läge eine zerflossene Thräne darin. Sonst waren die Züge starr, fast durchsichtig.

Der Prinz hatte einen Augenblick eine Ahnung, als ob Lucie leiden, erkranken könnte. Es zog über seine Züge ein bitteres Lächeln.

Er stand auf und näherte sich Lucie um einige Schritte.

„Wir haben uns vielleicht zu oft gesehen,“ sagte er milde. Wir haben hier durch Tage geweilt, ich horchte Ihren mährchenhaften Erzählungen von jenem schönen Frankreich, dem Sie in der tiefsten Seele noch immer nachtrauern, wir wechselten Briefe.“

Lucie zuckte, als wäre sie leicht verletzt.

„Prinzen schreiben ungern und selten,“ fuhr der Sprechende fort. „Ein Prinz, welcher schreibt, ist genöthigt zu denken und wer selten denkt, denkt dann tiefer, nachhaltiger als andere Sterbliche.“

„Wohin sollen diese Betrachtungen führen,“ unterbrach ihn Lucie trocken.

„Zu einem Endziele, zu einem Abschlusse,“ erwiederte der Prinz ruhig. „Wir haben uns zu tief in die Augen gesehen, um uns mehr zu trennen, Lucie. Sie theilen meine Schwäche, meine Verlegenheit.“

Lucie schüttelte den Kopf. „Darin irren Sie sich Prinz. Zwingen Sie mich nicht weiter zu sprechen. Zwingen Sie mich nicht zu sagen, daß die reiche, geistbeherrschende, sympathische Französin Anfangs

Mitleid empfand mit dem deutschen Prinzen, welcher unbesonnen genug war, ohne Kenntniß der Verhältnisse, ohne Herzensbildung mit beiden Händen nach einem schimmernden Gute zu greifen, welches nicht sein eigen, mit welchem irgend etwas zu beginnen, er sogar unschlüssig war."

„Unschlüssig" fuhr der Prinz auf. „Ich betrachtete Sie als mein Eigenthum von dem ersten Augenblicke, in welchem ich Sie sah."

„Das können und dürfen Sie nicht sagen, Prinz," fuhr Lucie auf. „Das können Sie nicht rechtfertigen."

„Waren Sie Rechheims?" frug der Prinz fast stolz. „Ich war es in den Augen der Welt, ich war es vor Ihren Augen," erwiederte Lucie. „Ich war Rechheims mehr, als ich irgend jemand Anderem angehören kann und werde. Achtung, Sorgfalt, Dankbarkeit, ein Anflug von leidenschaftlicher Neigung verbanden sich mit ihm."

Der Prinz ging zu dem Armstuhle zurück, welcher an der andern Seite des Zeltes stand. Auf einem zweiten Tischchen lag Papier, waren Schreibmaterialien zerstreut. Er griff nach einer Feder und hielt sie gedankenlos vor sich hin.

„Sie gehen einer größeren Gefahr entgegen, als sie ahnen, Prinz," nahm Lucie das Wort, in-

dem sie sich dem Prinzen langsam näherte.. „Bis jetzt stand Ihnen Lucie gegenüber, Lucie, welche vielleicht zu nachgiebig, zu schwach gegen Sie war. Doch was konnte das arme weibliche Wesen anderes thun. Sie stürmten heran, in dem Glauben an Ihre Jugend, Ihre Macht; man konnte widerstehen — man wollte es nicht. Man verzeiht der Jugend so viel, — man verzeiht einem Prinzen das Doppelte. Was sollte ich Ihnen entgegenstellen? Den Namen meines Gatten? Rechheim wollte es nicht. Er sagte zu mir, — was ist mein Name dem Prinzen gegenüber. Rechheim trägt ein aristokratisches Gefühl in sich, welches ihn heißt sich dem Purpur aus dem Wege räumen, ehe dieser es verlangt hat. Als Adeliger hätte Rechheim Ihnen vielleicht aus demselben Gefühle ein Kistchen mit Pistolen entgegen gehalten. Die Stellung der Gattin! Rechheim hatte sie in gränzenloser Eitelkeit aufgegeben. Es blieb nichts als Lucie!“ —

„Lucie,“ fiel der Prinz bewegt ein. „Und war, ist dieß nicht Alles, das Letzte, Tiefste, Einzigste.“

Lucie schüttelte abermals den Kopf. „Es gibt ein Tieferes“ erwiederte sie. „Lucie ist noch ein Name, wenn auch kein Geschlechts-, kein Familienname, ein Name ohne heraldisches Zeichen, doch noch eine Schutzwehr. Lucie ist eine Erscheinung! Toilette,

Erfahrung, Geschmack, Zufall bestimmen den Eindruck, in welchem sie sich bewegt. Aber auch diese Schranke kann fallen. Sie können Lucie zwingen, nur mehr Weib zu sein, Sie können die Fluthen der Leidenschaft in ihr aufregen, die Thränenquellen hervorlocken, den letzten Widerstand entwaffnen — ohne zu wissen — was ein gebrochenes, hülfloses Weib ist.“ —

„Lucie,“ rief der Prinz, wie voll dämmernder, neuer Ahnung. „Dieses Weib“ fuhr Lucie schwermüthig fort, „ist dann eine Ehrensache oder ein Vorwurf. Eine Ehrensache — und eine Last — ein Vorwurf und ein Schatten für das Leben. — Haben Sie den Muth, jedes Gefühl mit Füßen zu treten und die Pflicht unter die Stufen Ihres Fürstenstuhles zu verbannen?“ —

Der Prinz sprang auf. Er faßte beide Hände Lucie's. „Sie haben das Herz getroffen, Lucie!“ rief er aus „und das Herz soll antworten. Setzen Sie sich.“

Lucie schwankte zum Stuhle zurück, der Prinz rückte rasch den Lehnstuhl an ihre Seite.

„Es gibt nur zwei Wege,“ sprach der Prinz dann flüsternd, „die Scheidung von Rechheim und die Verbindung mit einem Edelmanne, welcher einst den Fürstenstuhl seiner Väter inne hatte und ihn

einem Weibe zu Liebe verließ, welches Lucie hieß,— oder die Stellung an der Seite eines Prinzen, welche die französische, die deutsche, die allgemeine Geschichte noch mehr verdammt, als das Sittengesetz. Es gibt allerdings mildernde Formen."

„Für das Maitressenthum nie!" fiel Lucie tonlos ein.

Der Prinz verstummte. „Warum nehmen Sie das trübe Wort auf die blaßrosigen Lippen", fuhr er nach einer Pause fort. „Es sollte diese feierliche Stille nicht stören. Lucie, — es war beschlossen, als ich kam, Sie sollten an der Seite eines Edelmannes fortan leben, welcher keine andere Herrschaft kennen will, als jene, welche Sie über ihn ausüben."

„Verstehe ich recht," fuhr Lucie auf.

„Ja! Sie können nicht mißverstehen, wenn Sie nicht ungerecht sein wollen. Ich unterzeichne eine Abdankungsurkunde" —

Lucie erhob sich rasch. In der einbrechenden Dämmerung glänzten ihre Augen, wie zwei ferne Silbersterne durch den weichen Abendhimmel auf Menschen herab sehen.

„Und Sie können glauben, daß ich Ihnen Zeit ließe diesen Entschluß auszuführen?" rief Lucie leidenschaftlich erregt.

„Womit wollen Sie sich jetzt tödten?“ antwortete der Prinz fast heiter lachend.

Lucie senkte das Haupt.

„Ich habe Sie besser errathen, als Sie mich,“ fuhr er fort. „Nichts ist leichter, schneller zu lernen, als in Ihrem Herzen zu lesen. Der Todesgedanke lag auf Ihrer erbleichenden Stirne. Ueberall finde ich Tinte, Feder und Papier. Diese Hand hält Sie fest, hindert Sie am Entrinnen. Die einmal ausgefertigte Urkunde liegt unwiderrufen auf Ihrem Sarge.“

Lucie schlang überwältigt die Hände um des Prinzen Nacken. Sie überließ sich seinen heißen Küssen durch einige Augenblicke und zog sich dann leise zögernd zurück.

„Sollte es keinen andern Ausweg geben, Prinz, für dieses leidenschaftliche, junge, unerfahrene Herz. Gibt es nach diesen Unbesonnenheiten eines sommerlichen Schäferspieles keine andere Lösung als die der Bühne, des Romanes? Gibt Ihnen Ihr Beruf, gibt Ihnen Wesendonks Lehre und Einfluß nicht den Muth — Freund derjenigen zu sein, in deren Nähe Sie nicht einmal vergaßen, Prinz zu sein. Sie waren eigentlich noch nie Prinz, Herrscher im vollen Pflichtgefühle. Wenn Sie ernsthaft wollten, würde dieses Dilemma bald vor Ihren Augen schwin-

den. Sie nähmen das Herz der Freundin an, begnügten sich damit und verzichteten auf den Starrsinn einer Leidenschaft, welche nur zu früh erlöschen würde."

„Wie Sie wollen, Lucie," erwiederte der Prinz.

Lucie schien beruhigt. „Vergeben Sie, Prinz, die Aufregung, in welche ich Sie versetzte. Ich war es, welche das Spiel zu hoch trieb. Ich hatte keinen Anlaß dazu. Ich war zu empfindlich. Sehen wir uns wieder! Sie suchen eine Gesellschafterin. Lucie wird es sein, bis Sie eine geistreichere gefunden haben. Sind Sie damit zufrieden? Genügt Ihnen das?" Der Prinz beugte sich etwas vor Lucie.

„Also ein Unbesonnener war ich, — eine Unvorsichtigkeit beging ich," sprach er nach einer Pause. ich muß es wohl so annehmen. Ich sehe, daß Frankreich abermals Deutschland besiegte. Ein Wiedersehen also." —

„So oft Sie befehlen," erwiederte Lucie artig, „in jenen Gränzen jedoch, welche inniges, wahres, warmes Verständniß vorzeichnen."

Der Prinz trat mit Lucie aus dem Gezelte, in welchem tief purpurne Dämmerung lag. Am Himmel glänzten einzelne Sterne. Auf den leichten Wolkenbildern lag der Rosenhauch des Sonnenunterganges. Ein milder, leiser Abendwind flüsterte in den Wipfeln der Bäume.

„Es ist ein heiliger, hehrer Tempel,“ sprach der Prinz bewegt und hob die Hände gegen Himmel. „Es ist eine Sprache in den kosenden Lüften, ein Gruß in den silbernen Himmelskörpern und dieß Alles gilt nur, ist nur verständlich für die Menschheit. Ich gehöre zu Dir, Du weites, verstreutes, leidend-arbeitendes Geschlecht. Ich habe Dich lieb gewonnen, ich bin Dir zurückgegeben.“

„Aber nicht mit dem stolzen, leeren Pompe der Philosophen, nicht zur Fürstenreclame der feilen Presse, sondern im stillen Heiligthume eines Frauenherzens.“

Lucie hörte wie mit stummer Andacht die Worte des Prinzen.

Er wendete sich gegen sie, er drückte noch einmal die Hände der schönen Frau.

„Warum lag die Myrthe schon einmal auf diesen braunen Locken?“ frug er melancholisch. „Warum konnten Sie mir nicht begegnen, wie die Gestalten der italienischen Dichter, wie eine Beatrice, eine Armida, Licht und Sinnigkeit in sich vereinigend.“

„Für die Vermählung der Seelen“ antwortete Lucie leise, „ist die Myrthe nicht bestimmt. Sie fordert einen Kranz von anderen, blassen, schmuckloseren Blumen.“

„Und ein Diadem, das leuchtend von den Sternenhöhen auf die Stirne beginnender Dulder sinkt,“ schloß der Prinz in anmuthig reichem poetischem Anklange. —

Lucie war spät nach Hause gekommen. In dem eleganten Schlafgemache lag ein großer Brief, in schönem, weißen Umschlage. Lucie nahm ihn in die Hand. Sie kannte die große, leserliche Schrift, — sie kannte das einfache Siegel nicht.

Sie wollte jetzt auch nicht lesen. Sie konnte es nicht einmal. Es lag ihr seltsam in der Seele. Sie blickte ringsum im Gemache. Die reichen, rosig bunten Tapeten, die goldglänzende Einrichtung aus dem sonnigen, brasilianischen Holze, die Silberleuchter, das feine, spitzenbesetzte Bett mit dem farbig gestreiften Zelte an reichem Bronzeringe, die tiefweichen Teppiche unmittelbar vor demselben, Pyramiden von Blumen, die Seitentheile der Spiegelfenster verbauend, — die spielende Laune Rechheims hatte das Alles ins Leben gerufen.

Ein seltsames Lächeln irrte um Lucies Lippen. Sie stellte in ihren Sinnen Rechheim an die Seite des Prinzen. Es hatte zuletzt der eine, wie der andere, der Fabrikant, welcher im Schlafe von Ziffern, Neubauten, Erfindungen, Reisen sprach und der Prinz, welcher sein Fürstenschild zerbrach, um sie

an sich zu ziehen — sie gleichmäßig zurückgestoßen, indem sie Beide behaupteten, Lucie zu ihrem Eigenthum zu machen. Es lag etwas, wie eine keimende Neigung in Lucies Herzen, Beide auch gleichmäßig zurückzudrängen. Der Stolz des Weibes erwachte in ihr. Rechheim, wie der Prinz hatten sie nur erniedrigt, keiner sie verstanden, — Jeder nur flüchtigem Sinnesgenusse nachgejagt.

Der Gedanke der Flucht entschwand ihr. Die Flucht war ihr reizend erschienen, so lange es eine Flucht war vor sich selbst, so lange das Herz vor den Fingern zitterte, welche leise an der Knospe zu lösen, zu öffnen begannen. Der Prinz hatte jede Illusion zerstört. Es gab nur einen Ausweg, den der Strenge, gegen Rechheim, welchem die Gattin nur der glänzende unbezahlbare Diamant Kohinor seines Lebens war, Strenge gegen den Prinzen, welcher eine Aufgabe auf sich nahm, welche zu ertragen, ihm bald unmöglich sein würde.

Und was dann?

Und wer hatte sie dann geliebt?

Lucie trat an das geöffnete Fenster. Die Uhr schlug Eine Viertelstunde vor Mitternacht.

Die tiefste Stille lag über der Umgebung. Lucie sah über einen Theil des Parkes, welcher sich

unter dem Fenster hinzog auf die Arbeitsgebäude. Sie konnte Alberts kleine Wohnung erkennen.

Die Fenster waren noch erleuchtet.

„Arbeitet er noch?“ frug sich Lucie!

„War er es nicht, der mich allein wahrhaftig, innig, treu liebte? Albert!“ Es drängte sich ihr ängstlich, schmerzlich auf. Sie lächelte über sich selbst, senkte etwas das Haupt, verließ das Fenster.

Der große, weiße Brief lag vor ihren Augen. Sie erbrach das Siegel. Vier Seiten, groß beschrieben, völlig leserlich und am Schlusse der Name: Albert.

Lucie las rasch, als läge eine Offenbarung, eine Räthsellösung in diesen Zeilen.

„Lucie,“ hieß es in dem Briefe. „Es ist Abschied, Abschied für immer, welchen ich von Dir nehme! Du hast mich gebeten, Dir zur Flucht zu verhelfen — ich vereitle diese Flucht, indem ich Dich verlasse. Elisabeth und Johannes empfehle ich Dir! — —

„Frage nicht warum ich fliehe? Ich antworte nur das, weil ich nicht will, daß Du dasselbe thun, es durch mich thun sollst. Du hast die Kraft nicht zu fliehen. Entweder würdest Du zurückkehren oder Dich auffinden lassen. Gehorche Deiner Leidenschaft, beglücke, um glücklich zu sein.“

„Ich wandere fort, wie der junge, leichtfertige, sorglose Handwerksbursche. Ein Lied liegt auf meinen Lippen, die Sorge ist aus meinem Herzen genommen. Auf meinem Herzen ruht, was mich für immer heilt. Vergiß, Elisabeth, vergiß Johannes nicht — aber vergiß mich.

„Nochmals; prüfe Dich selbst nicht. Diese Prüfung würde nur Dein Inneres zerstören. Genieße, weil Du zum Genusse geboren bist. Ich werde glücklich sein, weil Du von jetzt an Alle, nur mich nicht mehr glücklich machen kannst. Denke, denke an Elisabeth — ich beweine sie — sorge für den kleinen Johannes. Ich segne ihn."

Lucie legte den Brief bei Seite. Es zog sie in den Park, an den Weiher. Sie schritt unbedeckten Hauptes durch das anstoßende Gemach über eine schmale Eisentreppe in die duftig lauschenden Räume. Der Mond war aufgegangen und warf zweifelhafte Lichter auf Bäume, Blumen, auf den Weiher. Das Seegras um denselben zitterte leise, wie das graue Haar auf dem Haupte eines Greises, in der Mitte des Weihers starrte es von der Ferne wie ein erloschenes, ausgeflossenes, zur starrenden dunklen Knochenhöhle gewordenes Menschenauge.

Ein Frevel war begangen. Die Blüthe der Victoria regia, welche so eben die keuschen Blätter

völlig entfaltet, wie Lilienpapier, das Elfenhände geheimnißvoll in der Nacht beschreiben sollen, war ausgeschnitten. Einzelne, breite grüne Blätter schwammen gelöst umher, stießen an den Steinrand an.

Lucie faltete unwillkürlich die Hände. Wer konnte den Raub begangen haben, als Albert. Die abgeschnittene Wasserblume war das Pfand, das er auf dem Herzen mit sich fortgetragen. Es war Lucie selbst, ihr Symbol, ihre Herrschaft damit gebrochen. Wie die Wasserfee, welcher sich die feuchte Tiefe verschließt, stand sie vor dem Weiher, als müßte sie den Morgen erwarten, welcher mit gelben Strahlen ihr grünes Zauberkleid umgießen, ihre Herrlichkeit erbleichen machen würde. Sie weinte leise und kehrte schweigend zurück.

Da schlug es Mitternacht und wie in weiter Ferne fielen die Pforten ihrer Vergangenheit leise grollend zu. —

Eberhard hatte den Wunsch geäußert, sich für einige Zeit auf den Jakobshof zurückzuziehen. Er hatte Niemand, welchem er die Gründe dafür offen darlegen konnte, als Sieveking. Mit diesem sprach er rückhaltslos darüber.

„Ich habe das Schicksal,“ sagte er zu Sieveking, „stets allein zu stehen. Es vergeht stets eine verhältnißmäßig nur kurze Zeit und die Menschen,

welche mich umgeben, die Menschen, welche ich geweckt habe, fühlen die Anziehungskraft, das Bedürfniß, sich gesellschaftlich zu krystallisiren, indem Sie mich verlassen, sich einander nähern, mich ausschließen."

Sieveking legte die Hand auf des Freundes Schulter. „Das moderne Leben ist ein wirres Mückenspiel in einem grüngoldenen Sonnenstrahle," erwiederte er. „Es ist ein Mückenspiel, regellos, ein zerfahrenes Durcheinanderspielen von losen Fäden, weil die Cultur, die Literatur, die Mittel der Zerstreuung, der Luxus eine Unmasse von Lücken ausfüllen, Täuschungen hervorrufen, welche die größte Oberflächlichkeit gestatten. Betrachten Sie das Leben in meinem Vaterlande, an einer unwirthlichen Küste, wo es eben durch Arbeit, Fleiß, Geschick, Glück auf einen solchen Höhepunkt gekommen ist, daß es sich in einfachen, ungebrochenen Linien entfalten kann. Geburt, Kindheit, die erste Arbeit, die erste Liebe, die Hochzeit, der häusliche Segen, das Altern, in der Einsamkeit der Trost der Bibel — das die sonnige Seite, — nehmen Sie dazu die düsteren Wolkenzüge des Geschickes, Krankheit, früher Tod, Undank, Untreue. Was irgend ein solches Leben erfüllt, — Dur- oder Mollaccorde, sie liegen unvermittelt nebeneinander, folgen sich ohne Uebergang, — muß voll, klar, mächtig austönen. Der Mensch muß

es erfassen, durchfühlen, sich dem fatalistischen Eindrucke hingeben. Er hat keines jener Mittel der Cultur, womit er die innere Einsamkeit, die Verödung des Herzens verdecken oder ausfüllen kann. Dafür sind die Norweger ein ungebrochenes, ungeschwächtes, unverdorbenes Geschlecht der Zukunft geblieben."

Eberhard blickte heiterer. — „Und wozu all' diese Erfahrungen?" sprach er. „Wo ist die Hochschule, auf welcher man sie den Nachlebenden vortragen, wo das Archiv, in welchen man sie hinterlegen kann? Die deutsche Nation fühlt nicht einmal ein Bedürfniß nach solcher antiker Auffassung."

„Sie besitzt dafür den Roman," erwiederte Sieveking. „Sie haben einen Roman durchlebt, Andere schreiben ihn nieder. Es liegen zwei große Felder der modernen Lebenstragik vor Ihnen, Albert und Lucie. Albert ist der Leidende für den riesigen Bruch, welcher zwischen dem gesellschaftlichen Bewußtsein und der modernen Cultur klafft. Albert kann die Blouse nicht abwerfen, das Salonkleid nicht anziehen, ohne seine Vergangenheit, seine eigentlichste Bedeutsamkeit zu verleugnen. Er ist wie Prometheus an den Felsen, so an die Galeere der materiellen Arbeit gefesselt. Lucie ist ein unentschieden schwankendes Wesen, welches zwischen der Abstraction der

passiven Tugend und der modernen Sünderin steht. Es fehlt ihr an subjectiver Leidenschaft. Sie trägt den Ehrgeiz der Liebe, den Ehrgeiz des Genusses in sich. Sie zieht es vor, am Herzen, am Geiste zu darben, als alltäglich zu sein."

Eberhard sah zweifelnd vor sich hin.

„Lucie!" erwiederte er, „wäre sie nicht würdig, ihr die hülfreiche Hand zu bieten?"

Sieveking lächelte. „Lucie ist nicht lenkbar," warf er ein. „Lucie gehört, wie Albert zu den unfertigen Naturen, welche ihre Macht, ihre innere Größe durch ein fortwährendes, innerlich zerstörendes Ausströmen der Lebenskraft darlegen. Ich möchte beide Künstler nennen, welche statt die Phantasie, die Erfindungsgabe auf einzelne, glückliche, musenbegünstigte Stunden zu verwenden und dann rasch, tüchtig, gesund, ausdauernd an den technischen Theil der Arbeit zu gehen, wie in Fieberträumen irre reden, sich mit Entwürfen begnügen, und das visionair Erschaute für Kunstgebilde halten, welche alle Welt mit ihnen als fertig erblicken müßte. Es sind nicht Lebensläufe, sondern Lebensparoxysmen, welche man wie das Schlafwandeln nicht stören darf. Ein Zufall führt eine Wendung herbei, welche glückt, während die verstandesmäßige Behandlung nur stört oder falsche, ungenügende, schädliche Resultate erzielt."

„Das Jahrhundert,“ sprach Eberhard klagend.

„Das Jahrhundert, ja,“ antwortete Sieveking gehoben, „das Jahrhundert, das zu altern beginnt und doch seine Krone hoch und ungebrochen trägt. Es ist das Jahrhundert der geistigen Arbeit, ein Jahrhundert, das ein Reich des Geistes anstrebt, indem es in zahllosen Kreisen, in unfaßbarer Zerfahrenheit doch immer wieder den freien Sonnenstrahl spiegelt und in Farben auflöst, welchen nicht der Wille des Menschen, sondern nur die Wolken des Himmels verdunkeln können. Unseren Nachkommen wird dieses Jahrhundert gleich einer Elegie erscheinen?“

Eberhard reichte dem Freunde die Hand und schied. Auf dem Jakobshofe erwartete ihn Julian.

Eberhard ging das Herz auf, als er die freundlichen Waldpartien, den künstlerisch geschmückten Einzelhof wieder sah.

Er frug Julian, wie er Sieveking gefragt hatte, was nun beginnen?

Julian sah ihn zweifelnd an. „Darf ich sprechen?“ frug er schüchtern.

Eberhard forderte ihn auf, es rückhaltslos zu thun.

Julian hatte von Rechheims Anschauungen gehört. „Soll Dein Leben ein Musterleben sein?“

frug er Eberhard. „Wo wären die Augen darauf zu blicken? Dazu ist es zu früh. Zu den Helden auf dem Schlachtfelde, zu den Eroberern auf geistigem Gebiete, zu den Größen in Kunst und Wissenschaften die Lebens- und Menschheitsbildner zu stellen, ist die Mitwelt nicht reif. Es wäre Verrath an Dir, an Deiner Subjectivität, an Deinem Rechte zu hoffen, zu genießen, das innere Glück der geistigen Einheit durch die Harmonie der Bestrebungen und des Erreichbaren zu bewahren, — wollte man an Dir die Versuche eines platonischen Staates anstellen. Ich erinnere mich an ein Wort, welches Kanne sprach. Die moderne Welt leide an Eintönigkeit, weil die Wissenschaft, namentlich die abstracten Wissenschaften, das Reich der Sage, des Glaubens, der Phantasie entvölkerten. Die neue Sage, die neue Poesie, die noch ungeborene Phantasie zeigten sich in noch ganz unvollkommenen Umrissen. Vorhanden seien sie aber doch. Der astronomisch durchmessene Sternenhimmel gibt einer unnahbaren Lichtwelt viel mehr Wahrscheinlichkeit, als die auf den asiatischen Hochebenen darüber zusammengesetzte Ursage. Welche bunten Bilder ließen sich aus den geheimnißvollen Lehren der modernen Chemie entwickeln. Wie koboldartig, gnomenhaft spielen diese

zahllosen Urstoffe, Urkräfte, welche weder in Grubentiefen, noch an Weltkörper gebunden sind, sondern frei, unfaßbar, unsichtbar circuliren, in's menschliche Leben. Es ließe sich ein neues Heidenthum voll tief gewaltiger Anziehungskraft, eine Lehre wunderlichster Art daraus herstellen. Der Felsen, an welchen der Mensch schlagen müßte, um Wasser des Lebens zu gewinnen, sind die Nerven. Aber seine Nerven müßten vorerst gestählt werden, gesunden. Das bringt nur die freie, frische Natur zu Stande. Wenn der Gelehrte, der Künstler den Muth hätte, für Monate die Feder, den Pinsel, den Meißel bei Seite zu legen, den Pflug zu ergreifen, die Axt zu führen, um den Erdhauch, frisch, würzig, stärkend, den Dryadenäther der grünenden Laubwelt in sich aufzunehmen, wie würden dann eleusinische Geheimnisse der neu vermählten geistigen und körperlichen Arbeit oder vielmehr der Versöhnung zwischen Kraft und Stoff, Natur und Geist, Gedanke und Wille gefeiert werden können."

Eberhard konnte Julians Anschauung nicht ganz billigen. „Um in diesen phantastisch-materialistischen Medicinkasten zu greifen," erwiederte er, habe ich nicht den Muth. Ich gehe nur der Erfahrung nach. Wie alle am Jahrhunderte krankenden Menschen, bedarf ich des Erfolges, der Gewißheit des

Erfolges. Mir liegt ein Anderes in der Seele. Die Erinnerung an Kanne ruft es mir zurück. Der freundliche, kleine Doktor hat nicht Unrecht, wenn er Kritik und Idealismus sich gegenüber stellt, den letzteren durch die erstere läutern, kräftigen will. Er hatte vollkommen Recht, als er sagte, daß die Zeit weder für Faust noch Don Juan, weder für Cyniker der geistigen Unmäßigkeit, noch für das ewig jugendliche, nur natürlich üppige Sinnenleben ausschließend angethan sei. Aber die Gegensätze sind noch immer der Inhalt der Menschentragödie. Ich habe eine höhere Stufe derselben erklommen."

„Die Nordlandssehnsucht, welche mich jetzt noch erfüllt und die heiße Liebe zur bleichen, geheimnißvollen Germania, welche im Wetterleuchten der Geschichte einer Fortsetzung ihrer sturmerfüllten Herrlichkeit entgegensieht, sind unvermittelte Gegensätze, welche ich als den Schmerz meines Lebens in mir trage, als den läuternden, großen, Neues hervorrufenden Schmerz, in welchem die Geburtsstunde der wahren Größe verborgen liegt. Was wir alle erlebt, umfließt uns, wie in ungebundenen Tönen, welche dem Akkorde entgegen streben. Nach diesem suchen wir, er ist das Meisterwort, welches wie jedes Wort nur für Minuten, aber als die letzte

Verkörperung der Geisteserrungenschaft vernehmbar ist.

So wie damals als Eberhard nach langer Abwesenheit den Jakobshof wieder betrat, tönte auch jetzt die Physharmonika.

Eberhard horchte den klagenden, mollweichen Tönen.

„Cäcilia“ — flüsterte ihm Julian freundlich zu, „Cäcilia, die blonde Heilige der Harmonie, die Heilige jener Kunst, in welcher der Akkord zunächst der Dissonanz, das Versöhnende dem Widerstreitenden entgegentritt.“ —

Als Lucie am anderen Morgen sich erhob, fiel ihr erster Blick auf Alberts Brief. Sie las ihn noch einmal, sah gedankenvoll vor sich hin.

Sie trat an den eleganten Schreibtisch und versuchte ihre Gedanken zu sammeln. Das Papier, das vor ihren Augen lag, führte ihr das Bild des Prinzen in die Erinnerung zurück. Welch' ein seltsames Geschick. Wie rasch hatte sie sich erhoben, den Gipfel eines der Welt unbekannten, schimmernden, seltsamen Glückes erstiegen, Ein regierender Fürst, ein deutscher Fürst, voll angeborenen Adels, kräftiger Impulse, ja der Leidenschaft fähig, legte ihr den Stolz seiner Geburt, seinen Beruf, sein Ansehen, seine Herrschaft zu Füßen.

Der Arbeiter, welcher in den drohenden Idealen der Herrschaft eines bisher gedemüthigten, sklavisch niedergehaltenen Standes aufgewachsen war, der stolze unmittelbare Charakter, welcher die Lava seiner tödtlich verzehrenden Leidenschaft bis nahe an den Spitzen ihrer Seidenschuhe vorübergleiten ließ, war genesen durch den ihm sonst tödtlichen Entschluß, diese mit der Kindheit ihm eingeimpfte Lebenshoffnung aus dem Herzen zu reißen.

Weltgeschichtliche Fragen in elegantem Duodezformate lagen wie auf ihrer Toilette. — Brennende Fragen, gewaltsame Erschütterungen, wie sie sonst Staatsmänner, Feldherrn, Gesetzgeber beschäftigten, waren für sie auf ein Maß zurückgeführt, daß sie die langen, schmalen, niedlichen Finger, daran, wie an den Kalender des Weltjahres, des Jahrhundertes legen konnte.

Es hätte zur Vollendung dieses Triumphes nur der Oeffentlichkeit, des Parterres von Mitlebenden bedurft, um ihr den Ruhm einer modernen Frauenerscheinung zu gewähren. Lucie verlangte nicht darnach. In ihrem Herzen lag die tiefe Sehnsucht nach einer Erfüllung, welche sie nicht herbeizuführen wußte. Sie fühlte den Gram, nach Allem was sie verloren hatte, wie in Strömen nach ihrem Herzen, langen.

Albert! Wie oft hatte sie duftige Stunden der Selbstbewunderung durchlebt ehe der Prinz kam, diese einfach reiche Natur, wie gebannt zu ihren Füßen zu sehen. Wie innig hatte sie sich durch Elisabeth durch den sinnigen Knaben Johannes in diese Lebensperspective versenkt.

Der Prinz, er hatte ihr Herz bestochen. Der einfache, noch so junge Regent, mit dem Flaum der ersten männlichen Blüthe auf den Zügen, in der Seele, wie gewaltig pochte seine oft kinderhafte Hingebung an ihr weiblich reifes Herz. Es zog sie unwillkührlich hin, mit den Fittigen ihrer Neigung ihn zu überschatten, ihn vor neuen Enttäuschungen zu bewahren. Der blendende Glanz der Fürstenstellung, die unbegränzte Siegesgewißheit eines jungen Fürsten über jedes weibliche Herz schreckten sie zurück.

Sie dachte an Rechheim, ein Zug bitteren Lächelns spielte um ihre Züge. Wenn sie es selbst wollte, wenn es ihr gelang, Gattin, Hausfrau an seiner Seite sein zu wollen, Rechheim duldete es nicht.

Rechheim war nur der Mann der Eitelkeit. Er achtete Lucie, er ließ sie gewähren, so lange seine Eitelkeit befriedigt war, so lange neue Siege, neues Ausströmen des ihm wie zum Geschäftsbedürfnisse gewordenen Glanzes möglich war. War dieß mit

Alberts Scheiden, mit der gegenwärtigen Stellung zum Prinzen nicht hinweggenommen, erschöpft? Das mußte vor Allem zwischen ihr und Rechheim richtig gestellt werden.

Sie schwankte, ob sie ihrem Gatten nicht entgegenkommen sollte. Rechheim ließ sie nicht lange im Zweifel.

Er trat eben in ihr Schlafgemach.

Rechheim schien heiterer, als sonst. Er trug ein in weißes Seidenpapier gehülltes, großes Etui in der Hand, er stellte es auf Lucies Toilette.

„Davon später“ sprach er lächelnd darauf hinweisend und bat Lucie sich an seine Seite zu setzen.

Lucie folgte zögernd.

Rechheim ergriff ihre Hand, er drückte sie, er küßte leise kosend die rosig weißen Fingerspitzen.

„Wie finden Sie mich heute,“ frug er.

Lucie warf einen traurig flüchtigen Blick auf Rechheim. Rechheim ersparte ihr die Antwort.

„Ich habe mich heute in einem großen Krystallspiegel beschaut,“ begann er munter. „Ich hatte Lust wieder einmal mit dem Begriffe, welchen ich mir von mir selbst bilde, zu einer Revision zu gelangen. Ich gestand mir, daß mein Haar weniger hell, meine Haut reicher an schmalen Falten, mein Auge ärmer an Glanz sei, als ich erwartete. Doch

dieß ist das Wenigste. Ich überblickte meine Bücher. Ich mußte mir gestehen, daß ich reicher, als vor einem Jahre sei, so reich, daß ich wie Polycrates, nach dem Kostbarsten, Theuersten greifen möchte, das ich besitze, um die lauernden Götter zu versöhnen."

Lucie schlug die Augen nieder. „Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Heidenthums," warf sie müde hin.

„Doch Lucie, doch," erwiederte Rechheim. „Die Menschenopfer bluten nicht mehr unter dem Lichte der Sonne, sie verbluten ungesehen, still und einsam. Ich wünschte Glückliche zu sehen. Albert, an welchen ich dachte, verließ uns."

„Glückliche zu machen," fiel Lucie ein „ist selbst eine Gabe des Glückes."

Rechheim senkte den Kopf. „Stören Sie mich nicht Lucie." sprach er leise. „Lassen Sie mir die kleine, ohnehin nur ungewisse Illusion, in welcher ich lebe. Albert, ich gestehe es, stand über der Macht des Goldes."

„Wo suchen Sie dann Unglückliche?" wollte Lucie vorbeugen.

„In mir selbst," erwiederte Rechheim mit fast einnehmender Bescheidenheit.

Ein Strahl von Hoffnung zuckte durch Lucies Auge.

„Dann will ich doppelt gerne mit Ihnen sprechen," sagte sie. „Was kann Sie aber unglücklich machen? Wie, wenn ich im Begriffe wäre, an Ihrem Glücke zu arbeiten?"

„Ich nehme es an," erwiederte Rechheim. „Es handelt sich nur darum, wodurch Sie mich beglücken wollen."

„Indem ich ganz zu Ihnen zurückkehre" erwiederte Lucie zögernd.

„Also meine Gefangene," rief Rechheim.

Lucie drückte Rechheim fast leidenschaftlich die Hand. Er konnte das Lächeln nicht unterdrücken.

„Sie bereichern mich mehr als Sie glauben," sprach er fast feierlich. „Ich gebe zu — es ist ein Vorwurf, welchen Sie mir oft gemacht haben, den Glanz über Alles zu lieben. Aber ich frage Sie selbst, was erübrigt uns in jenem Kampfe, welchen wir gegen das historische Recht, das Herkommen, die eiserne Abgeschlossenheit höherer Stände führen, als jener blendende, verlockende, syrenenhafte Glanz, welcher diese Halbgötter von ihren Gesellschaftsburgen an unsere champagnerüberladenen Lebenskredenztische herablockt. Ich habe Sie in Glanz, Ueppigkeit an meiner Seite leben lassen, ich werde Sie von mir scheiden lassen, ehe dieser Glanz erlischt, ehe der Traum der Herrlichkeit verdämmert."

Lucie hörte schweigend zu, obwohl Rechheim eine prüfende Pause eintreten ließ.

„Nicht, an wen ich Sie verliere," fuhr Rechheim fort, „sondern wie ich Sie verliere, ist für mich entscheidend. Sie errathen, daß der Prinz sich an mich gewendet hat."

Lucie wollte aufstehen, Rechheim hielt sie zurück. Er riß das weiche Seidenpapier von dem in blauschwarzen Sammt gebundenen Etui. Brillanten reinsten Wassers schimmerten daraus hervor. Thränen in Lucies Augen glänzten unmittelbar darauf gleich hell und klar. Ein Brief lag in dem schimmernden Kreise.

„Der Brief verlangt von mir Ihre Hand, Lucie!" sprach Rechheim, „der Schmuck" ein fast verächtliches Lächeln spielte um Rechheims schmale Lippen, „ist die Brautgabe."

Rechheim stellte das Etui auf die Toilette und zog Lucie an seine Seite. Sie folgte fast willenlos wie ein Kind.

„Lucie" sprach er weich, „bis jetzt scherzte ich, nun spreche ich ernst. Du wirst nicht glauben, daß ich Dich von meiner Seite verstoßen kann. Allein das Fatum hat in unsere Lebenskreise eingegriffen. Du liebst den Prinzen. Ich übergebe Dich ihm — ich übergebe Dich der Poesie des Lebens. An

meiner Seite fandest Du nur die Kehrseite der Arbeit den Reichthum, — der Prinz dagegen führt Dich jenen kühnen Bahnen entgegen, welche allein dem Fluge Deines Geistes genügen.“

Lucie löste sich von Rechheim los. Es schwebte ihr dunkel vor, daß sich einst an dieser Stätte, im Herrnhause Elbing auch Irenens Schicksal erfüllt hatte. Es war ihr, als grüßte sie der verdämmernde Schatten, wie der wiederkehrende Abschluß großer, gewaltiger Fragen.

Rechheim schien zu ahnen, was in Lucies Seele vorging. „Ich habe Dir Irenens Geschichte erzählt,“ schloß er. „Es ist allerdings Eberhards gewaltiger Geist, welcher in einsamer Selbstverleugnung, was uns begegnet, anregte und hervorrief. Der Schlott der Fabrik ist das Wappen der Neuzeit, er ragt über die Reste des alten Herrnhauses, er ragt nun auch über den Fürstenstuhl mit seiner friedlichen ununterbrochenen Rauchsäule, dem Panier der freien Arbeit. Die Maschine nimmt den Rednerstuhl ein und das Geburtsrecht empfängt vom Verdienste den Lohn.“ —

Der Prinz hatte an Eberhard geschrieben:

„Mein Freund! Ich nehme dieß Wort in der edelsten Bedeutung, nicht eingegeben von der Aufwallung des Augenblickes, nicht eingeflößt von der

Schwärmerei jugendlicher Haltlosigkeit. Ich nenne Sie Freund, weil ich Ihnen das Erkennen einer Lebensaufgabe, selbst auf dem Fürstenstuhle, das Hinweisen auf eine Lösung derselben verdanke."

„Ich habe Sie verstehen gelernt, indem ich Ihnen ähnlich wurde. Ich lernte zweifeln, ringen, streben. Ich stehe vor einem Scheidewege. Ich habe gewählt, habe mich entschieden, aber ich will es nicht allein für mich thun; ich will Ihren Rath einholen, ich will Ihre Billigung erwerben."

„Sie sind mir nahe genug gestanden, um zu begreifen, was ein Fürst ist. Betrachten Sie nicht seine Geburt, seine Erziehung, seine Vorurtheile, betrachten Sie seine Geschichte."

„Sie reicht in Jahrhunderte zurück, zu deren Feststellung fast die Dokumente fehlen. Wie der Thron, wie die Gewalt errungen wurde, ist gleichgültig; für die Auffassung der Gegenwart würde man darin ohnehin nur eine Usurpation der Volksrechte erblicken. Allein — was kostete es diese Gewalt festzuhalten. Diese Arbeit, diese Anstrengung, die Entsagung, die Selbstbeherrschung, welche das Erhalten der Throne uns auferlegt, macht das Wesen des fürstlichen Charakters aus."

„Blicken Sie in dieser Linie auf irgend eine fürstliche Gewalt zurück. Welchen Stolz muß ein

solcher durch Generationen festgehaltener Sieg in der Brust, in dem Gemüthe eines jetzt Regierenden erzeugen, hervorrufen? Wie muß er die Geschichte, die Vergangenheit, wie die Mitlebenden betrachten?"

„Dessenungeachtet verlangen Sie von uns, verlangt Ihre Partei eine Versöhnung mit dem Volke, mit der Gegenwart, mit den Mitlebenden. Welch' eine armselige Forderung? Mit der ganzen Zukunft, mit der ganzen Menschheit müssen Sie uns versöhnen können."

„Wenn es an mir allein vollzogen werden soll, reiche ich willig die Hand dazu. Aber Sie müssen mir ein Opfer bringen, das Opfer Ihrer Einwilligung zu einem Schritte, welchen ich nicht allein thun will."

„Ich will meinen Verstand, meine Ueberzeugung gefangen geben, wenn Sie mein Herz befriedigen."

„Ich liebe Lucie Rechheim. Ich liebe sie mit der prophetischen Erkenntniß des Menschenlebens, welche in segensvoller Stunde selbst über ein Fürstenleben den Lichtglanz verbreiten kann."

„Ich ahne, ich erkenne in ihr das ganze, einfache, edle, beseligende Menschenleben, das mir sonst verschlossen bliebe. Ich kann nicht herabsteigen zu diesem heiligen Waldgrunde, auf welchem es seine

großen Feste feiert, — eine zarte Hand muß diese Blumenkränze, diese Festgaben, diese Mistelzweige, diese Tannenreisige zu mir herauftragen."

„Sie müssen den Vermittler bei Rechheim abgeben, welchem die einfache Bewerbung um Lucie nicht genügen wird. Es darf kein erniedrigender Kauf, kein Feilschen, keine alltägliche Trennung, nicht der Wechsel des Ehebettes eintreten. Es muß eine große, weihevolle That sein, welche Früchte für ein Menschenleben auf der Fürstenhöhe, Früchte für das deutsche Volk trägt."

„Ihr wollt Fürsten, welche in den Reihen des deutschen Volkes stehen, für das Volk fühlen, neue Fürsten, wahre Fürsten des Volkes. Ihr wollt ein junges Deutschland, vertreten durch die Erben jener Kronen, welche so lange in Gegnerschaft mit dem Volke waren. Diese Verjüngung kann nur durch das Herz herbeigeführt werden."

„Mein Freund, ich reiche Ihnen beide Hände. Statt der Tragödie gebrochener Herzen, der verhaßten Wiederholung morganatischer Verbindungen — leiten Sie die Vollziehung eines bürgerlichen Aktes auf der Höhe der fürstlichen Gewalt ein. Es ist die Einleitung zur Anerkennung der wahren Menschenhoheit, welche über der Volkssouveränität steht."

„Wie leicht ist mir diese Aufgabe geworden", sagte Eberhard, nachdem er den Brief durchlesen hat, zu Sieveking, welcher ihn mit einem Schreiben Rechheims auf dem Jakobshofe aufgesucht hatte. „Rechheim bittet mich so eben, Lucie, mindestens für einige Wochen ein Asyl auf dem Jakobshofe zu gewähren. Ich bitte den Prinzen hieher zu kommen, und er steht an der Schwelle der Erfüllung seiner Wünsche."

Es war nur ein Tag vergangen, so bewohnte Lucie ein freundliches Gemach auf dem Jakobshofe. Sie trug nicht mehr das lichtmeergrüne Kleid, das Kleid der Rheinsyrene mit den rothen Seidenschnüren, den blaßrosigen, den herzblutrothen Korallen, den Goldfäden, dem wechselnden, seltsamen Schmucke. Ein bescheidenes, wenn auch elegantes Hauskleid ließ die zarten, fast schmächtigen Formen reizend und anmuthig hervortreten.

„Soll ich noch glücklich werden?" frug sie schüchtern. Lucie hatte in der ernsten Umgebung die gewohnte Siegessicherheit verloren. Sie fühlte zum erstenmale den Werth, das Gewicht der inneren moralischen Haltung. Eberhard, Sieveking erschienen ihr wie unbekannte Menschen, streng, düster. Sie senkte die Augen, sie erwartete mit banger Sehnsucht den Prinzen.

„Soll ich noch glücklich werden?“ Es wurde ihr Antwort darauf. Der deutsche Wald mit seinem schimmernden Grün, die lachenden Wiesen, die muntere, erfrischende Arbeit ringsumher antworteten ihr.

„Soll ich noch glücklich werden?“ Cäcilia war gekommen, die Braut Julians. Wie stand das Mädchen mährchenhaft schön vor ihr. Das dichte, weiche Flachshaar, wie in Golddust zum Heiligenscheine gewoben, die wunderbar klaren, blauglänzenden Augen, die schwebende engelgleiche Gestalt. Das war wie ein Gruß aus jenem mildfarbigen, deutschem Himmel, welcher die Aehre und die Rebe, die Gaben des eleusinischen Menschheitsfestes nebeneinander reift. Es antwortete ihr tausendfach: Du wirst glücklich sein.“

Lucie vergaß an Cäcilia's Seite, daß sie einmal schon einem Manne gehört. Nur Eberhard, welcher sie von Tag zu Tag lieber gewann, erinnerte sie daran.

„Wie ist mir Ihr Loos, Ihr Verweilen auf dem Jakobshofe seltsam,“ sagte er. „Sie treten von einer Silberstufe des Lebens auf die andere. Rechheim bot Ihnen den Glanz des Reichthums, der Prinz trägt Ihnen den Schimmer der Macht entgegen. Damit aber weder die Täuschung des

Traumes, noch orgiastische Begeisterung den ethischen Werth des Ueberganges hinwegnehme, verweilen Sie jetzt für kurze Frist bei uns, — eine edle, wahrhaft herzlich begrüßte Frau."

Endlich kam der Prinz, kam fast unerwartet. Alle eilten ihm entgegen. Er wußte wohl kaum mit welcher Umarmung beginnen, wohin zuerst die Hände reichen.

Und doch sank ihm zuerst Lucie um den Hals. Hocherröthend, wahrhaft bräutlich drückte sie sich schüchtern an seine Seite.

„Nicht so, Lucie," sagte er, „vor aller Welt soll es bekannt, anerkannt sein, daß Du mein bist, daß das Opfer, das Du mir bringen wolltest, selbst um den Preis der Verachtung mein zu sein, Dich auf diese Höhe stellte."

Der Prinz reichte dann Eberhard nochmals die Hand, reichte sie ihm dem Ersten vor den Anderen zum zweitenmale.

„Habe ich Ihre Einwilligung, Ihre Billigung?" frug er lächelnd.

Eberhard zögerte. „Prinz," sagte er dann, „Sie verlangen zum zweitenmale mich zu Ihrem Mentor zu machen. Sie haben ein Lebens= und Fürsten=drama gedichtet, mährchenhaft, wie Shakespeare, Cervantes es noch dachten und doch trägt es den

Duft moderner Zeit an sich. Wo die Herzen sprachen, das Gefühl siegte, kömmt die Theorie zu spät. Doch habe ich eine Bedingung."

„Welche?" frug der Prinz gespannt.

„Daß Sie Sieveking, meinen Freund, auch als den Ihrigen anerkennen!"

Der Prinz wollte einwilligen. Eberhard hielt ihn zurück.

„Nicht ohne Gründe, mein Prinz," setzte er hinzu.

„Es darf nicht aus Uebereilung oder Gefälligkeit geschehen."

Der Prinz lächelte billigend. Stunden vergingen, in welchen die Freunde ihn Lucie überließen.

Gegen Abend war Julian gekommen.

„Nun ist der Kreis der Freunde geschlossen," sagte Eberhard.

Er führte den Prinzen in das Gemach, welches Julian mit dem Freskowandgemälde Sokrates Tod geschmückt hatte.

Ein runder Tisch aus Olivenholz stand in der Mitte desselben. Ein dreiarmiger Silberleuchter spendete mild freundliche Beleuchtung. Goldener Rheinwein perlte in Krystallbechern.

„Wie seltsam ist es doch," begann Eberhard, „daß auf diesem wie von schwedischer Arbeit ge-

weihten Boden, die Wiege eines dauernden Bundes stehen soll. Können wir auch nicht ermessen, was er dem großen Ganzen bringen soll, so wird er doch in der Erinnerung zur Stärkung des Einzelnen dienen." Eberhard erhob den Becher, munterte zum Trinkspruche, zur feierlichen Tischrede auf.

Der Prinz begann. „Es soll eine Erneuerung des Bundes im Sinne der Väter sich gestalten. Ich bin ein protestantischer Fürst. Unsere Väter waren in Sachen des Glaubens eins mit ihren Ländern, wir wollen so wie sie eins mit unseren Völkern sein, in Sachen der Freiheit, Menschlichkeit, des allgemeinen Fortschrittes."

„Gräfin Theone mag warnend vor ihren Augen stehen," fiel Eberhard ein. „Sie ist zum wahren, echten Glauben des Feudalismus, der Adelsherrschaft übergetreten. Der Augenblick naht, in welchem unvermeidlich die Welt in zwei Lager zerfallen muß. Der läuternde Kampf, welcher die Schweiz erneuerte, Nordamerika fieberhaft erschüttert, das geistige und gesellschaftliche Sclavenjoch angriff und brach, wird auch Deutschland erreichen. Mag es sich dann zu einer großen, stärkenden Frage erheben, die verlorene Herrlichkeit auf Schlachtfeldern wieder gewinnen, über welchen die Bürgerkrone als Siegespreis schwebt, aus Kampf und Noth, dem Fallen der Schlacken

das geläuterte Gold der Einigkeit sich erheben. Für jene Zeit, träte sie noch so spät ein, sei dieser Bund geschlossen, die Güter welche die Väter errangen, späten Enkeln zu bewahren, oder freien Fürsten ein freies deutsches Volk entgegen zu führen."

„Norwegen ist das Nordamerika Europa's," schloß Sieveking. „Es soll den gesunden, menschheitsfreundlichen Gedanken in den Wehen der Zeit vertreten. Ich sehe die Welt nach dem Kampfe. Die Dampfkraft auf Schienen und Wogen herrschend hat Australien und Afrika, das tiefe Asien und den Riesencontinent Amerika's bewältigt, von Meile zu Meile verbunden. Neue Erfindungen sind hinzugetreten. Das Nützliche herrscht vor, allgemeines Wohlsein weckt einen Menschheitslenz. Auf die Zeit der Abwehr folgt die Zeit der Saat und Aernte." —

Idealen klangen die Gläser mit dem goldig leuchtenden Naß gefüllt. Aber die Menschen, welche diese Ideale im Herzen trugen, waren stark, unabhängig, frei genug, um sich und ihren Zeitgenossen diesen aufgehellten Himmel, edelster Bilder voll, zu erhalten.

An einem nächsten Sommermorgen standen in der Waldkirche zwei selten glückliche Paare vor dem einfachen Altare.

Durch die hellen Glasfenster sahen die nickenden grünen Bäume, der klare, lachende Himmel herein. Die Lerchen sangen über den Aeckern in die Dankesworte der Menschen hinein.

Lucie trug das Brautkleid von schwerem weißem Atlas, die Myrthenblüthen — als vermählte sie sich jetzt zum erstenmale wahrhaft und gültig im Herzen und in der Treue.

Neben ihr und dem Prinzen standen Julian und Cäcilia, — die Trägerin der vollen, wahren, heilenden Lebensharmonie.

Pfarrer Madwig war herbeigekommen die Gesegneten des Herzens zu Gesegneten des Herrn zu machen. Er ging etwas gebeugter als sonst, sein Haar war ganz weiß geworden. Eberhard war es, als zöge langsam mit ihm Irenens milder, versöhnter Geist zu ihnen herüber.

Es wurde Abend. Der Prinz hatte mit Lucie, Madwig und Sieveking den Jakobshof verlassen.

Eberhard stand allein an dem Jakobshofe und blickte nach Westen, dorthin, wo die untergehende Sonne der neuen Welt die ersten Strahlen zusandte. Er fühlte leise eine Hand sich auf seine Schulter legen. Es war jene Julians. Er sah kummervoll in Eberhards gedankenvolle tief dunkle Augen.

Eberhard verstand das stille leise Forschen. Wußte doch Julian von Johanna, dem einzigen Ideale, welches Eberhards Brust ganz erfüllt, von Johanna, welche nach dem fernen Westen gezogen war.

„Willst Du allein bleiben, soll Katharinens Bitte, des alten Adrian wohlwollende Sorge unerfüllt bleiben?“ frug er Eberhard bittend.

Eberhard schüttelte das Haupt. „Ich habe einen neuen Gedanken,“ erwiederte er. „Das Leben hat ihn mir eingegeben. Es ist eine Frucht, welche sein Sturm mir in den Schooß schüttete. Es ist ein einfacher, aber praktischer Gedanke, welcher das Gepräge des modernen Lebens ganz in sich trägt. — Der Prinz wird mir zur Durchführung desselben die Hand bieten. Ich werde eine polytechnische Schule in seiner Residenz gründen, welche Schweden und Norweger, Franzosen und Deutsche, die Amerikaner des Nordens und Südens mit jenem Ideale vertraut machen soll, welches Sieveking entwarf — nach dem Kampfe.“

Julian winkte wehmüthig bejahend. „Und was Du im Herzen getragen, im Herzen erfahren, das bewahre ich als heilige Sage in der Künstlerseele, bis jener Tag kömmt, welcher auch Menschen wie Dich glücklich machen kann.“

Und die Tannen und Buchen, unter welchen Adrian der schwedische Bauer gewandelt, Eberhard die Nordlandssehnsucht ausgestreut, der Sturm des Lebens ihm zum erstenmale zur Ruhe niedergegangen war, flüsterten leise im Abendhauche ihr stilles: „Also geschehe es! Also geschehe es!"

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

Stifft, A. von

Im Stürme des Lebens Roman von A. Stifft

Bd.: 2

Wien 1864